Geschichte

des

Consulats und Kaiserreichs.

Von

M. A. Thiers,

Mitglied der Akademie, Deputirten und vormals Conseil-Präsidenten.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Friedrich Funck.

Fünfzehnter Band.

Mannheim,

Verlag von J. Bensheimer.

1857.

Schnellpressendruck bei L. Dietzsch in Darmstadt.

Fünfundvierzigstes Buch.

Die Berësina.

Alexander in Petersburg. — Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit dem Kronprinzen von Schweden zu Abo. — Plan, im Rücken des bis Moskau vorgedrungenen französischen Heeres zu erscheinen. — Aus Finnland werden dem Grafen von Wittgenstein Truppen zugeschickt, und Tschitschákow aus der Moldau herbeigezogen, soll mit seinem Heer das Heer in Wolyn vereinigen. — Beide russische Heerführer erhalten Befehl, sich gegen die französischen Streitkräfte an der Düna und am Dnjepr zu wenden und dem Kaiser Napoleon den Rückzug abzuschneiden. — Kutúsow wird angewiesen, sich auf keine Unterhandlung einzulassen und die Feindseligkeiten so bald wie möglich wieder zu beginnen. — Napoleon, ohne große Hoffnung auf Frieden, läßt sich in Moskau zurückhalten durch seinen Widerwillen gegen einen Rückzug, der ihn in den Augen Europas als geschwächt erscheinen lassen müßte und jede Unterhandlung unmöglich machte. — Er neigt sich zu dem Entschluß, eine bedeutende Streitmacht in Moskau zu lassen und mit dem übrigen Heer sich in die reiche Landschaft um Kaluga zu legen, wo er den Marschall Victor zu Jelnia in der Nähe haben will. — Während Napoleon noch zögert, überfällt Kutúsow mit seinem ausgeruhten und verstärkten Heer den arglosen Murat bei Winkowo. — Glänzendes Gefecht: Murat macht seine Sorglosigkeit wieder gut durch seine Tapferkeit. — Napoleon zieht aus, um die Russen für diesen Ueberfall zu züchtigen; Mortier bleibt mit 10,000 Mann Besatzung in Moskau zurück. — Abgang von Moskau den 19. October nach fünfunddreißigtägigem Aufenthalt. — Seltsamer Anblick des abziehenden Heeres, welchem ein ungeheurer Troß folgt. — Ankunft an der Pakra. — Napoleon beschließt plötzlich, sich unbemerkt von der alten Kalugaerheerstraße auf die neue zu ziehen und Kaluga ohne Kampf, also ohne einen Troß von Verwundeten, zu erreichen. — Dieser Entschluß macht die völlige Räumung Moskaus nothwen-

dig. — Die Russen bemerken zeitig die von Napoleon eingeschlagene neue Richtung und verlegen ihm bei Malo Jarosláwez den Weg nach Kaluga. — Mörderisches Gefecht bei Malo Jarosláwez zwischen dem Heertheil Eugens und zwischen dem Corps Doktorows. — Die Unmöglichkeit, zehntausend Verwundete nachzuführen, und das Dringen seiner Heerführer bestimmen Napoleon, einer neuen Schlacht auszuweichen und auf den Marsch nach Kaluga zu verzichten. — Entschluß zum Rückzug nach Smolensk auf demselben Weg, der das Heer nach Moskau geführt hat. — Erste Regen und Schwierigkeit fortzukommen. — Die Stimmung des Heeres wird traurig. — Beschwerlicher Marsch nach Moschaisk und Borodinó. — Mangel an Lebensmitteln, nachdem die von Moskau mitgenommenen verzehrt sind. — Marsch über das Schlachtfeld bei Borodinó. Schrecklicher Anblick. — Kutúsow macht sich zur Verfolgung auf. — Schwieriger Stand der Nachhut unter Davout. — Nächtliche Ueberfälle der Kosaken. — Verkommen der französischen Reiterei. — Eugen und Davout schweben in großer Gefahr an der Enge bei Zarewo Sajmitsche. — Viele ausgemergelte Soldaten bleiben zurück. — Eine Menge Nachzügler hängen sich an die Nachhut. — Die Russen suchen dem französischen Heer den Vorsprung bei Wjäsma abzugewinnen, während ihr Nachtrab unter Miloradowitsch die französische Nachhut hetzt und die Nachzügler wegfängt. — Davout, bei Wjäsma von den Russen hinten und vorn angefallen, rettet sich durch seine Unerschrockenheit und mit Hülfe Neys. — Ney löst das erschöpfte Corps Davouts in der Nachhut ab. — Plötzlicher Eintritt der Winterfröste; das Heer beginnt, schrecklich zu leiden. — Die Pferde stürzen auf dem Glatteis und bleiben liegen, ein Theil der Geschützfuhrwerke geht verloren. — Ankunft zu Dorogobusch. — Niedergeschlagenheit und Unthätigkeit Napoleons während des Rückzugs. — Meldungen von der Bewegung der Russen auf seiner Verbindungslinie und von der Verschwörung Malets zu Paris. — Ursprung und Verlauf dieser Verschwörung. — Eiliger Marsch Napoleons nach Smolensk. — Unglück des Vicekönigs Eugens beim Uebergang über den Wop auf seinem Marsch nach Witebsk. — Er stößt zum Hauptheer bei Smolensk. — Hier erfährt Napoleon, daß Saint-Cyr von Polozk weggedrängt ist, und daß Tschitschákow, nachdem er den Feldmarschall Schwarzenberg weggescheucht, auf Minsk losrückt. — Er eilt, an die Berësina zu kommen, bevor ihm der Weg verlegt ist. — Sein Heer bricht in drei Colonnen von Smolensk auf. — Dreitägige Schlacht bei Krásnoje. — Ney, vom Heer abgeschnitten, rettet sich durch einen außerordentlichen Marsch. — Zu Orscha erfährt Napoleon, daß Wittgenstein und Tschitschákow nahe daran sind, sich an der Berësina zu vereinigen und ihm den Rückzug abzuschneiden. — Er eilt nach der Berësina. — Berathung über die Wahl des Ueber-

gangspunktes. — In dem Augenblick, wo man verzweifelt, einen zu finden, kommt der General Corbineau, verfolgt von den Russen, und entdeckt einen bei Studianka. — Alle Anstrengungen des Heeres richten sich dorthin. — Aufopfernder Eifer des Generals Eblé und der Brückenleute. — Das Heer braucht drei Tage, um über die Berësina zu kommen und schlägt sich dabei mit dem Feind vorn und dem Feind hinten. — In diesen Tagen der höchsten Gefahr entwickelt Napoleon wieder die ganze Kraft seines Geistes. — Heldenkampf und schauderhafter Auftritt an den Brücken. — Das Heer, wie durch ein Wunder gerettet, rückt nach Smorgonje. — Napoleon überlegt, ob er bei dem Heere bleiben soll oder nicht, und entschließt sich, von Smorgonje heimlich nach Paris zu gehen. — Am 5. December fährt er in einem Schlitten ab, begleitet von Caulaincourt, Duroc, Mouton und Lefebvre-Desnoettes. — Das Heer löst sich auf und wird durch die gesteigerte Kälte vernichtet. — Räumung Wilnas. — Die Generalstäbe kommen nach Königsberg, ohne einen Mann mitzubringen. — Grundzüge und Ergebnisse des Feldzugs von 1812. — Wahre Ursachen des ungeheuren Unglücks.

Während Napoleon in Moskau auf Frieden harrte, beschäftigte sich Alexander in Petersburg Tag und Nacht mit Anordnungen zu kräftiger Fortsetzung des Kriegs, nachdem er Bedacht genommen hatte, sich durch Bündnisse zu stärken.

Wir haben bereits erwähnt, daß er bis zu dem Tag, wo er Gewißheit von dem entschiedenen Bruch mit Frankreich erhielt, d. h. nach der Rückkehr des Polizeiministers Balachow von der Unterredung mit Napoleon zu Wilna, jede Unterhandlung mit England zurückgewiesen hatte, daß er aber dann sofort seinen Abgesandten Suchtelen in Schweden beauftragt hatte, ohne Verzug ein Schutz- und Trutzbündniß mit England abzuschließen. Dies Bündniß war am 18. Juli (dem Tage, wo Barclay seinen Rückzug von Smolensk antrat) durch Vermittlung und unter den Augen des

Kronprinzen von Schweden unterzeichnet worden. Rußland und England, bisher im Krieg mit einander, verpflichteten sich zu wechselseitiger Unterstützung gegen Napoleon aus allen Kräften — mit welchen Mitteln und auf welche Weise wurde nicht näher bestimmt, weil man bereit war, nach Maßgabe der Gelegenheiten ohne Rückhalt zusammenzuwirken. Gleich darauf war Cathcart, der im Jahr 1807 die Dänen für ihre Franzosenfreundschaft gezüchtigt hatte, als Gesandter nach Petersburg gekommen und hatte eine Zusammenkunft zwischen Bernadotte, Kronprinzen von Schweden, und dem Kaiser Alexander zu Stande gebracht. Bernadotte wollte aus dem Munde des Russenkaisers die Zusicherung hören, daß ihm der schwedische Thron nie streitig gemacht und daß ihm Norwegen überlassen werden sollte. Diese Zusammenkunft zu Abo in Finnland war natürlich für Alexander viel angenehmer als die in Erfurt mit Napoleon, der ihm gegenüber stets den großen Mann und den Ueberlegenen vorstellte. Hier war *er* der Ueberlegene, dem jedoch die Freundschaft des Schwächeren höchst willkommen sein mußte. Durch den Vertrag vom 5. April (Bd. 14, S. 58) hatte Alexander sich verpflichtet 20,000 Mann Hülfsvölker zur Eroberung Norwegens zu stellen. Diese 20,000 Mann waren in Finnland zusammengezogen und konnten viel zweckmäßiger zur Verstärkung Wittgensteins benutzt werden, als zur Eroberung Norwegens, die zu verschieben bis nach Besiegung Napoleons durch das geringste Maß von Klugheit angerathen war. Im Augenblick hatte das kleine Heer in Finnland eigentlich den Zweck, gegen Bernadotte auf der Hut zu sein, denn Späher in seiner Nähe meldeten, daß er, seitdem

der Feldzug sich so übel für die Russen anließ, seinen Verdruß nicht verhehlen konnte. Von einem Franzosen, der die Hand zum Bund gegen Frankreich geboten hatte, ließ sich immer fürchten, er möchte, wenn er bei diesem Bündniß nicht seine Rechnung fände, plötzlich auf die Seite Napoleons überspringen.

Am 28. August (Tag der Ankunft Napoleons in Wjäsma) fand die Zusammenkunft Alexanders und Bernadottes zu Abo statt in Beisein des englischen Gesandten Cathcart. Die englische Flotte hatte dem Kronprinzen von Schweden das Geleit nach der finnischen Küste gegeben und lag vor der Stadt, anzudeuten, daß wenn der Emporkömmling sich beigehen ließe, falsch mit Rußland zu spielen und in Finnland einzubrechen, englische Hülfe nicht fehlen würde. Alexander behandelte seinen Gast mit einer bezaubernden Zuvorkommenheit, denn der russische Stolz weiß sich da, wo es einen Vortheil gilt, zu verläugnen und einer morgenländischen Liebenswürdigkeit Platz zu machen, die sich nirgends in dem Maße findet wie bei dem gefährlichen Russenvolk. Unbekümmert um das einfältige Urtheil der Götzendiener Napoleons, daß sein Bestreben, zu Tilsit und zu Erfurt sich diesem gefällig zu zeigen bei der Größe Napoleons keine Selbstverläugnung gewesen sei, machte er dem Emporkömmling den ersten Besuch, umarmte ihn und brachte ihn bald dahin, daß er auf alle seine Wünsche einging. Es kostete keine Mühe den Kronprinzen zu überzeugen, daß sein bisheriges Verlangen, ihm die zugesagten 20,000 Mann gegen Norwegen zu stellen, unter den obwaltenden Umständen dem Zwecke des Bündnisses schnurstracks zuwiderlief, und daß die Eroberung Norwegens jetzt ander-

wärts zu sichern sei, als in Norwegen selber, welches nach dem Falle Napoleons unfehlbar die Beute Schwedens werden müsse. In der That ließ sich das jetzt in Finnland stehende Russenheer nirgends besser verwenden als an der Düna, und das schwedische Heer nirgends besser als im Rücken Napoleons, etwa zu einer Landung in Dänemark, wo Bernadotte sich eines später gegen Norwegen auszutauschenden Pfandes bemächtigen konnte. Alexander und Bernadotte einigten sich über den Grundsatz, daß für jetzt die gemeinsamen Kräfte gegen Napoleon verwendet werden müßten, um diesen zu schlagen, denn mit der Niederlage Napoleons sei die Eroberung Norwegens gesichert. Bernadotte seinerseits gab dem Russenkaiser die beßten, für Napoleon verderblichsten Rathschläge, die nichts an ihrem Werth verloren durch die übertriebene Herabsetzung des Eroberers. Bernadotte sagte: Napoleon ist nicht der unwiderstehliche Kriegsgott, den die blinde Bewunderung Europas aus ihm gemacht hat. Er ist ein hitziger General, der immer vorwärts will, niemals zurück, selbst wenn die Umstände es gebieterisch erheischen. Um ihn zu besiegen und zu vernichten, braucht man nur Geduld zu haben. Sein Heer ist nicht mehr, wie man es früher gefunden hat, wenn man sich mit ihm messen wollte. An die Stelle seiner beßten altgedienten französischen Soldaten sind Neulinge und Fremdlinge getreten. Die Führer dieses herabgekommenen Heeres sind der ewigen Kriege überdrüssig. Seine Streitmacht wird nicht die Probe aushalten, auf die man sie stellt, indem man sie in das innere Rußland lockt, und Napoleon wird nicht im Stande sein, sie glücklich wieder herauszubringen. Um mit ihm fertig zu werden, muß

man eine Eigenschaft besitzen: Beharrlichkeit. Man muß sich gefallen lassen, eine Schlacht, zwei, drei Schlachten zu verlieren, dann werden Schlachten mit zweifelhaftem Ausgang folgen, und nach diesen wird man Siege gewinnen, wofern man entschlossen ist, fest zu stehen und nicht zu wanken.[1])

Alexander fand in diesen Aeußerungen Bernadottes die Bestätigung seiner eignen längst gehegten Ansicht. Beide schieden als die beßten Freunde, Alexander mit der Ueberzeugung, daß er jetzt unbedenklich seine 20,000 Mann in Finnland nach Livland ziehen konnte, um Macdonald und Saint-Cyr in die Enge zu treiben.

Gleichzeitig war Rußland auch des türkischen Kriegs entledigt worden, so daß es über sein Donauheer verfügen konnte, wie über seine Truppen in Finnland. Der Abschluß des Friedens war lange verzögert worden durch die Zähigkeit, mit welcher die Russen erst auf der Abtretung der Walachei, der Moldau und Bessarabiens bestanden, dann durchaus die Moldau bis an den Seret, zuletzt wenigstens Bessarabien behalten und dagegen die Türken zu einem Bündniß gegen Frankreich nöthigen wollten. Die Türken, des Kriegs eben so müde wie ihrer Verbindungen mit europäischen Mächten, hatten endlich in die Abtretung Bessarabiens gewilligt und damit den Russen die Donaumündung in die Hände geliefert. Eine nur wenige Tage länger fortgesetzte Beharrlichkeit würde ihnen auch dieses Opfer erspart haben. Aber auf ein Bündniß gegen Frankreich ließen sie sich schlechter-

---

[1]) Diese Darstellung ist aus zuverlässigen Nachrichten gezogen, welche Maret theils unmittelbar, theils von einem befreundeten Hofe erhielt, dessen Gesandter in Petersburg geblieben war.

dings nicht ein. Tschitschakow der schon den ausschweifenden Plan gefaßt hatte, mit den Türken gemeinschaftlich einen Einfall in Illyrien und selbst in Italien zu machen, ließ sich, während er mit dem förmlichen Abschluß des Friedens zögerte, durch seine zügellose Einbildungskraft zu dem noch weit tolleren Gedanken fortreißen, die Eroberung Konstantinopels zu versuchen. Dies war um die Zeit, wo sich Napoleon bereits in Wilna befand. Die bekannte Lüsternheit Alexanders nach jener fetten Beute war so groß, daß er auf dem Punkt stand,[1]) seine Genehmigung zu dem wahnwitzigen Beginnen des Admirals zu geben. Bald aber sagte ihm der nüchterne Verstand, daß wenn je ein Augenblick ungünstig war, zur Verwirklichung der Absichten seiner Großmutter Katharina zu schreiten, der gegenwärtige es im höchsten Grade sein mußte. Abgesehen davon, daß der Marsch von 50,000 Russen auf Konstantinopel diesen wohl Verluste bringen, aber schwerlich die Hauptstadt der Osmanen in ihre Hände liefern konnte, lag auf flacher Hand, daß Schweden nach dem Verlust von Finnland nicht auch noch die Ausdehnung des Russenreiches bis an die Dardanellen gut heißen und sich damit in völlige Abhängigkeit von einem bereits viel zu mächtigen Nachbar bringen

---

[1]) Der aufmerksame Leser wird aus dem Brief in der folgenden Anmerkung deutlich sehen, daß Alexander keinen Augenblick auf dem Punkt stand, den Marsch nach Konstantinopel gut zu heißen, sondern daß das, was er am 11. Juli billigen wollte, und noch am 18. Juli nicht ganz verwarf, der Marsch nach dem adriatischen Meer war. Bei der Berechnung dieses Marsches war der einzige Fehler, daß die Mitwirkung der Türken als sicher angenommen werden sollte. Illyrien mit Hülfe der Türken den Franzosen genommen, wäre ein guter Köder gewesen, um Oestreich von Napoleon abzuziehen. — Anm. des Uebers.

konnte. Von England war zu erwarten, daß es, anstatt sich mit Rußland gegen Napoleon zu verbinden, die Russen zusehen ließe, wie sie mit diesem fertig werden möchten, und ihre schützende Hand über Konstantinopel gegen die Russen ausstrecken würden. Preußen konnte so wenig wie Schweden eine weitere Vergrößerung Rußlands wünschen. Oestreich war schon durch den Uebergang der Donaumündung in russische Hände verstimmt. Die Nachbarschaft der Russen in Bulgarien und Serbien war nicht geeignet, diese Macht von dem Bündniß mit Napoleon abzuziehen, sondern nur, dies Bündniß zu befestigen. Es klingt sonderbar, daß Alexander in dem Augenblick, wo er bei Drissa in höchster Gefahr schwebte, in Versuchung geführt wurde, ein Unternehmen zu billigen, welches seine natürlichen Bundesgenossen und seine lauen Gegner in entschiedene Feinde verwandeln mußte; aber sein Brief an Tschitschákow vom 18. Juli setzt es außer Zweifel. [1]) Der Zar antwortete seinem unbedacht-

---

[1]) Der Verfasser ist, wie früher (Bd. 14, S. 62) erwähnt, in dem Besitz der zwischen dem Admiral und dem Kaiser gewechselten Briefe gekommen. Darunter befindet sich folgender von Alexander an Tschitschákow, geschrieben auf seiner Reise von Drissa nach Moskau.

„Läkow bei Polozk, 6. (d. h. 18.) Juli 1812.

„Ich stand eben im Begriff, Ihnen meine Antwort auf Ihren Brief vom 26. Juni (8. Juli) zuzufertigen, als ich Ihr Schreiben vom 29. (11. Juli) erhielt. Ich wollte alle bis zum 26. von Ihnen gefaßten Entschließungen billigen und Ihnen ganz freie Hand geben; aber ich gestehe, Ihr Schreiben vom 29. setzt mich in Verlegenheit über den Ihnen zu ertheilenden Bescheid. Der Plan ist großartig, kühn; aber wer bürgt für das Gelingen? Mittlerweile würden wir uns jetzt der Wirkung berauben, die Ihr Erscheinen in der Flanke des Feindes haben könnte und auf lange Zeit hin der Mitwirkung Ihrer Truppen, wenn diese gegen Konstantinopel geführt würden.

samen Heerführer in freundlicher Weise: der kühne Plan gegen Konstantinopel müsse auf bessere Zeiten verschoben werden; für jetzt sei das Donauheer nach Wolyn zu führen, das Heer Tormásows mit ihm zu vereinigen und stracks nach Norden vorzurücken. Diese Weisung kam dem Admiral etwa zu Ende des Juli zu. Er übereilte sich nicht, ihr nachzukommen, was ihm den Vortheil gab, mit völlig ausgeruhten Truppen auf dem Kampfplatz zu erscheinen, während Na-

„Ganz abgesehen von der öffentlichen Meinung sowohl bei uns als bei unsern Verbündeten, den Schweden und Engländern, die wir durch eine solche Entschließung verletzen müßten, würden wir auch noch unsere augenblicklichen Verlegenheiten muthwillig vermehren. Die Oestreicher haben bis jetzt nur 30,000 Mann gegen uns ins Feld gestellt; sehen sie das Osmanenreich in seiner Grundfeste bedroht, so werden sie, wo nicht von selbst, doch gewiß durch das Antreiben des Kaisers Napoleon bestimmt werden, all ihre Streitkräfte in Bewegung zu setzen, um die Gefahr abzuwenden; sie werden in die Moldau und in die Walachei einrücken, ihre zurückgelassenen Truppen und selbst die, mit welchen Sie gegen Konstantinopel ziehen, in Verlegenheit bringen. Wenn die D i v e r s i o n, z u w e l c h e r S i e i n I h r e m B r i e f v o m 26. J u n i (8. Juli) v ö l l i g e n t s c h l o s s e n s c h i e n e n, Ihnen jetzt so viele Hindernisse zu finden scheint, so möchte wohl eine andere viel weisere Entschließung zu fassen sein, welche nicht minder ersprießliche Ergebnisse haben könnte, nämlich, daß Sie die Genehmigungen des Vertrags auswechseln, und sich für den Augenblick mit diesem Frieden begnügen, ohne das Bündniß gebieterisch zu fordern, daß Sie dann alle Ihre Streitkräfte über Holtin und Kámenjez Podolski nach Dubna hin führen, dort das ganze Heer Tormásows an sich ziehen (wogegen ich den General Tormásow als Befehlshaber nach Kijew schicken werde), und daß Sie mit diesem, aus acht bis neun Divisionen bestehende Heer auf Alles losgehen, was Sie nach Warschau zu finden und so eine für die beiden ersten Heere, welche einen überlegenen Feind vor sich haben, höchst wirksame Diversion ausführen. Ich glaube, es ist keine andere Wahl als zwischen der Diversion nach Dalmatien und dem adriatischen Meer hin, oder der durch Podolje nach Warschau zu. Die Geschichte mit Konstantinopel kann später wieder aufgenommen werden. Stehen einmal unsere Geschäfte mit Napoleon gut, dann können wir auf Ihre Gedanken zurückkommen . . . u. s. w.

poleon durch sein Zögern in Moskau machte, daß der gefährliche Feind nicht zu spät kam.

Etwa vierzehn Tage nach der Rückkehr von Abo empfing Alexander die Meldung von der Schlacht bei Borodinó und belohnte den bereits wegen seiner an der Donau geleisteten Dienste in den Fürstenstand erhobenen Kutúsow als Sieger in der Schlacht mit der Feldmarschallswürde und mit einem Geschenk von 100,000 Rubel, ließ auch jedem Soldaten der mitgekämpft hatte, fünf Rubel verabreichen, und verordnete feierliche Dankgebete in allen Kirchen des Reichs. Als er den wahren Verlauf erfuhr, war er empört über die Unverschämtheit [1]) seines Oberfeldherrn, ohne

[1]) Vergleicht man S. 306 des vorigen Buchs, so findet man, daß in der Meldung Kutúsows nichts unrichtig war als die Angabe seines Verlustes, die noch dazu mit der gleichzeitigen Angabe Napoleons übereinstimmt. Die weiter erwähnte Entrüstung Alexanders ist eine offenbare Erdichtung des Hrn. Thiers. Mit Schimpfwörtern, wie „Unverschämtheit" um sich zu werfen, steht einem Geschichtschreiber übel an, der sich so grobe Verstöße zu Schulden kommen läßt, wie den in der vorletzten Anmerkung gerügten, und der auf wahrhaft kindische Weise den Ruhm der französischen Truppen, dadurch erhöhen will, daß er die Zahl der von ihnen getödteten Feinde übertreibt. Der Sieg war bei Borodinó auf Seite der Franzosen insofern, als sie durch ihre Ueberzahl von Geschütz den Russen mehr Leute getödtet hatten, als diese ihnen, und daß sie die Russen aus ihrer Stellung auf den zwei Hügeln verdrängt hatten. Für den Feldzug im Ganzen war der Sieg Napoleons einer Niederlage gleichzurechnen, denn die verlornen 30,000 Mann konnte er nicht ersetzen, wie die Russen ihren größeren Verlust. Die Russen hatten sich tapfer geschlagen und Kutúsow hatte wohl gethan, das Corps Ostermanns und die Hälfte vom Corps Doktorows erst am Nachmittag ins Feuer zu führen, so daß Napoleon keine Lust hatte, seine Garde gegen diese noch frischen Truppen aufs Spiel zu setzen. Napoleon handelte trotz seinem Schnupfen als klarsehender Feldherr, und Kutúsow verdiente seine Belohnung eben so gut wie seine Soldaten.

sie jedoch an den Tag zu legen, denn er sah seinen Vortheil bei einer Lüge, welche den Muth seiner Unterthanen aufrecht hielt. Aber die Nachricht von der Preisgebung und von der Verbrennung Moskaus hatte sodann in Petersburg, wie im ganzen Reich eine um so tiefere Niedergeschlagenheit zur Folge.

Petersburg, eine künstliche Schöpfung Peters des Großen, eine Stadt von Beamten, Hofleuten, Handelsleuten, Fremden, war nicht, wie Moskau, das Herz sondern der Kopf des Reichs, der mit lauter dem Ausland entlehnten Gedanken angefüllt war. Anfangs hatte man in Petersburg den Krieg gewünscht, als Mittel, die Handelsverbindung mit England wieder anzuknüpfen, aber jetzt, wo man so große Gefahren zu laufen und so schwere Opfer zu bringen sah, war die Kriegslust der Rechner bedeutend herabgestimmt. Sie meinten, die Soldaten hätten sich nur bei jeder Gelegenheit mit den Franzosen schlagen sollen, dann würden die Franzosen nicht bis ins Herz des Reiches vorgedrungen sein. Die Generale, welche sich immer weiter und weiter zurückzögen, seien Verräther oder Feiglinge, der Kaiser sei ein Schwächling, indem er ihnen freie Hand lasse. Pfuhl konnte sich nicht auf der Gasse sehen lassen ohne Gefahr, gröblich beleidigt zu werden, Paulucci dagegen, welcher für seinen Widersacher galt, wurde in den Himmel erhoben.

Man glaubte allgemein, Napoleon würde nun von Moskau auf Petersburg losgehen, und in dieser Besorgniß wurden schon die Kostbarkeiten eingepackt und nach Abo oder Archängel geschickt. In den maßgebenden Kreisen war man getheilter Meinung über

Das, was nun zu thun sei. Die Hitzigen wollten den Krieg hartnäckig fortgesetzt haben und scheuten sich nicht zu sagen, wenn Alexander wanke, müsse man ihn absetzen und seine Schwester, die Großfürstin Katharina, auf den Thron erheben, seine äußerst verständige, entschlossene Frau, die als Franzosenfeindin galt und die sich bei ihrem Gemahl befand, dem Herzog von Oldenburg, Statthalter der Provinzen Twer, Jarosláwl und Kostroma nördlich von Moskau. Die Gemäßigten dagegen wollten eine Gelegenheit zu unterhandeln nicht zurückgewiesen haben. Sie erschracken vor dem Gedanken, die Franzosen in Petersburg, den Kaiser in dem unsicheren Finnland oder in Archángel am Weißen Meer flüchtig zu sehen. Selbst die stolze franzosenfeindliche Mutter des Kaisers neigte sich erschreckt zum Frieden hin, eben so sein Bruder, der Großfürst Konstantin, welcher nach dem Verlust von Smolensk das Heer verlassen hatte und meinte, man solle einen gewöhnlichen Krieg führen und sich nach ein paar verlornen Schlachten zum Frieden bequemen, nicht aber sich auf einen Vertilgungskrieg einlassen, wie ihn die Spanier seit vier Jahren führten. Höchst merkwürdig ist, daß sogar Araktschéjew noch vor Kurzem für einen Kampf bis auf den letzten Mann gestimmt, sich zum Frieden hinneigte. Rumänzow, der verstummt war, seitdem der ausgebrochene Krieg die Unhaltbarkeit des Tilsiter Bündnisses bewiesen hatte, fand die Stimme wieder, um zu Gunsten des Friedens zu reden. Während so die vornehmsten Russen am Petersburger Hof verzagten, standen die Deutschen, den Freiherrn von Stein an der Spitze, felsenfest, ermuthigten die kaiserliche Familie und führten dem Kaiser zu Gemüthe, daß sein Beruf

sei, an die Spitze des gegen Bonapartes Gewaltherrschaft empörten Europa zu treten.

Alexander war tief ergriffen von dem Unglück Moskaus und dachte mit Schrecken an die seiner Hofstadt drohende Gefahr. Aber sein verletzter Stolz empört sich gegen den Gedanken, seinen Degen nochmals dem herrischen Bundesgenossen von Tilsit und Erfurt zu Füßen zu legen, von dem er seit Jahr und Tag so geringschätzig behandelt worden war. Besser, im Kampfe untergehen, als sich so erniedrigen, dachte er. Gegen seine Vertrauten äußerte er: Ich und Napoleon können nicht neben einander in Europa herrschen; einer von uns beiden muß von der Weltbühne abtreten.

Dem unwiderruflichen Entschluß nicht nachzugeben, faßte Alexander ganz im Stillen, ohne ihn der Berathung der streitenden Fürsprecher des Kriegs und des Friedens zu unterziehen. Die Aengstlichkeit der Einen widerte ihn an, der maßlose Eifer der Andern hatte etwas verletzendes, indem er sich bis zu Absetzungsgedanken verstieg. Er fühlte, daß Napoleon in Moskau größeren Gefahren ausgesetzt war, als er den Russen bereiten konnte, und er zweifelte nicht, daß der Schnee und das Eis des nahenden Winters eine sichere Schutzwehr für Petersburg sein würde. Aber die Möglichkeit eines Vordringens der Franzosen nach Petersburg zu Anfang oder zu Ende des Winters schloß er von seinen Berechnungen nicht aus, und für diesen möglichen Fall wollte er die Kronstadter Flotte der Vernichtung entziehen. Er ließ den englischen Gesandten Cathcart rufen, gestand ihm seine Besorgnisse, theilte ihm seinen unwiderruflichen Entschluß mit und stellte als unzweideutigen Beweis dieses Entschlusses

das Begehren, England solle die russische Flotte, bevor sie einfröre, mit Allem, was sie an Brod habe, in Verwahrung nehmen, er wolle sie der Ehre und Rechtlichkeit Großbritanniens anvertrauen. — Was konnte England besseres wünschen als ein solches Pfand der Gesinnungen des russischen Kaisers? Cathcart erwiderte: die Treue Englands würde dem in seine Ehre gesetzten Vertrauen gleichkommen, und die russische Flotte würde in den britischen Häfen die gastlichste Aufnahme finden. — Alexander ließ das kostbarste Kroneigenthum an Bord bringen und befahl, daß die Flotte nach dem großen Belt unter Segel gehen sollte, um dann auf den ersten Wink aus der Ostsee in die Nordsee auszulaufen. Anderes Kroneigenthum und wichtige Papiere in den Archiven ließ der Kaiser nach Archängel schaffen.

Außer diesen von einer aufs Schlimmste gefaßten Vorsicht eingegebenen Maßregeln traf Alexander andere, welche geeignet waren, Napoleon in die größte Gefahr zu bringen. Den größeren Theil der von Helsingfors in Finnland nach Reval in Esthland übergeschifften Truppen ließ er den Weg nach Riga nehmen mit der Bestimmung, zu Wittgenstein zu stoßen, so daß dessen Streitmacht auf 60,000 Mann gebracht würde. Schon vorher hatte er an Tschitschäkow erneuten bestimmten Befehl erlassen, nach Wolyn zu gehen, die Truppen Tormäsows an sich zu ziehen und mit 70,000 Mann die Richtung nach dem oberen Dnjepr einzuschlagen, welche auch die anderen russischen Heere von andern Punkten aus nehmen würden, um den Franzosen in den Rücken zu kommen. Pfuhl hatte immer gesagt, man müsse den Franzosen in die

Flanke oder in den Rücken fallen, wenn man sie ins Innere des Reichs gelockt hätte. Eine solche Bewegung wäre vorzeitig gewesen, im Juli und August, so lange Napoleon in Wilna, in Witebsk und in Smolensk in der Lage war, dieselbe zu vereiteln. Im September und October, wo er in Moskau saß, war die rechte Zeit dazu. Die französischen Truppen auf der Verbindungslinie, waren nicht stark genug, eine Bewegung Tschitschákows zu hindern. Gelang es dem Grafen von Wittgenstein, den Marschall Saint-Cyr von der Düna zu vertreiben und sich zwischen Witebsk und Smolensk auf den Weg zu stellen, den Napoleon nach Moskau genommen hatte, ließ Tschitschákow einen Theil seines Heeres in Schwarzrußland stehen, um Schwarzenberg im Schach zu halten, während er selber mit 40,000 Mann nach Weißrußland zog, so konnte er an der oberen Berësina zu Wittgenstein stoßen, und beide vereinigt konnten dort Napoleon empfangen, dessen Heer durch den Marsch von Moskau erschöpft, und von dem verfolgenden Kutúsow gezehntet, ihnen rettungslos zur Beute werden zu müssen schien.

Den Grundgedanken dieses Plans hatte Alexander aus seinen Unterredungen mit dem General Pfuhl geschöpft, und sein Adjutant Michaud hatte ihn darin bestärkt. Sobald er darüber mit sich im Reinen war, beauftragte er den Obersten Tscherny'schew, sich zunächst zu Kutúsow zu begeben und diesen von der Zweckmäßigkeit desselben zu überzeugen, dann zu Tschitschákow um zu hören, wie und wann dieser auf die Verbindungslinie Napoleons zu kommen gedenke, zuletzt zu Wittgenstein um ihn in den Stand zu setzen, seine Bewegung nach Süden mit der Bewegung Tschitschá-

kows nach Norden in Einklang zu bringen. Die Eröffnungen welche Napoleon zur Einleitung eines Friedens machte, kamen unter diesen Umständen ganz gelegen. Alexander fand in ihnen lediglich den Beweis, daß der Eroberer sich in Verlegenheit befand, und nahm erwünschten Anlaß, diese Verlegenheit zu vergrößern, indem er ihn auf Antwort warten ließ. Je länger Napoleon in Moskau blieb, desto wahrscheinlicher wurde es, daß man ihm den Rückweg abschneiden könnte. Darum meldete Tschernyschew dem Feldmarschall Kutúsow, der Kaiser Alexander habe beschlossen, auf Napoleons Eröffnungen gar nicht zu antworten, damit dieser so lange wie möglich in Moskau hingehalten würde. Ferner sei der Kaiser der Meinung, Kutúsow solle sich vorläufig ruhig verhalten, sich nach Möglichkeit verstärken und den Eintritt des Winters abwarten, um mit Uebermacht über Napoleon herzufallen. Hierauf hatte Kutúsow zu erwidern: die Meinung des Kaisers stimme völlig mit der schon längst von ihm gehegten überein, und schließe die Billigung seines bisherigen Verfahrens in sich. Die Zweckmäßigkeit des übrigen Planes liege klar vor Augen.

Während Napoleon Gegenstand solcher Berechnungen war, verlor er seine Zeit zu Moskau mit Warten auf Antwort von Petersburg, schwankend zwischen der Hoffnung auf Frieden und zwischen der Besorgniß, daß die Russen entschlossen seien, einen Volkskrieg und keinen Staatskrieg zu führen. Für einen solchen Entschluß schien einerseits der Brand von Moskau zu sprechen, andererseits das Ausbleiben einer Antwort auf die durch Tutelmin und durch Jakowlew gemachten Eröffnungen, welche schon in der ersten Woche des October erwartet war.

Eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten schien in diesen Tagen des Harrens nicht so bedenklich wie unmittelbar nach dem Brand von Moskau. Das Wetter war noch immer wunderschön und ungewöhnlich mild, im October, so wie es im September etwa in der Gegend von Compiegne oder Fontainebleau zu sein pflegt. Nur ließ sich erwarten, daß es bald der strengen Jahreszeit weichen müßte, mithin war jeder Tag des Stilliegens in der ersten Hälfte des Octobers ein unwiederbringlicher Verlust, eine verscherzte Gunst des Schicksals. Das Heer war, was die Mannschaft betraf, in solchem Stand, daß Napoleon noch hoffen durfte, einen schweren Schlag gegen die Russen führen zu können. Durch das Eintreffen von Marschbataillonen und von Marschescadronen und durch den Wiedereintritt vieler geheilten Verwundeten aus der Schlacht bei Borodinó war die Gesammtzahl wieder auf 100,000 Mann gebracht. Die 600 Stück Geschütz waren mit dem Bedarf zur Bedienung reichlich versehen. Der alte Lariboisière, dessen Diensteifer der Seelenstärke gleichkam, mit welcher er den Verlust eines vor seinen Augen bei Borodinó gefallenen hoffnungsvollen Sohnes ertrug, fand die Zahl von 600 Geschützen viel zu groß und rieth, weniger von diesen und mehr Pulver und Kugeln mitzunehmen. Aber Napoleon verließ sich vorzugsweise auf sein Geschütz, weil er die entscheidende Wirkung desselben bei Borodinó gesehen hatte und sich nicht verhehlte, daß er bald eine überlegene Zahl von Feinden gegen sich haben würde, die er nur mit vielen Kanonen abwehren könnte. Zur Bespannung der Unzahl von Geschützwagen ließ er die kleinen Bauernpferde, (Konjóki genannt) verwenden. Während aber die Mannschaft durch

Ruhe und reichliche Nahrung wieder gekräftigt war, boten die Pferde der Reiterei unter Murat einen kläglichen Anblick dar. Sie bekamen oft nur faules Stroh von den Dächern der Hütten zu fressen und wurden mager und kraftlos. Murat, in der Ebene bei Winkowo hinter dem Flüßchen Tschernitschna gelagert, hatte die größte Mühe ordentliches Futter aufzutreiben, denn so wie er in einige Entfernung streifen ließ, wurden seine ausgesandten Reiterhäuflein von Kosakenschwärmen überfallen. Napoleon schickte ihm endlich einen Futtervorrath zu und die Ermächtigung, sich etwa vier Meilen von dem feindlichen Lager bei Tarutino nach Wóronowo zurückzuziehen und so die Verpflegung seiner Pferde zu erleichtern. Von dieser Ermächtigung machte Murat keinen Gebrauch, weil er voraussah, daß sich in wenigen Tagen das ganze Heer in Bewegung setzen würde.

Am 12. October, etwa vier Tage vor Ablauf der Zeit, binnen welcher Antwort von Petersburg kommen sollte, traf Napoleon endlich Anstalten, welche auf den Abmarsch von Moskau deuteten. Er ließ verschiedene im Kreml gefundene Sehenswürdigkeiten als Siegeszeichen in der Richtung nach Wilna wegbringen, er schrieb nach Smolensk, man solle ihm nichts mehr nach Moskau schicken, dagegen in Smolensk sich bereit halten, in jeder demnächst anzugebenden Richtung ihm die Hand zu reichen. Aber der Gedanke an den Eindruck, den die Kunde von seinem Abzug aus Moskau machen müßte, ließ ihn von Tag zu Tag mit dem wirklichen Aufbruch zögern. Der Abzug, meinte er, sei das Geständniß, zu weit gegangen zu sein, das Geständniß der Unmöglichkeit sich in solcher Ferne zu behaupten also eines großen Rechnungsfehlers, eines mißlungener

Feldzugs. Und da der Schein der Unwiderstehlichkeit für ihn das Bindemittel war, welches das Gebäude seiner Macht zusammenhielt, so gab es in seinen Augen nichts Schrecklicheres als eine Beeinträchtigung dieses Scheines. Er sah im Geist schon alle unterjochten Völker sich hinter ihm erheben, sobald sie erführen, daß er in Moskau Ziel und Schranke seiner Uebermacht gefunden habe. Am liebsten wäre er also den Winter über in Moskau geblieben, und der Staatssecretär Daru, Generalintendant des Heeres, rieth ihm förmlich dazu. Daru rechnete ihm vor, daß die Kellervorräthe an Korn, Reis, Gemüsen, gesalzenem Fleisch und Branntwein zur Erhaltung der Truppen bis ins Frühjahr hinreichten, daß sich mit Geld auch Schlachtvieh und Viehfutter beschaffen ließe, daß die Leute, wenn sie auch in Moskau knapp leben müßten, jedenfalls besser daran sein würden, als auf einem Marsch nach Smolensk, sei es auf dem bisherigen, sei es auf einem neuen Weg. — „Das ist ein Löwenrath“, entgegnete der Kaiser. „Ich sehe keine Möglichkeit meine Pferde in Moskau zu überwintern, denn die zahllosen Kosakenschwärme werden die Zuführung des Futters unmöglich machen. Und was soll aus meiner Verbindungslinie werden, während ich in Moskau eingeschneit bin? Ich müßte Moschaisk, Gschat, Wjäsma und Dorogobusch befestigen und mit so starken Besatzungen versehen, daß sie den Angriffen von 15,000 Mann widerstehen könnten. Durch Abgabe dieser Besatzungen würde ich mich so schwächen, daß ich in Moskau aufgehoben werden könnte. Es gehörte wahrlich eine Löwenkühnheit dazu, einen solchen Rath anzunehmen. Oder sollte ich etwa den Russen

erlauben, sich zwischen Moskau und Smolensk festzusetzen, vorbehaltlich sie später zu verjagen? Was würde es denn in Frankreich und in Deutschland geben, wenn auf ein Mal die Nachrichten von mir ausblieben? Alle meine Feinde, möchten sie mich für todt oder für abgeschnitten halten, würden sich erheben. Und gesetzt, wir überstünden den Winter glücklich in Moskau, was wäre dann weiter? Wir müßten uns dann gegen Petersburg wenden, hätten also einen Weg von 280 Stunden zu machen und unsere von Smolensk kommenden Verstärkungen einen von 380. Da wäre es doch wahrlich besser, jetzt nach Witebsk zu gehen, von wo wir nur 150 Stunden bis Petersburg haben."

Es wäre besser gewesen, früher hinzugehen, nämlich in den ersten Tagen des October. Aber die Frage: Was wird man denken bei der Nachricht, daß ich von Moskau zurückgegangen bin? hatte ihn an die Unglücksstadt festgebannt. Und jetzt wo die schönste Zeit zum Rückzug unbenutzt verstrichen war, jetzt trieb die Frage: Was wird man denken, wenn einige Zeit Nachrichten von mir ausbleiben? ihn unwiderstehlich von Moskau weg. Die Besorgniß vor dem Eindruck, den die Kunde von der Räumung Moskaus in Europa machen müßte, war durch die zweite Besorgniß keineswegs überwunden. Darum wurde mit großem Geräusch der Kreml befestigt, und beschlossen, eine starke Besatzung darin zu lassen. Der Rückzug in der Richtung nach Witebsk auf dem kürzesten Weg, ein Rückzug, welcher das Ansehen einer Angriffsbewegung gegen Petersburg hatte, wäre auch jetzt noch der beste gewesen, denn vor den vereinten Streitkräften Macdo=

nalds, Saint-Cyrs, Victors und Napoleons hätte Wittgenstein zurückweichen müssen, wenn er nicht erdrückt sein wollte, und wenn Kutúsow in der Richtung nach Witebsk folgte, so hatte er ein von den Franzosen bereits ausgesogenes Land zu durchziehen und war denselben Nachtheilen ausgesetzt, welche die Franzosen auf ihrem Zug nach Moskau betroffen hatten. Aber die Nachricht, daß Tschitschákow von der Donau her im Anzug war und abermals Schrecken bis nach Warschau verbreitete, zog die Blicke nach Süden. Napoleon verzichtete auf eine Bewegung nach Nordwesten, denn damit hätte er den Unternehmungen Tschitschákows ein zu weites Feld gelassen.[1] Ein Marsch nach Kaluga paßte besser zu der gegenwärtigen Richtung der russischen Streitkräfte und zu der Stimmung der Gemüther, welche beruhigt wurden, wenn

[1] Tschitschákow hatte nur eine Unternehmung, nämlich sich mit Wittgenstein zu vereinigen und den Franzosen den Rückzug auf ihrer bisherigen Linie abzuschneiden. Wußte Napoleon das nicht, desto schlimmer für ihn. Ahnte er es, so konnte er sich nicht verhehlen, daß er sich mit dem Marsch nach Kaluga zwischen zwei Feuer brachte, zwischen Kutúsow und Tschitschákow. Napoleon hatte sonst immer den Grundsatz befolgt, wenn er zwei oder drei Gegner vor sich hatte, auf den schwächsten, oder wenn sie gleich stark waren, auf den nächsten loszugehen, diesen zu schlagen und dann sich auf den oder die andern zu werfen. Wittgenstein und Tschitschákow waren gleich stark, aber Wittgenstein stand näher oder konnte doch ungehindert erreicht werden, während Tschitschákow darauf rechnen durfte, daß Kutúsow einen Marsch gegen ihn durch Verfolgung Napoleons hemmen und ihm Zeit geben würde, zu Wittgenstein zu stoßen. Ein Angriff Napoleons gegen Kutúsow, dem stärksten unter den drei Gegnern, war eine völlige Verkehrung des gesunden bonapartischen Grundsatzes. Die Rücksicht auf die Stimmung der Gemüther, und die Hebung dieser Stimmung durch die Aussicht auf gute Winterquartiere ist ein zu armseliger Grund, als daß sie eine solche Verkehrung der Hauptregel rechtfertigen könnte.

man ihnen den milderen Himmelsstrich und die Vorräthe des Südens in Aussicht stellte.

Also entwarf Napoleon den Plan, [1]) den Feldmarschall Kutúsow aus seinem Lager hinter der Nara zu vertreiben, ihn nach rechts oder nach links hin zu werfen, dann nach Kaluga zu rücken, den Marschall Victor oder wenigstens eine seiner Divisionen, nach Jelnia zu ziehen und in Kaluga zu überwintern in einem fruchtbaren Land, unter einem milden Himmel, Front nach Süden machend und in Verbindung stehend, rechts mit Smolensk, rückwärts mit Moskau, wo Mortier mit 4000 Mann Garde und 6000 Mann Reitern, (darunter 4000 ohne Pferde) und Geschützmannschaft mit dem schwersten Troß, mit den Kranken und den Verwundeten zurückbleiben sollte, mit Lebensmitteln auf sechs Monate für 10,000 Mann versehen. Diese Zahl von Streitbaren konnte durch Einreihung der Genesenen und der eingetroffenen Versprengten erreicht werden. Damit wäre also nichts geräumt, es wären sogar neue Landschaften besetzt worden. Ein vollständiger Sieg über Kutúsow bei Tarútino und dann ein Winter von gewöhnlicher Strenge würde das Verbleiben in Kaluga bis zum Frühjahr ganz vortheilhaft gemacht haben, wenigstens gefahrlos, da in einer Entfernung von fünf Tagmärschen Victor zu Jelnia die rechte Flanke, Mortier zu Moskau den Rücken deckte. Wollte Napoleon den Bewegungen Tschitschákows gegen Warschau begegnen, so durfte er nur

---

[1]) Den urkundlichen Beweis, daß Napoleon einen solchen Plan wirklich gefaßt habe, bleibt Thiers schuldig. Man darf aber glauben, daß er ihn erwogen hat.

den Marschall Mortier von Moskau mit Lebensmitteln für zehn Tage über Moschaisk und Wjäsma nach Smolensk abgehen und alle Posten auf der Verbindungslinie an sich ziehen lassen.[1]) Der Rückzug Mortiers war durch die Stellung Napoleons in Kaluga und Victors in Jelnia völlig gedeckt.

Ein leichter Frost am 13. October, bei dem jedoch das Wetter fortwährend schön blieb, mahnte ernstlich zum Aufbruch oder doch zur Fassung eines Entschlusses. Napoleon berief seine Oberbefehlshaber und die höchsten Heerbeamten zum Kriegsrath. Der Generalquartiermeister Berthier, der Generalintendant Daru, der Vicekönig Eugen, die Marschälle Mortier, Davout und Ney saßen in diesem Kriegsrath. Es fehlten Bessières und Murat, die vor dem Feind standen. Die erste Frage war: Wie ist der Stand der einzelen Heertheile? Man rechnete im Ganzen etwa 100,000 Mann, darunter 30,000 auf Davout, 10,000 auf Ney, 5000 auf Poniatowski, 3000 Westfalen auf Junot, 22,000 Mann auf die Garde, die übrigen 30,000 auf Eugen und Murat. (Vor dem Uebergang über den Njemen war das Gesammtheer auf 420,000 Mann berechnet, beim

---

[1]) Mit Heranziehung all dieser Posten würde Mortier doch keine 10,000 Mann von Moskau nach Slonim zu Schwarzenberg und Reynier gebracht haben, die zusammen 40,000 Mann gegen die 60,000 Russen Tschitschákows hatten. „Diese Combination allein genügte" nicht wie Thiers meint, „den Admiral Tschitschákow nach Mosyr zurückzuweisen und ihm die Lust zu seinen wirklichen oder vorgeblichen Anschlägen gegen Warschau zu benehmen." Es war bei dieser Combination vergessen, daß Saint-Cyr in Polozk sich gegen Wittgenstein nicht halten konnte, vielmehr dieser sammt Mortier und Schwarzenberg zwischen Wittgenstein und Tschitschákow hätte in die Klemme kommen müssen. —

Anm. d. Uebers.

Aufbruch von Witebsk auf 175,000. Davout hatte 42,000, Ney 29,000 Mann verloren). Es hieß, die Leute seien frisch und munter und voll Entschlossenheit. — Die zweite Frage war: Was ist jetzt zu thun? Davout sagte: Da die Leichtverwundeten in die Reihen zurückgetreten und da die Leute vollkommen ausgeruht sind, so ist es hohe Zeit aufzubrechen, und da wir die kleine Zahl unserer Leute zu Rathe halten müssen, so dürfen wir keinen Weg einschlagen, auf dem wir dem Mangel und in Folge dessen, wie die Erfahrung gezeigt hat, größeren Verlusten ausgesetzt sind, als in einer Schlacht. — Berthier deutete den Ausdruck „es ist hohe Zeit" so, als habe Davout sagen wollen: „Wir sind viel zu lange hier geblieben" — und entgegnete: Der kaiserliche Generalstab hat wohl Recht gehabt, indem er den Aufenthalt hier so lange dauern ließ, denn bei kürzerem Aufenthalt würden weder die Gesunden sich so gestärkt haben, wie anerkannt wird, noch würden die Kranken und Verwundeten in solcher Zahl wieder haben eingereiht werden können. Was den einzuschlagenden Weg betrifft, so stimme ich für den über Woskreßensk, Wolokolamsk, Subkow und Beloje nach Witebsk. Mortier stimmte wie Berthier, d. h. für den Rath, welchem Napoleon den Vorzug gab. Ney dagegen schloß sich an Davout an und meinte wie dieser, der Aufenthalt in Moskau habe lange genug gedauert; man müsse so bald wie möglich fort und zwar in eine Gegend, wo Menschen und Pferde Nahrung fänden. Auf einem langen Wege durch schlechte oder ausgesogene Gegenden würde ihm von seiner Handvoll Leute bald kein Mann übrig bleiben. Eugen stimmte wie Berthier, der Wortführer des kaiserlichen Generalstabs. Daru endlich gab

wieder seinen Löwenrath, und meinte, es sei besser, in Moskau zu bleiben, wo man zu leben habe, als sich in schlechter Jahrszeit mit Truppen, die mehr zum Vorrücken als zum Rückzug geeignet seien, in unbekannte oder schlechte Gegenden zu vertiefen.

Es wird nicht berichtet, ob und was Napoleon gesprochen hat. Es scheint, er schwieg und behielt sich seine Entscheidung vor, ohne Rücksicht auf die Zahl der Stimmen, von denen eine für Bleiben, zwei für sofortigen Aufbruch nach Kaluga und drei für Einschlagung eines Seitenweges nach Witebsk waren. Den Rath eines unverweilten Aufbruches, wie Davout und Ney ihn gaben, befolgte er nicht. Er wiegte sich immer noch in Friedenshoffnungen selbst über den Zeitpunkt hinaus, für welchen Bescheid aus Petersburg zugesagt war, bis am 18. October der Donner der russischen Kanonen ihn aus seinem Traum weckte und ihn zwang, einen Entschluß zu fassen.

Am Morgen dieses Tages bei herrlichem Wetter musterte Napoleon das Corps Neys, als sich das dumpfe Getöse des Geschützes von Süden her vernehmen ließ. Einige Stunden später kam ein Officier von Winkowo und meldete: Murat, vertrauend auf die mündliche Uebereinkunft[1]) sich einige Stunden vorher von der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu benachrichtigen, sei an diesem Morgen von dem ganzen russischen Heer überfallen worden, habe sich aber herausgehauen, freilich nicht ohne Verlust an Mannschaft und Geschütz.

[1]) Der Verfasser vergißt zu bemerken, daß eine solche Uebereinkunft nie stattgefunden hat, daß Murat sie erlog, um den Vorwurf der Nachlässigkeit von sich abzuwälzen. Kutúsow hatte Lau-

Der Hergang war folgender. Seit einiger Zeit hatte Kutúsow Verstärkungen empfangen, und Murat konnte aus dem häufigen Feuern im Lager hinter der Nara schließen, daß die Neulinge im Feuer geübt wurden. Diese Neulinge waren aus den Depots gezogen, wo sie soweit ausgebildet waren, daß sie in den Reihen des Heeres zu verwenden waren. Auch viele Nachzügler und geheilte Leichtverwundete waren wieder eingerückt. Kutúsows Heer zählte demnach um die Mitte Octobers 1812 etwa 80,000 Mann Fußtruppen und regelmäßige Reiterei und 20,000 Mann Kosaken. Von letzteren waren ihm über zwanzig Regimenter zugezogen, die aus altgedienten Leuten bestanden. Barclay de Tolly war nicht mehr beim Heer, mithin hatten die Kampflustigen, zu deren Wortführer sich Bennigsen aufgeworfen, einen bedeutenden Widersacher weniger. Seitdem aber Kutúsow der Billigung des Kaisers gewiß war, brauchte er nach Bennigsen nichts zu fragen und konnte ruhig seinen Plan verfolgen, gar nichts gegen Napoleon aufs Spiel zu setzen und erst dann zum Angriff auf ihn überzugehen, wenn derselbe, durch Märsche bei schlechtem Wetter und durch Mangel geschwächt, ihnen sicher zur Beute werden müßte.

So wie aber der frühere Plan eines fortgesetzten Rückzugs bis Moskau, und weiter, die Annahme des Kampfes bei Smolensk und bei Borodinó nicht ausgeschlossen hatte, so konnte der neue Plan nicht hindern, eine gute Gelegenheit zur Schwächung des Feindes zu benutzen. Bennigsen und der Oberst Toll hatten die

ristons Anerbieten eines Waffenstillstandes bestimmt von der Hand gewiesen und bloß sich dazu verstanden den unnützen Plänkeleien der Vorposten ein Ende machen zu lassen. — Anm. d. Uebers.

Stellung Murats ausgekundschaftet und meinten, es sei leicht seinen linken Flügel zu umgehen, ihn von Worónowo abzuschneiden und dann ihn völlig aufzureiben. Murat stand nämlich mit der Hauptmasse der französischen Reiterei, mit den Polen Poniatowskis und mit der Division Dessaix unter dem General Friederichs, welche Bessières ihm überlassen hatte, in der Ebene von Winkowo hinter der Tschernitschnia, welche sich in die Nara ergießt, nach der Mündung zu durch die hohen Ufer dieses Baches gedeckt, dagegen weiter oben auf seinem linken Flügel, wo die Ufer flach waren, einem Angriff bloßgestellt. Zwischen dem linken Flügel Murats und dem russischen Lager hinter der Nara zog sich ein Wald hin. Durch diesen konnten die Russen unbemerkt heranschleichen. Toll und Bennigsen waren überzeugt, wenn ein Ueberfall, auf diesem Wege versucht vollständig gelänge, so würde Napoleon in dem Maße geschwächt sein, wie Kutúsow es verlangte.

Dem russischen Feldmarschall leuchtete das ein, und er beschloß, den Versuch zu machen. Am späten Abend des 17. October ließ er den General Orlów Deníßow mit einer Reitermasse und mehren Jägerregimentern, und den General Bagowout mit seinen Divisionen durch den Wald nach der Furt der Tschernitschnia aufbrechen. Am Morgen des 18. gingen die Russen über den Bach, Orlów die Vortruppen Murats unter Sebastiani zurückwerfend, Bagowout die in den Dörfern vertheilten Mannschaften Poniatowskis und Friederichs überfallend. Die Russen bemächtigten sich einer großen Zahl von Fuhrwerken, einer Anzahl Geschütze und machten mehre hundert Gefangene. Unterdessen sammelten Poniatowski und Friederichs ihr Fußvolk, und

Murat seine Reiter. Gegen die wiederholten Stürme der französischen Reiter konnte Orlów nicht Stand halten, wie die Polen und die Division Dessaix gegen Bagowout. Wüthend über das Mißlingen seines Planes sprengte Toll zu Bagowout und warf ihm Lauheit vor. Bagowout gerieth darüber außer sich vor Zorn und machte an der Spitze seiner Leute einen verzweifelten Angriff, bei welchem er den Tod fand. Da zugleich das übrige russische Heer sich näherte, so fand Murat für gerathen, sich nach Wóronowo zurückzuziehen, obwohl er sich rühmte, vier feindliche Bataillone zersprengt und dem Feind 2000 Mann getödtet zu haben, während er seinen Verlust auf nur 1500 Mann berechnete. [1])

Auf die Meldung Murats ergoß sich Napoleon in Schmähungen über die Unvorsichtigkeit seines Schwagers und über die Tücke der Russen, die von ihrem beabsichtigten Ueberfall nicht vorläufige Anzeige gemacht hatten. Dieser Ueberfall schien zu beweisen, daß er in Moskau nicht ferner auf Friedensbotschaft zu warten habe. Es war möglich, daß Kutúsow den weichenden Murat verfolgte und in größere Gefahr brachte, aber auch daß er durch Verlassung seiner sicheren Stellung hinter der Nara sich selber einem Schlage von Seiten Napoleons aussetzte. Napoleon befahl also sofort, daß Eugen, Davout, Ney und die Garde sich am Nachmittag des 18. October zum Abmarsch auf den 19. bereit machen, Lebensmittel auf 14 Tage auf-

---

[1]) Das Verhältniß möchte umzekehrt gewesen sein. Jedenfalls verschwindet von nun an die Reiterreserve unter Murat aus der Geschichte. — Anm. des Uebers.

laden und sich vor dem Kalugaer Thor lagern sollten. Von der jungen Garde jedoch hatten 4000 Mann, nebst 4000 Reitern zu Fuß, 1500 zu Pferd und 500 Mann vom Geschütz mit Mortier in Moskau zu bleiben, da Napoleon die Behauptung oder die Räumung der Hauptstadt von den Umständen abhangen lassen wollte. Für den Fall der völligen Räumung befahl er dem Marschall, die zur Sprengung des Kremls bereits angelegten Mienen zu laden und Fuhrwerke und Kranke zur Absendung nach Smolensk bereit zu machen. Die nicht fortzubringenden Kranken und Verwundeten ließ er selber in das Findelhaus bringen und empfahl sie dem Schutze des Obervorstehers Tutelmin. An Junot in Moschaisk schrieb er, er solle sich zum Rückzug nach Smolensk bereit machen, nach Smolensk dagegen schrieb er, es solle eine Division von Füllmannschaft unter Baragney d'Hilliers nach Jelnia vorgeschoben werden, endlich an Victor, er solle sich bereit halten, dieser Division zu folgen.

Das Heer machte seine Vorbereitungen zum Abzug in der Ueberzeugung, daß es Moskau nicht wiedersehen würde. Die ganze folgende Nacht wurde mit dem Aufladen von Lebensmitteln und Gepäck und mit Hinausschaffen der Fuhrwerke vor das Kalugaer Thor zugebracht. Am Morgen des 19. October stellten sich die Truppen auf und schwenkten ab, erst die Mannschaft Eugens, dann die vier Divisionen Davouts, dann die drei Neys. Die Leute sahen gesund und kräftig aus, die Pferde matt und mager. Zwischen und hinter den Truppenabtheilungen kamen die langen Reihen von Geschützen und Geschützwagen, und ein Troß von Brod- und Mehlwagen, vermischt mit Fuhr-

werken zur Mitnahme der unter den Trümmern von Moskau gefundenen Beute. Fast alle Officiere hatten sich leichter russischer Fuhrwerke bemächtigt und sie mit Lebensmitteln und Winterkleidern beladen. An diesen Troß hing sich noch ein Schweif, welcher dem ausziehenden Heer das Ansehen eines Volkes gab, das neue Wohnsitze aufsucht. Da kein Mensch an eine längere Behauptung Moskaus durch die Franzosen glaubte, und da die Drohungen Rostóptschins gegen die Zurückbleibenden nicht vergessen waren, so hatten die französischen, italiänischen und deutschen Einwohner von Moskau ihre Habseligkeiten auf Wagen gepackt und folgten mit diesen und ihren Angehörigen in Fuhrwerken aller Art: Kaleschen, Droschken, Berlinen u. s. w. dem Heerzug. Auch die französischen Schauspieler und die moskauer Lustdirnen schlossen sich an. Acht Fuhrwerke neben einander fuhren auf der breiten Heerstraße vor dem Kalugaer Thor. Der Zug setzte sich am Morgen des 19. October in Bewegung, stand keinen Augenblick still und dauerte bis zum Abend. Kein verständiger Mensch konnte absehen, wie ein Heer mit einem solchen Troß rasche Bewegungen ausführen, oder wie es denselben gegen die Kosaken schützen wollte. Napoleon wollte anfangs hemmend einschreiten, dann aber sagte er: die Brod- und Mehlwagen werden nach einigen Tagen geleert sein — dann läßt man sie stehen und nimmt die Pferde mit für die Geschütze und Geschützwagen; andere verlieren Räder oder können aus sonstigen Gründen nicht fortgebracht werden — deren Pferde benutzt man eben so; und was die übrigen betrifft, so können sie nach Gefechten dienen, die Verwundeten fortzubringen. — Er begnügte sich zu befeh-

len, daß zwischen den Truppenzügen und den Wagenzügen ein bestimmter Raum gelassen würde.

Der erste Marsch am 19. October ging nicht ganz zwei Meilen weit. Auf den Höhen südlich von Moskau machte das Heer einen Halt und betrachtete sich noch einmal die Stadt, welche vor fünf Wochen das ersehnte Ziel seiner Wünsche gewesen war, und jetzt als ein Trümmerhaufen, aus dem eine Anzahl stolzer Bauwerke hervorragte, gern verlassen wurde, da man in ihr weder den erwarteten glorreichen Frieden noch den gehofften bequemen Winteraufenthalt gefunden hatte. Zurück, nach Polen und nach Deutschland! war jetzt der allgemeine Wunsch bei denen, welche fünf Wochen früher sich nicht wenig darauf zu gut gethan hatten, Polen und Deutschland so weit hinter sich zu haben. Dem Feind zu begegnen wurde eher gewünscht als gefürchtet. Das Wetter war noch immer heiter, und Lebensmittel hatte man für den Augenblick in Fülle.

Am 20. October wurde bei fortwährend schönem Wetter ein starker Marsch gemacht. Am Abend lagerte das Heer zwischen der Desna und der Pakra. Napoleon, der bis zum Morgen dieses Tages in Moskau geblieben war, kam nach und bezog das Schloß Troizkoje. Nachdem er sich von der Stellung seiner Truppen unterrichtet und Erkundigungen über den Feind eingezogen hatte, fand er, daß weder Murat der Unterstützung bedurfte, noch daß den Russen mit Vortheil beizukommen war. Ihr Lager bei Tarutino zu stürmen und sich einem Verlust von 25,000 Mann auszusetzen fiel ihm nicht ein. Ein gewonnener Sieg hätte ihn nach Kaluga führen können in den Schoß des Ueberflusses. Eben dahin konnte er aber auch

ohne Schlacht kommen, wenn er Kutúsow in seinem Lager stehen ließ, und sich von der alten Straße, über Desna, Gorki, Wóronowo, Winkowo und Tarutino, auf die neue Straße über Scherapowo, Fominskoje, Borowsk und Malo Jaroslávez wandte. Von eben dieser neuen Kalugaer Heerstraße war auch nicht weit auf die Straße nach Smolensk, wenn die Verfolgung der Richtung nach Kaluga nicht ferner räthlich schien. Da nun die Voraussetzung, die Russen auf der alten Straße außer ihrem Lager zu finden, mit Vortheil angreifen und schlagen zu können, nicht in Erfüllung gegangen war, und da nur in der Voraussetzung, daß Napoleon zwischen Kutúsow und Moskau stand, Mortier in Moskau bleiben konnte, so erließ Napoleon am Abend des 20. gleichzeitig Befehle an seine nächsten Truppen zum Flankenmarsch nach der neuen Kalugaer Heerstraße[1]) und an Mortier zum Abzug von Moskau nach Werscha. Mortier sollte am 22. oder 23. October abziehen nachdem er den Kreml in die Luft gesprengt hätte. Zum Uebergang auf die neue Straße war zunächst das Corps des Vicekönigs Eugen bestimmt, der schon seit längerer Zeit die Division Broussier zu Fominskoje auf dieser Straße stehen hatte, dann das Corps Davouts und weiter die Garde. Ney war bestimmt, mit seinen drei Divisionen, mit der polnischen Gardedivision Claparède und mit leichter Reiterei bei Gorki stehen zu bleiben, Streifschaaren theils nach Wóronowo an die Stelle des abrückenden Murat, theils ostwärts nach Podolsk zu entsenden und über-

---

[1]) Man sehe den Anhang am Schluß dieses Buches und die angefügte Bemerkung des Uebersetzers.

haupt seine Truppen so zu zeigen, daß die Russen glauben müßten, das ganze französische Heer stehe noch vor ihnen und nehme die Richtung nach Osten. Drei Tage sollte Ney in dieser Stellung bleiben, um dem Troß Zeit zum Ablaufen zu geben, am Abend des 23. sollte er aufbrechen, einen starken Nachtmarsch bis Ignátowo machen, am Abend des 24. in Fominskoje, am 25. in Malo Jarosláwez eintreffen.

Die Hauptschwierigkeit bei der Versetzung des Heeres von der alten auf die neue Kalugaer Straße lag in dem ungeheuren Troß. Hätte Napoleon schon vor dem Abmarsch von Moskau die bestimmte Absicht gehabt, mit Vermeidung einer Schlacht nach Kaluga zu kommen, so würde er besser gethan haben, Murat in der Stellung zu lassen, die Ney jetzt einnahm, und gleich von Moskau aus die neue Straße einzuschlagen. Er war aber in der Hoffnung ausgerückt, den Feind auf der alten Straße in einer ungedeckten Stellung zu treffen, und erst die Vereitelung dieser Hoffnung bestimmte ihn, sich auf die neue Straße zu ziehen. Am 21. October sah er zwischen Troizkoje und Krasnoje Pakra dem Vorüberzug seines Heeres zu. Wo der Weg durch Hohlen oder über kleine Brücken oder durch Dörfer ging, da gab es überall Aufenthalt zum Verzweifeln, da die Züge sich unabsehbar verlängern mußten, um durch die Engwege zu kommen. Oft gabs Stillstand, da Brücken gestützt oder wiederhergestellt werden mußten. An manchen Stellen, wo die Wege zu eng waren, blieben Fuhrwerke stehen, andere, welche nachziehenden Abtheilungen vor die Füße kamen, wurden durch die Soldaten, welche Platz haben wollten, links oder rechts hin von den Wegen in Gräben ge-

worfen, wo sie liegen blieben. Uebrigens war das Wetter fortwährend schön, und die von Moskau mitgenommenen Vorräthe konnten gespart werden, da sich in den Dörfern Lebensmittel fanden.

Der lange Marsch von Gorki nach Fominskoje am 21. October hatte die Truppen Eugens so ermüdet, daß sie den 22. rasteten. An diesem Tag rückte Davout mit seinen fünf Divisionen nach. Napoleon hatte am 21. zu Ingnátowo Nachtlager genommen, und kam am 22. nach Fominskoje. Hier bestimmte er, daß Poniatowski sich rechtsab nach Werscha ziehen sollte zur Deckung der Straße von Moskau nach Moschaisk und nach Smolensk, auf welcher sich die Verwundeten und der auf der Verbindungslinie befindliche Troß zurückzogen.

Am 23. October brach Eugen von Fominskoje auf. An der Spitze zog die Division Delzons mit der Reiterei Grouchys, dieser folgte die Division Broussier, den Zug schlossen die Division Pino und die italiänische Garde. Die Spitze kam noch bei guter Zeit nach Borowsk gerade westlich von Tarutino. Ein kleiner Marsch weiter führte nach Malo Jarosláwez näher nach Kaluga zu. Napoleon befahl, Delzons sollte noch an demselben Abend nach Malo Jarosláwez vorgehen. Delzons kam spät am Abend vor dem Städtchen an und fand die Brücke, welche über das Flüßchen Luscha hinüberführt, abgeworfen. Er ließ zwei seiner Bataillone auf dem Randbalken am Geländer hinübergehen, was der kleine russische Posten in der Stadt nicht hindern konnte, und schritt sofort zur Wiederherstellung der Brücke während der Nacht.

Kutúsow war seit dem Erscheinen Napoleons an

der Pakra (20. October) darauf gefaßt, von ihm in seinem Lager bei Tarutino angegriffen zu werden. Da dieser Angriff ausblieb und da der General Dorókow, welcher mit leichten Truppen westwärts streifte, wiederholt die Anwesenheit einer französischen Division (Broussier) in Fominskoje meldete, so bekam er Lust, diese Division aufheben zu lassen. Er schickte am 22. October den General Doktorow mit dem 6. Corps nach Aristowo. Doktorow glaubte, etwas mehr vor sich zu sehen als eine Division, und gleichzeitig bemerkten die nordwestwärts ausgeschickten Streifschaaren die Heerbewegung von Kräsnoje Pakra nach Fominskoje. Kutúsow empfing die Meldungen Doktorows und der Streifschaaren am Morgen des 23. October und entnahm aus ihnen, daß Napoleon vorhabe, sein Lager westwärts zu umgehen und ihn von Kaluga abzuschneiden. Augenblicklich befahl er dem General Doktorow, von Aristowo nach Malo Jaroslawez zu eilen und den Franzosen den Weg zu sperren. Er selber zog seine übrigen Truppen zusammen und nahm dieselbe Richtung über Letaschewa.

Doktorow ging dem Befehl des Feldmarschalls gemäß über die Protwa oberhalb der Einmündung der Luscha und erschien bei Tagesanbruch des 24. October vor Malo Jaroslawez, wo die beiden Bataillone von Delzons lagen. Die nachkommenden Franzosen hatten die Luscha zu überschreiten und dann eine Anhöhe zu ersteigen, um in das Städtchen zu kommen. Doktorow stellte in den Winkeln, welche die Anhöhen des rechten Ufers unterhalb des Städtchens bilden, sein Geschütz so auf, daß es den Zugang zur Brücke bestrich, und drang um 5 Uhr Morgens mit vier Jä-

gerregimentern in Malo Jaroslawez ein. Die beiden französischen Bataillone wurden von den acht russischen hinausgedrängt, die Anhöhe hinuntergeworfen und am Fuße dieser auf dem Weg nach der Brücke mit russischen Stückkugeln begrüßt. Delzons nahm seine ganze Division zusammen, stürmte unter dem Flankenfeuer des russischen Geschützes über die Brücke und die Anhöhe hinauf und warf die russischen Jäger mit dem Bayonnet hinaus. Sofort aber drang Doktorow mit neuen Truppen ein und brachte die Franzosen zum Weichen. Delzons führte sie mit gezogenem Degen wieder vor und fiel von drei Kugeln durchbohrt. Sein Bruder wollte seinen Leichnam wegbringen und hatte gleiches Schicksal. Die Division Delzons wurde hinausgeworfen, wie ihre zwei Bataillone. Eugen ließ sie durch seinen Generalquartiermeister Guilleminot wieder sammeln und führte die Division Broussier zum Sturm über die Brücke.

Diese zweite Division erstieg unter einem furchtbaren Feuer den Abhang, welcher mit Leichen von der Division Delzons bedeckt war, drang in das Städtchen ein, trieb die Russen von Gasse zu Gasse und nöthigte sie endlich zum Rückzug auf die Ebene, aus welcher sie gekommen waren. Natürlich bildeten die verdrängten Russen nur den kleineren Theil von Doktorows Corps. In dem Augenblick, wo dieser frische Truppen vorgehen ließ, erschien Rajewskoj als Vortrab Kutúsows und drang stürmend in Malo Jaroslawez ein. Die beiden Divisionen Eugens wehrten sich wie Verzweifelte gegen die Uebermacht und wichen nur langsam zurück. Sie drangen nochmals vor, wurden nochmals zurückgeworfen und wollten sich zuletzt in den Häusern

festsetzen. Da schossen die Russen die Häuser in Brand und nöthigten die Franzosen zur Räumung derselben mit Zurücklassung ihrer Verwundeten, welche in den Flammen umkamen. Eugens Truppen waren zum sechsten Mal aus Malo Jarosláwez hinausgeworfen und standen im Begriff den Abhang hinunter getrieben zu werden, als der Vicekönig die italiänische Division Pino, welche in dem ganzen Feldzug noch nicht im Gefecht gewesen war, über die Brücke schickte. Die Lombarden erstiegen unter einem Hagel von Kartätschenkugeln die Anhöhe, wandten sich links ab nach der Ebene unterhalb des Städtchens und erschienen in der rechten Flanke der Russen. Rajewskoj warf sich auf sie, und es entspann sich ein wüthender Bayonnetkampf außer der Stadt und in derselben, wo die Divisionen Delzons und Broussier zum siebenten Mal eindrangen. Eugen schickte seinen letzten Rückhalt, die italiänische Garde der wankenden Division Pino zu Hülfe. Die Jäger dieser Garde stellten durch ihr Erscheinen auf dem Kampfplatz das Gleichgewicht für einen Augenblick wieder her.

Der Tag neigte sich. Die Zahl der Streiter war auf beiden Seiten fast gleich und der Ausgang des Kampfes noch ungewiß. Napoleon, der jenseit der Luscha angekommen war, bemerkte in der Ferne hinter Malo Jarosláwez die dunkeln Massen von Kutúsows übrigem Heer im Anzug. Aber er selber hatte jetzt die Divisionen Gérard (früher Gudin) und Compans zur Hand mit denen Davout eben eintraf. Er gab ihnen sofort Befehl, über die Brücke zu gehen und rechts und links von dem Städtchen aufzuschwenken. Doktorow und Rajewskoj waren klug genug einem

Kampf mit diesen frischen Truppen auszuweichen. Sie zogen sich eine halbe Meile weit zurück und überließen den zum siebenten Mal eingedrungenen Franzosen Malo Jarosláwez.

Die Nacht nach dem Gemetzel in und bei diesem Städtchen am 24. October brachten die drei Divisionen Eugens und die zwei unter Davout auf dem Schlachtfeld zu, während Napoleon in dem Dorf Gorodnia jenseit der Luscha blieb. Am Morgen des 25. stieg er zu Pferd, um die Stellung der Russen eine halbe Meile hinter Malo Jarosláwez zu erkunden. Begleitet von seinen Generalen ritt er nach der Luscha. Er näherte sich eben der Brücke, als er von der rechten Seite her Zetergeschrei hörte und einen Schwarm flüchtiger Marketender und Troßknechte auf sich zukommen sah, verfolgt von einem Schwarm Kosaken. Viertausend dieser Halbwilden waren oberhalb Malo Jarosláwez durch die schlammige Luscha gegangen, hatten die Troßknechte, welche eben ihre Pferde tränkten, in die Flucht gejagt, warfen sich auf die in der Nähe zusammengefahrenen Troß- und Geschützwagen und führten mehre Stück Geschütz weg. Ein starker Trupp von ihnen sprengte längs dem Ufer herunter gerade auf den Kaiser zu, die Flüchtlinge überreitend, niederstechend und niederhauend. Sie kamen so nahe, daß Murat, Rapp, Bessières und alle Officiere des Generalstabs die Säbel ziehen mußten, um sich und den Kaiser vor Gefangenschaft zu retten. Die Kosaken sahen schon den herrlichen Fang in ihren Händen, als die Gardedragoner, den Lieutenant Dulac an der Spitze, mit verhängtem Zügel herbeieilten und auf sie einhieben. Die übrige französische Reiterei setzte sich ebenfalls in

Bewegung und jagte die ganze Kosakenmasse über die Luscha zurück.

Napoleon hatte lächelnd dem Abenteuer zugesehen, aber er bekam bei demselben einen Vorschmack von dem, was es auf dem Rückzug geben würde. Zu seiner Rechten sah er Hunderte von Pferden ohne Führer herumrennen, dazwischen Weiber und Kinder in Verzweiflung, während in der Ebene zerstreut Fuhrwerke und Geschütz, von den Kosaken aus der Wagenburg entführt und jetzt zurückgelassen, wie nach einer Niederlage, umher standen oder lagen. Vor Antritt des Rückzugs eine Schlacht zu liefern und Kutúsow so weit wie möglich zurückzuwerfen, um sich auf geraume Zeit Ruhe vor ihm zu schaffen wäre darum höchst erwünscht gewesen. Aber um die Schlacht mit Vortheil zu liefern, mußte er Kutúsow im offenen Felde treffen. Was eine Schlacht mit den Russen in gedeckter Stellung auf sich hatte, das war er bei Borodinó inne geworden und das sah er jetzt abermals auf dem Wahlplatz von Malo Jarosláwez. Da lagen viertausend todte Franzosen und Italiäner und, nach seiner Rechnung, sechstausend Russen [1]). Außerdem wurden auf seiner Seite 2000 fortzubringende Verwundete in Rechnung gebracht (wie viele liegen bleiben mußten, wird nicht gesagt). Sein Gefühl war gegen den grauenhaften Anblick des Schlachtfeldes abgehärtet, aber seine Rechnenkunst wurde dabei

---

[1]) Diese Ziffern könnten gelten; wenn man auf französischer Seite 2000 Verbrannte hinzurechnen dürfte. Sonst wäre es unbegreiflich, wie die Russen 2000 Todte mehr gehabt haben sollten, da wiederholt von der furchtbaren Wirkung ihres Geschützes gesprochen wird, von der des französischen aber gar nicht. —
Anm. d. Uebers.

auf eine harte Probe gestellt. Noch einige solcher Treffen, und sein Heer war so zusammengeschmolzen, daß es einer Schlacht aus dem Wege gehen mußte. Noch glaubte er, sie suchen zu dürfen. Er ritt nach der russischen Stellung hin und fand sie durch eine tiefe Hohle geschützt. Wagte er den Angriff, und mißlang dieser, so fragte es sich, wie er über die Luscha zurückkommen sollte.

Napoleon kehrte von diesem Erkundungsritt mit seinen Heerführern über die Luscha zurück nach Gorodnia und hielt in einer Scheuer dieses Dorfes Kriegsrath mit ihnen. Er stellte die Frage: Sollen wir eine neue Schlacht liefern, in der Absicht nach Kaluga durchzudringen? oder sollen wir uns rechts rückwärts wenden nach Moschaisk auf unserer bekannten Smolensker Heerstraße? Alle Heerführer meinten: Wenn wir eine Schlacht liefern, können wir sie gewinnen; wir müssen aber gefaßt sein, 20,000 Mann zu verlieren, darunter 10,000 Verwundete, die wir mitzuschleppen oder im Stich zu lassen hätten. Lassen wir die Verwundeten im Stich, so werden die Soldaten die Lust zum Kampf verlieren, in welchem Verwundung dem Tod gleich zu achten ist. Nehmen wir sie mit, so ist voraus zu sehen, daß wir sie nicht weit bringen. Wir sind schon jetzt nicht mehr dem Heere Kutúsows an Zahl überlegen. Welche Aussicht blüht uns für den weiten Rückzug nach Polen, wenn wir es jetzt schon auf einen Verlust von 20,000 Mann ankommen lassen? — Was den Rückzug über Moschaisk anlangte, so sagte sich jeder im Stillen: Nach Moschaisk brauchen wir von hier drei Tage, von Moskau bis hieher haben wir sechs Tage zugebracht und mit dem heutigen sieben. Wären wir am 19. gleich von Moskau

aus nach Moschaisk gegangen, so könnten wir am 27. in Dorogobusch sein anstatt zwischen hier und Moschaisk. Aber Geschehenes läßt sich nicht ändern, dachte jeder, und alle stimmten für den Rückzug über Moschaisk, wie Napoleon vorschlug, wollten alle gehen mit Ausnahme von Davout. Davout gab zu bedenken: Wir haben für zehn Tage Lebensmittel mitgenommen, die werden bei unserer Ankunft in Moschaisk aufgezehrt sein. Von da hätten wir weiter 75 Stunden Wegs durch ein ausgesogenes Land. Der Mangel ist unser gefährlichster Feind. Weichen wir ihm aus, wenden wir uns nach Medynsk und gehen von da über Jüknow und Jelnia, so kommen wir durch ein gesegnetes Land. Auf einem Weg, wo wir reichlich zu leben finden, können wir darauf rechnen, das Heer beisammen zu behalten und stark und dem Feinde noch furchtbar nach Smolensk zu kommen.

Die andern Heerführer meinten, dieser Weg sei unbekannt, und während man sich auf demselben zurecht zufinden suche, würde man den Feind im Rücken und in der linken Flanke haben und von ihm in der ganzen Länge des Heerzugs beunruhigt werden. Besser sei es, ihm den Rücken zu wenden und über Moschaisk die alte bekannte Straße einzuschlagen. Einer der Generale hatte noch nicht gesprochen, Mouton, Graf von Lobau. Da dieser so stumm neben ihm saß, zupfte ihn Napoleon am Ohr und sagte: „Nun Mouton, was meinen Sie.“ — „Ich“ antwortete Mouton. „bin der Meinung, wir sollen ohne Weiters aufpacken und auf dem kürzestem Weg aus einem Land zu kommen suchen, wo wir viel zu lange geblieben sind.“ — So deutlich hatten Davout und Ney vierzehn Tage zuvor in dem

Kriegsrath zu Moskau nicht gesprochen. Napoleon fühlte sich getroffen und erklärte, er wolle am nächsten Tag seine Entscheidung treffen. Für den etwaigen Rückzug werde dieser Aufschub keine Verzögerung machen, denn Ney sei eben auf dem Marsch von Gorki und werde gerade recht kommen, um hinter der Garde einzurücken, welche die Spitze des Rückzugs zu bilden habe.

In der Frühe des 26. October ritt Napoleon abermals über die Luscha hinüber, um von neuem zu erspähen, wie es mit dem Feind stand. Es schien, als bewege sich Kutúsow in der Richtung nach Kaluga in der Absicht, eine noch festere Stellung zur Deckung dieser wichtigen Stadt einzunehmen. Niemand hatte Lust, ihn in dieser Stellung aufzusuchen. Napoleon erklärte sich zum Rückzug bereit. Ueber den Vorschlag Davouts war völlig der Stab gebrochen, da mittlerweile von Poniatowski gemeldet war, er habe von Wersche aus einen Versuch gemacht, in der Richtung nach Medynsk vorzugehen, und sei zurückgeschlagen worden[1]? Also befahl Napoleon den sofortigen Rückzug auf der neuen Kalugaer Straße nach Werscha zu, und über Werscha nach Moschaisk auf die Smolensker Straße, voran die Garde, dann Ney und Murat, dann Eugen und Poniatowski, zuletzt Davout mit der Reiterei Grouchys.

Noch an demselben Tag, 26. October 1812, trat Napoleon mit dem größten Theil seines Heeres den ewig denkwürdigen Rückzug von Gorodnia an. Die Stimmung war nicht die zuversichtliche wie beim Aus-

---

[1]) Von wem? überläßt uns der Verfasser zu errathen. Vielleicht von denselben Kosaken, welche am Morgen des 25. October nahe daran waren, den Kaiser mit seinem Stab gefangen zu nehmen.

rücken von Moskau, acht Tage vorher. Ein in der Nacht vorm 24. October gefallener Regen hatte die Wege aufgeweicht und erschwerte den abgematteten Pferden das Fortkommen.

Während dieses Tages blieb Davout mit seinen fünf Divisionen bei Malo Jaroslawez stehen, um den Feind zurückzuweisen, falls dieser sich zeigte. Ihm war auch überlassen, die Verwundeten aus der Schlacht von Malo Jaroslawez mitzunehmen. Davout ließ sie auf alle vorhandenen Troßfuhrwerke vertheilen, die Kutschen der Stabsofficiere nicht ausgenommen, unter der Androhung, daß er jedes Officierfuhrwerk, auf welchem sich später beim Nachsehen die eingelegten Verwundeten nicht fänden, ohne Gnade verbrennen lassen würde.

Am 27. October trat auch Davout den Rückzug von Malo Jaroslawez an. Es dauerte nicht lange, so zeigten sich die Kosaken hinter ihm, welche abzuwehren Grouchy große Mühe hatte. Hinten gehetzt, sah sich Davout bald vorn aufgehalten, weil der Vorsprung eines Tages nicht hinreichte, den Troß Eugens und Poniatowskis weit genug vorwärts zu bringen. Hin und wieder fand er Brücken, die unter der Last der schweren Geschütze zusammengebrochen waren. Da mußte er anhalten und die Brücken wiederherstellen lassen, während die schwärmenden Kosaken über seinen Troß herfielen und seine aufgehaltenen Leute aus ihrem leichten Geschütz beschossen. Die Reiterei Grouchys, welche Rücken und Flanken der Nachhut zu decken und Abends auf Fütterung auszureiten hatte, war schon am 29. October durch Verlust an Pferden und Mannschaft so heruntergekommen, daß Davout die traurigen Reste derselben

seinen Vortrab bilden lassen und den Dienst der Nachhut ganz seinem Fußvolk aufbürden mußte.

Nicht nur die der Nachhut des Heeres zugetheilte Reiterei ging bald zu Grunde, sondern auch ein großer Theil der Zugpferde. Viele von den mit der Moskauer Beute beladenen Fuhrwerken blieben auf dem Weg stehen, und viele Geschütze, Pulver- und Kugelwagen verloren ihre Bespannung. Davout wollte Pulverwagen und Geschütze stets im richtigen Verhältniß behalten, und Geschütze, für welche das Geschoß fehlte, vernagelt stehen lassen. Aber Napoleon sagte: Wir dürfen dem Feind keine Siegesbeute lassen. Sobald also ein Stück Geschütz seine Bespannung verlor, mußte Davout die Pferde von einem Pulverwagen nehmen und diesen in die Luft sprengen. Während die Zugkräfte sich minderten, steigerte sich ihre Belastung. Die Verwundeten von Jaroslàwez waren glücklich aufgepackt, aber auf dem Rückzug gab es bei der Nachhut stündlich neue Verwundete. Für diese war kein Raum mehr auf den Wagen. Davout befahl, sie auf den Kanonen anzubinden und so fortzubringen; allein ohne die Hülfe von Reitern lag seine Rettung vor dem verfolgenden Feind nur in der Schnelligkeit seiner Bewegungen, und so mußte natürlich mancher Mann, der tapfer für die Erhaltung seiner Waffengefährten gekämpft hatte, dem Verschmachten oder dem Kosakenspieß überlassen bleiben.

Davout meldete das Alles dem kaiserlichen Generalstab und bat dringend um Wagen und Reiter. Napoleon meinte, der Marschall bewege sich zu schulgerecht und langsam, und Davout erhielt statt Hülfe den Bescheid: Er solle sich beeilen. Napoleon wollte es den

Russen nachmachen und die Dörfer hinter sich verbrennen. Der betreffende Befehl wurde so ungeschickt gegeben oder ausgeführt, daß Davout oft Flammen und Asche fand, wo er Obdach und Lebensmittel zu finden gehofft hatte.

Zu Werscha traf Napoleon den Marschall Mortier, welcher erst am 24. October mit seinen 10,000 Mann Moskau geräumt hatte; nachdem er in der Nacht zuvor den Kreml in die Luft gesprengt. Mortier hatte seinem Herrn einen kleinen Trost zu bieten, indem er einen Fang aufwies, den er im Augenblick des Abzugs gemacht hatte. Winzingerode, einer der deutschen Edelleute, die Napoleon als seine gefährlichsten Feinde in Rußland kannte, hatte sich an der Spitze einer kleinen Streifschaar zu früh in die geräumte Hauptstadt gewagt und war nebst seinem Adjutanten Narischkin der Nachhut Mortiers in die Hände gefallen. Napoleon ließ die beiden Gefangenen vorführen, um seinen Grimm an ihnen auszulassen. „Sie sind Unterthan eines Rheinbundfürsten," fuhr er den General Winzingerode an, „folglich mein Unterthan, folglich ein Ueberläufer, den ich nicht wie einen gewöhnlichen Gefangenen behandeln, sondern einer Militärcommission überweisen werde, damit an Ihnen das Gesetz gegen Ueberläufer vollzogen werde.[1]) — Sie", fuhr er zu Narischkin gewendet fort, „werde ich als russischen Kriegsgefangnen behandeln lassen; doch kann ich Ihnen nicht mein Befremden darüber verhehlen, daß

[1]) Winzingerode erwiederte: Ich bin nie Euer Unterthan gewesen. Ich bin ein deutscher Edelmann, der Dienst nehmen darf, wo er will. Ich diene dem Kaiser von Rußland, der wird meinen Tod zu rächen wissen. — Anm. des Uebersetz.

ein Sprößling eines der ersten Häuser Rußlands sich dazu hergibt, unter einem der hergelaufenen Miethlinge zu dienen, welche ein wahres Geschmeiß in Rußland sind." — Die anwesenden französischen Officiere schämten sich in die Seele Napoleons und suchten durch eine anständige Behandlung dem gefangenen Deutschen zu beweisen, wie sehr ihnen solche Ausbrüche der Leidenschaft zuwider seien.

Von Moschaisk nahm das Heer seinen Weg nach dem Schlachtfeld bei Borodinó. Dort lagen noch die Leichen und Trümmer vom 7. September, erstere angefressen und steif gefroren. Wenn die Truppen an Stellen kamen, wo die Todten am dicksten aufgehäuft waren, flogen die Raben in solchen Schwärmen auf, daß sie den Himmel verfinsterten. Die Soldaten fanden Anlaß zu denken: Wir sind von Wilna nach Witebsk gelaufen, von Witebsk nach Smolensk, von Smolensk nach Wjäsma und Gschat, in der Hoffnung eine entscheidende Schlacht zu liefern, hier bei Borodinó haben wir eine große Schlacht geliefert, hier liegen 30,000 der Unseren, den Raben zur Speise; aber ihr Tod hat keine Entscheidung herbeigeführt. Wir haben die Frucht des Sieges in Moskau gesucht und sie nicht gefunden. Wir haben Moskau als einen Aschenhaufen verlassen und kehren zurück, ohne den Feind bezwungen zu haben, hungernd, entkräftet, mit der Aussicht auf einen traurigen Winter in Polen und ohne Hoffnung auf Frieden.

Napoleon, der wußte, daß der gemeine Mann in dieser Beziehung eben so gut dachte, wie die Heerführer, wollte den unangenehmen Betrachtungen so wenig wie möglich Raum geben und ließ keinen Heertheil länger als eine Nacht in und bei Borodinó zubringen.

Er fand dort den General Junot mit seinen 3000 Westfalen, dem Rest der 15,000, die bei Grodno über den Njemen gegangen, der 10,000 welche bei Lubino unterhalb Smolensk erschienen waren. Während Napoleon in Moskau war, hatte Junot so viel wie möglich von den Verwundeten in Moschaisk und Kolozkoi auf Wagen nach Smolensk geschafft. Es waren aber noch immer 2000 rückständig, zu denen der Generalchirurg Larrey vorausgeeilt war, um ihnen seine letzte Pflege angedeihen zu lassen. Diejenigen, welche fortzubringen waren, vertheilte Napoleon auf die vorhandenen Fuhrwerke der Marketender, der Moskauer Ausgewanderten und der Officiere. Die übrigen empfahl Larrey der Fürsorge verwundeter russischer Officiere, die er gleich den französischen behandelt hatte, und ließ sich ihr Ehrenwort geben, daß sie zur Vergeltung der genossenen Pflege für die zurückzulassenden Franzosen sorgen wollten.

Davout zog mit seinen Divisionen am 30. October von Borodinó ab und kam an demselben Tag bis halbwegs Gschat. Die Nacht vor dem 31. October war bitter kalt und fügte das Ungemach des Winterwetters zu der steten Beunruhigung vom Feind hinzu. Dieser Feind war bisher nur Platow gewesen, der mit seinen Kosaken, einiger regelmäßigen Reiterei und leichtem Geschütz, stets im Rücken Davouts blieb. Vom 1. November an kam Miloradowitsch als Vortrab Kutúsows in der Flanke der Franzosen hinzu.

Kutúsow hatte an demselben Tag, wo Napoleon seinen Rückzug von Gorodnia antrat, am 26. October, die entgegengesetzte Richtung nach Kaluga eingeschlagen. Der listige und verwegene Bennigsen, der feurige Mi-

loradowitsch, die Hitzköpfe unter den russischen Officieren und die Engländer im russischen Lager sahen scheel dazu. Wäre es auf sie angekommen, so würde Napoleon in den acht Tagen vom 19. bis 26. October die gesuchte Gelegenheit zu einer Feldschlacht gefunden haben. Aber Kutúsow sah nur Thorheit in dem Wagniß einer Schlacht, wenn er berechnen konnte, daß Mangel, schlechtes Wetter und Ermüdung ihm einen entkräfteten Feind in die Hände liefern könnten, der, vorzeitig angegriffen, wie ein wüthender Eber dem unvorsichtigen Jäger noch gefährliche Hiebe versetzen konnte. Er kümmerte sich nicht um das Murren der Unverständigen, überzeugt, daß die Nachwelt ihm das Lob der Feldherrnweisheit nicht versagen, und daß schon in naher Zukunft ganz Rußland anerkennen würde, wie viel besser er thue, die Rettung seines Vaterlandes mit beharrlichem Abwarten natürlicher Wirkungen zu erreichen, als das Leben seiner Soldaten für einen ungewissen glänzenden Sieg aufs Spiel zu setzen. Er verfolgte die Richtung nach Kaluga bis Gonzerowo, als ob er den Gedanken Davouts errathen hätte. Er wollte nämlich von Gonzerowo aus die Straße über Medynsk nach Smolensk ins Auge fassen, weil er vermuthete, die Franzosen würden diesen besseren Weg nehmen, den, wie früher erwähnt, Davout vergebens empfohlen hatte. Als er nachher erfuhr, daß Napoleon nach Moschaisk gegangen sei, vermuthete er weiter, der Feind würde klug genug sein, die schlechte Wegstrecke von dort bis Smolensk zu vermeiden und lieber nordwärts nach Rusa, von da nordwestwärts nach Wolokolamsk und endlich westwärts nach Weliki Luki zu gehen. In dieser Vermuthung ging er ihm wieder von Gonzerowo nach Norden bi

in die Nähe von Wersche nach. Hier erhielt er endlich durch Platow Gewißheit, daß Napoleon die Richtung über Borodinó nach Smolensk genommen hatte. Um ihm in dieser Richtung in seiner linken Flanke zu folgen, wandte er sich links und schlug die Seitenstraße über Medynsk und Juknow ein. Von Juknow führt eine kurze Querstraße nach Wjäsma. Mit einiger Eile hätte Kutúsow auf dieser Querstraße dem Feind in Wjäsma zuvorkommen können. Er wollte es nicht. Wozu eine verzweifelte Anstrengung des Gegners hervorrufen und sich in den Fall bringen über den Haufen geworfen zu werden? Es genügte, ihm fortwährend in der linken Flanke zu bleiben, während Platow ihm im Rücken keine Ruhe ließ, und dann und wann Abtheilungen, die sich verspäteten, abzufangen, um ihn nach einigen Wochen in Wilna tiefer heruntergebracht zu sehen als durch den Verlust einer Hauptschlacht.

Am 31. October befand sich Napoleon mit seiner Garde in Wjäsma und Davout mit seinen fünf Divisionen erst auf dem Weg nach Gschat. Diese fünf Divisionen waren in elf Marschtagen seit dem 19. October von 30,000 wieder auf 20,000 Mann zusammengeschmolzen. Abgesehen von dem Verlust in den täglichen Nachtrabsgefechten, waren die im Juli auf dem Marsch nach Minsk verlornen und später wieder beigetriebenen Spanier, Illyrier, Norddeutschen und wehrscheuen Franzosen von neuem ausgerissen und vergrößerten den Schweif des Heeres, der aus Reitern ohne Pferde, Soldaten ohne Waffen, Leichtverwundeten und Halbkranken bestand. Alle diese gezwungen dienenden Leute wurden besonders dadurch aus den Reihen getrieben, daß man unterwegs viele Verwundete fand,

die jammerten, man habe sie aus den Fuhrwerken, die sie hatten aufnehmen müssen, herausgeworfen. Napoleon hatte die Fuhrwerke, denen Verwundete zugetheilt waren, in Gorodnia mit Nummern bezeichnen lassen, damit man sie bei der Musterung leicht erkennen möchte, aber bei dem hastigen Rückzug kam es zu keiner Musterung. Dem zusammengeschmolzenen Fußvolk Davouts wurde es immer schwerer, sich der feindlichen Reiterangriffe zu erwehren. Durch die fortwährende Aufopferung von Pulverwagen wurde die Unzahl der mitgeführten Geschütze nutzlos. Davout stellte dem Kaiser vor, daß Kanonen ohne Pulver und Kugeln eine unnütze Last seien, und daß man fortan mit Preisgebung von Geschütz auf Erhaltung der Schießvorräthe bedacht sein müsse. Aber Napoleon bestand auf seinem Befehl, dem Feind keine Siegesbeute zu lassen, und fortwährend mußte Davout von Zeit zu Zeit Pulverwagen in die Luft sprengen.

Am Nachmittag des 31. October wollte Davout leichtes Fußvolk zu seiner Rechten und zu seiner Linken ausschicken um Lebensmittel beizutreiben. Aber die feindliche Reiterei zeigte sich in solcher Masse, daß Davout auf seine Absicht verzichten und abwarten mußte, was er am Abend dieses Tages in Gschat finden würde. Hier wurde übernachtet in banger Besorgniß dessen, was der nächste Tag bringen würde.

Davout wußte, daß zwischen Gschat und Wjäsma bei dem Dorfe Zarewo Saimitsche eine sumpfige Strecke auf beiden Seiten eines Flüßchens war, über welche nur auf der schmalen Heerstraße hinauszukommen war. Er ließ darum am Morgen des 1. November bei seinem Abzug von Gschat dem vorausziehenden Vicekönig

Eugen sagen, er möge sich beeilen und Sorge tragen, daß das nachkommende erste Corps jene Straße frei fände. Um des Erfolgs sicher zu sein, machte er selber einen langsamen Marsch. Nichtsdestoweniger fand er am Abend den Weg gesperrt. Die Brücke über jenes Flüßchen war unter einem Geschützzug Eugens gebrochen. Einige nachfolgende Geschützwagen waren dann glücklich durch eine Furt gekommen, andere, die dasselbe versuchten, waren stecken geblieben, und so hatten sich die Fuhrwerke vor und neben der gebrochenen Brücke angehäuft.

In dem Augenblick, wo Davout diesen Troß erreichte, erschien zur Linken eine feindliche Reitermasse unter Miloradowitsch, die sich in einer gewissen Entfernung hielt, aber ihr leichtes Geschütz in das Gedräng zu beiden Seiten der Brücke spielen ließ, besonders aber auf die Truppen Eugens jenseit der gebrochenen Brücke. Gleichzeitig beunruhigte Platow die hinterste Division Davouts. Der General Gérard entfaltete diese Division, führte sein Geschütz auf und empfing die Kosaken mit einem nachdrücklichen Feuer. Da die Kosaken ebenfalls Geschütz aufgeführt hatten, so ging Gérard mit einzelen Bataillonen im Sturm auf dasselbe los und nöthigte es zum Rückzug. Dies Gefecht dauerte bis in die Nacht hinein. Unterdessen ließ Davout die gebrochene Brücke wiederherstellen und einige andere schlagen. Dann beschäftigte er sich damit, den Rest von Eugens Troß und seine eignen Truppen auf das andere Ufer hinüberzuschaffen. Sowohl Davout wie seine Generale und die Division Gérard blieben die ganze Nacht auf den Beinen, obwohl sie am Abend nicht dazu gekommen waren zu essen.

Bei Tagesanbruch des 2. November ließ Davout abermals den Vicekönig bitten, er möge sich beeilen, damit er am 3. zeitig in Wjäsma sein könne, wo der Kaiser schon seit dem 31. October drängte, die Nachhut solle nachkommen. Abgesehen von dem Drängen des Kaisers war ein viel wichtigerer Grund, bei Zeit in Wjäsma zu sein, nämlich die Möglichkeit, daß Kutúsow mit seinem ganzen Heer Wjäsma von Juknow aus erreichte, bevor das französische Heer durchgezogen war. Am Abend des 2. November erreichte Eugen Feodorowskoje ein paar Stunden von Wjäsma. Davout machte mit ihm aus, er sollte am andern Morgen früh um 3 Uhr aufbrechen, damit die Nachhut noch an demselben Tag bei guter Zeit Wjäsma erreichen könnte.

Am Morgen des 3. November ließ Eugen erst seinen Troß abgehen, so daß noch um sechs Uhr seine Truppen nicht in Bewegung waren. Als Eugen noch anderthalb Stunden von Wjäsma entfernt war, zeigte sich der Feind zur Linken mit Geschütz, das zunächst auf den voranziehenden Troß gerichtet war. So oft die russischen Kugeln in diesen unabsehbaren Zug von Waffenlosen, Kranken, Verwundeten, Weibern und Kindern einschlugen, erhob sich Zetergeschrei, und die Vorderen drängten vorwärts, die Hinteren rückwärts, so daß sie den Truppen Eugens an die Füße kamen. Diese trieben sie mit Stößen vorwärts und verfolgten ihren Weg unter dem feindlichen Feuer. Da sprengte plötzlich der General Wasiltschikow mit seinen Reitern und seinem Geschütz in den Zwischenraum der ersten und der zweiten Brigade der Division Delzons, welche mit den Polen Poniatowskis den Nachtrab Eugens bil=

dete. Zugleich entfaltete Korff seine Reiterei links von der Straße und ließ in die Flanke der abgeschnittenen Brigade und der Polen feuern. Diese wichen zurück und kamen dem vorrückenden Corps Davouts vor die Füße.

Davout war darauf gefaßt, das Heer Kutúsows bei Wjäsma zu treffen, denn das häufige Erscheinen der russischen Reiter links von der Straße hatte ihn ahnen lassen, daß das feindliche Heer von Juknow her im Anzug war. Gérard, der an diesem Tag mit seiner Division die Spitze von Davouts Corps bildete, ging beim Anblick des zurückweichenden Nachtrabs von Eugens Corps rasch vorwärts, ließ die zweite halbe Division Delzons und die Polen sich rechts von der Straße aufstellen und rückte auf die Reiterei Wasiltschikows los. Diese von vorn und in der linken Flanke bedroht, zog sich seitwärts mit Zurücklassung ihrer Geschütze, aber hinter diesen zeigte sich russisches Fußvolk, die Division des Herzogs von Würtemberg, welche Miloradowitsch mittlerweile ebenfalls auf die Straße geschoben hatte. Obwohl von der Division Olsufiew in der linken Flanke bedroht, ging Gérard unaufhaltsam vor, und die zweite Brigade von Delzons sammt den Polen folgte rechts von der Straße seiner Bewegung. Da zog Miloradowitsch den Herzog von Würtemberg von der Straße zurück und stellte ihn links von der Division Olsufiew auf. Der Nachtrab Eugens benutzte diese Oeffnung des Wegs, um, so schnell er konnte, Wjäsma zu erreichen, während das Corps Davouts, Front links machend, den Kampf mit den zwei Divisionen von Miloradowitsch annahm. Mittler=

weile näherte sich auch das übrige russische Heer in der Richtung von Juknow nach Wjäsma.

Ney hatte, als er den Kanonendonner hinter sich hörte, im Augenblick seines Abzugs von Wjäsma Halt gemacht und eilte zurück, um sich mit Eugen und Davout zu besprechen. Die drei französischen Heerführer machten mit einander aus, daß Ney sich vor Wjäsma aufstellen sollte hinter einem in die Wjäsma fallenden Flüßchen, um Kutúsow zurückzuweisen, während das Corps Eugens durch Wjäsma zöge mit Ausnahme der Division Broussier. Diese sollte links von Ney auf der Straße stehn bleiben um zugleich mit Davout das Corps unter Miloradowitsch zurückzuweisen.

Ney ließ all sein Geschütz auffahren und sah mit seinen 6000 Mann (den Divisionen Razout und Ledru) unerschrocken dem Angriff Kutúsows entgegen. Davout stellte zunächst bei Broussier die Divisionen Dessaix und Compans auf, beide geführt von Compans, der von Borodinó her den Arm noch in der Binde trug, hinter Compans als Rückhalt die Division Gérard, links von Compans die Divisionen Morand und Friant, beide geführt von Morand, dessen Kopfwunde noch nicht vollständig geheilt war. Die französische Front links von der Straße war vier Divisionen lang (Broussier, Compans, Dessaix, Morand), die Division Friant bildete einen Winkel rückwärts hinter Morand, um eine Umgehung des linken Flügels zu hindern, während Gérard den Rückhalt hinter der Mitte bildete. Davout pflanzte alles, was er noch verwendbares von Geschütz hatte, in seiner Linie auf. Verwenden konnte er nur, wofür er Pulver und Kugeln hatte. Das

waren vierzig Stück, während er hundertundsiebenundzwanzig von Moskau mit schleppen mußte.

Der feurige Miloradowitsch bequemte sich dem Befehl des klugen Feldmarschalls, sich auf keinen unnöthigen Kampf mit Verzweifelten einzulassen. Er begnügte sich, aus hundert Stück Geschütz in die französische Schlachtlinie zu feuern, wies Kutúsows Vorhut zu seiner Linken es bei Wjäsma gegen Ney that. Nachdem die französischen Kanoniere einige Zeit ihre Aufgabe erfüllt hatten, durch größere Geschicklichkeit das Uebergewicht der Russen an Geschützzahl aufzuwiegen, fanden Ney, Eugen und Davout für gut, gegen Abend ihren Rückzug wieder fortzusetzen. Ney nahm seinen Weg über die Brücke unterhalb Wjäsma, für Broussier und Davout blieb die innerhalb der Stadt vorbehalten. Ney, Broussier und Gérard zogen ungestört ab. Als die Reihe an Compans kam, schickte er das 85. Regiment von Dessaix gegen eine russische Batterie vor und ließ seine übrigen Regimenter rechts aus der Flanke nach Wjäsma abrücken. Das 85. Regiment nahm die Batterie und führte drei Stück Geschütz weg, mußte sie aber freilich bald wieder stehen lassen. Während Compans seinen Rückzug machte, trat Morand an seine Stelle, um Miloradowitsch noch eine Zeitlang aufzuhalten. Lebhaft gedrängt, schickte er das 57. Regiment vor und ließ die Angreifer mit dem Bayonnet zurückwerfen. Mittlerweile wurde es Nacht. Als er nach Wjäsma kam, fand er den Vortrab Kutúsows hinter Compans dort eingedrungen. Er mußte sich in dem Stadttheil des linken Ufers durch die Russen durchschlagen, um sich den Weg über die Brücke zu bahnen und verlor dabei zwei Stück Geschütz.

Die Gefechte vor Wjäsma am 3. November hatten die Franzosen 15—1800 Mann ihrer beßten Soldaten gekostet. Da ihr Geschütz besser gezielt war, so wurden dem Feind wenigstens doppelt so viel Mannschaft außer Gefecht gesetzt,[1]) aber seine Verwundeten waren geborgen und die französischen blieben alle liegen, wo sie fielen und erfroren entweder oder wurden todtgeschlagen von den russischen Bauern zur Rache für die Verbrennung der Dörfer. Nur Soldaten, wie die Davouts, denen ihre Ehre über Alles ging, und welchen Generale mit verbundenem Kopf oder mit dem Arm in der Binde das Beispiel gaben, konnten unter solchen Umständen noch unerschrocken ins Feuer gehen.

Weder die Leute Eugens noch die Mannschaft Davouts fanden in Wjäsma etwas zur Stillung ihres Hungers, denn die Garde und das Corps Neys hatten vor ihnen Alles aufgefressen. Die von Moskau mit-

---

[1]) Der Vf. scheint zu vergessen, daß er dem General Miloradowitsch 100 Kanonen zuschreibt und dem Marschall Davout nur 40. Er wird daher dem Leser erlauben, seine Rechnung zu beanstanden, den Verlust gleich zu vertheilen und in runder Summe 2000 Todte und Verwundete auf jeder Seite anzunehmen. Was seine Rechnung noch außerdem verdächtig macht ist folgender Umstand. Beim Auszug aus Moskau am 19. October soll Davout 29—30,000 Mann gehabt haben, später macht Thiers daraus wiederholt 28,000. Am 31. October bei Gschat sollen die 30,000 oder 29,000 oder 28,000 in elf Marschtagen (der 25. und 26. October waren Ruhetage) wieder auf 20,000 zusammengeschmolzen gewesen sein, und am 3. November vor dem Gefecht bei Wjäsma in dritthalb Marschtagen auf 15,000. Da müßte es am Nachmittag des 31. October vor Gschat und am 1. November bei Zarewo Saimitsche scharf hergegangen sein. Rechnen wir 15,000 nach dem Gefecht, so wird die Zahl einleuchtender. Dann scheint sich aber in Wjäsma noch ein bedeutender Verlust für Compans und Morand ergeben zu haben.

Anm. d. Uebers.

genommenen Lebensmittel waren aufgezehrt. Beide Corps blieben darum auch in der Nacht nach dem 3. November nicht in Wjäsma, wo ihnen die Russen mit Granaten eingeheizt haben würden, sondern zogen sich in einen nahen Wald. Dort fällten sie Holz, zündeten große Feuer an, schlachteten Pferde und stillten ihren Heißhunger mit dem gebratenen Fleisch derselben. Dann legten sie sich um die Feuer schlafen.

Napoleon bestimmte, daß das Corps Davouts, nachdem es auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, den Dienst der Nachhut an das Corps Neys abgeben sollte, und dabei zollte er ihm nicht etwa das verdiente Lob für seine Aufopferung seit neun Tagen, sondern er tadelte die Langsamkeit seiner Bewegungen. Er blieb immer bei seiner Garde, welche kaum einen Feind zu sehen bekam, welche das Wenige, was sich noch auf dem Wege fand, aufzehrte, und den Nachkommenden überließ, an gefallenen Pferden ihren Hunger zu stillen. Napoleon sah nichts von den Schrecken des Rückzugs und wollte nichts davon sehen. Er behandelte Davouts Schilderungen als Fabeln und hatte keine andere Erwiderung darauf als: „Ei was! Das geht ja gar zu langsam. Vorwärts! Vorwärts!"

In diesen Tagen brauchte das Heer nicht einen Führer, der großartige Pläne zu entwerfen verstand, sondern einen Mann, der das Herz hatte, mit eignen Augen das namenlose Unglück anzusehen, welches er angerichtet, und das Mögliche zu thun, um es zu mildern. Napoleons Schuldigkeit wäre gewesen, von Morgen bis Abend zu Pferd zu sein, den Uebergang über die Flüsse, die Wiederherstellung der Brücken, das Ablaufen der waffenlosen Haufen zu leiten, das

erschütterte Ansehen der Befehlshaber durch sein eignes zu unterstützen, unter sie die Lasten gleich zu vertheilen, sich selbst den schwersten Theil aufzuladen, die Niedergeschlagenen durch seine Zuversicht aufzurichten, die Ergrimmten zu besänftigen, selbst auf die Gefahr hin, sich Ausbrüchen der Verzweiflung auszusetzen. Aber der Kaiser fand es bequemer bei der Vorhut als bei der Nachhut zu sein. Zuweilen ging er zu Fuß bei seiner Garde, öfter ritt er, meistens aber saß er im Wagen zwischen dem bestürzten Berthier und dem erloschenen Glanzstern Murat — Stunden lang ohne ein Wort zu sprechen, und wenn er einmal sprach, Tadel über die nachziehenden Befehlshaber ergießend.

Der vorzugsweise Getadelte war seltsam genug Davout. Er wurde ins Hauptquartier[1]) berufen, um eine Strafrede wegen vorgeblicher Langsamkeit und Ungeschicklichkeit anzuhören. Davout, durch und durch Soldat, hatte sich schon viel vom Kaiser, als seinem Vorgesetzten, gefallen lassen; diesmal aber riß ihm die Geduld, zumal da auch Ney in den Tadel einstimmte. „Träfe der Tadel mich allein," erwiederte der Marschall, „so würde ich ihn stillschweigend auf sich beruhen lassen, zufrieden in dem Bewußtsein, meine Schuldigkeit gethan zu haben. Aber er ist zugleich gegen meine Unterbefehlshaber gerichtet, deren Beirath zu haben, ich froh sein mußte. Und nun sage ich: Bevor man einen Morand, einen Compans, einen Gérard für Stümper erklärt, muß man Augenzeuge ihres Thuns

---

[1]) Wann und wo vergißt Thiers zu sagen, ob am 4. oder am 5. November oder später, ob vor oder in Dorogobusch.
Anm. d. Uebers.

gewesen sein, oder man muß es besser machen als sie." Napoleon schwieg, und wechselte die ganze übrige Zeit des Rückzugs fast kein Wort mehr mit Davout. Dieser wurde nichts destoweniger der Sündenbock in Rußland, wie Massena es in Portugal geworden war. Officiere ohne selbständiges Urtheil, die ihren Kaiser Napoleon für untrüglich hielten, schwatzten ihm nach: „Davout hat auf dem Rückzug seinen großen Charakter nicht bewährt." Dies waren Leute, welche gemächlich vorausgezogen waren, genießend, was der Weg noch bieten konnte, während Davout alle Augenblicke Halt machen mußte, um den Feind abzuwehren, und wenn er am Abend seinen todmüden Leuten ein Nachtlager bieten wollte, zuweilen ein von jenen gestrengen Herren verbranntes Dorf vorfand. — In Bezug auf Ney, der hier wie in Portugal, den Tadler spielte, sagt der Herzog Eugen von Würtemberg: „Ney hatte gut reden; er war am 3. November in einer gedeckten Stellung und nicht in der Klemme wie Davout." 1)

Am 5. November erreicht Napoleon mit der Garde Dorogobusch, am 6. der Vicekönig Eugen, am 7. Davout, am 8. Ney mit der Nachhut. In dieser Stadt empfing Napoleon eine unangenehme Botschaft nach der andern aus Wilna von Maret, seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

---

1) Der Vorwurf Napoleons scheint sich auf die in Wjäsma von Morand erlittene Schlappe bezogen zu haben; das Eindringen der Russen war nur durch den Abzug Neys aus seiner Stellung unterhalb der Stadt ermöglicht. Dieser Abzug war zu früh erfolgt, die Schuld lag also an Ney, und dieser schob sie auf Davout, der immer schulgerecht und langsam zu Werk gehe und sich zu lange mit Miloradowitsch aufgehalten habe. —
Anm. des Uebersetz.

Die erste Meldung betraf das Flankenheer im Süden unter Schwarzenberg und Reynier. Auf diese beiden, welche zusammen 35,000 Mann hatten, war Tschitschákow, nachdem er 30,000 Mann von Tormásow an sich gezogen, im September von Wolyn aus losgegangen und hatte sie bis Brzesc Litewski zurückgedrängt. Schwarzenberg, obwohl erkenntlich gegen Napoleon, der ihm den Feldmarschallsrang erwirkt hatte, kannte seine Oestreicher zu gut, als daß er von ihnen ungewöhnliche Anstrengungen gegen die russische Uebermacht hätte erwarten sollen. Er hatte eine Verstärkung von 10,000 Mann verlangt, um dem Feind die Spitze bieten zu können, aber der Kaiser Franz schickte ihm nicht mehr als 5 — 6000, um sein Hülfsheer auf dem vertragsmäßigen Stand von 30,000 Mann zu erhalten. Die übrigen in Galicien zusammengezogene östreichischen Truppen blieben dort, um den Russen das Eindringen zu wehren, ja um Galicien neutral zu erhalten, hatte der Kaiser Franz den Russen versprochen, keine Truppen weiter aus Galicien nach Rußland zu schicken, wenn die Russen sich enthielten die Grenzen seines Landes zu überschreiten. Die Verstärkung für Schwarzenberg nahm ihren Weg über Zamoszc.[1] Damit sie nicht von den Russen abgefangen würde, ging Schwarzenberg ihr entgegen. Tschitschákow ließ ihn gehen und wiederkommen und befolgte unterdessen die von Tscherny'schew überbrachte Weisung seines Kaisers, dem Grafen von Wittgenstein an der Berësina die Hand zu reichen. Er ließ den General Sacken mit 25,000 Mann zur Beobachtung der Oestreicher und Sachsen zurück und nahm

---

[1]) Lautet: Samoschz.

mit 35,000 Mann die Richtung nach Minsk. Ihm dorthin zu folgen konnte Schwarzenberg sich um so weniger entschließen, da Reynier eine Verstärkung von 12,000 Mann über Warschau erwartete, die Division Durutte, welche Augereau ihm zusendete, bestehend aus Inselbataillonen (Wehrscheuen) von Rè, Belle Isle und Walcheren.

Noch schlimmer war die zweite Meldung. Macdonald, der mit 8000 Polen den September über unthätig bei Dünaburg gelegen hatte, um befohlenermaßen einerseits die Verbindung mit Saint-Cyr in Polozk zu unterhalten, andernseits die Belagerung von Riga zu decken, war zu Anfang October durch die Verstärkung der Russen in Riga genöthigt worden, seinerseits zur Verstärkung der vor Riga liegenden Preußen die Düna hinab zu gehen. Die in Reval gelandeten 20,000 Russen aus Finnland waren anfangs alle nach Riga gegangen und hatten durch ihr Erscheinen den Marschall Macdonald von Dünaburg herbeigezogen. Sie blieben aber nur zum kleineren Theile dort; 18,000 von ihnen führte der General Steinheil dem Grafen von Wittgenstein zu, so daß dieser nun über 45,000 Mann verfügte. Dem von Petersburg aus vorgeschriebenen Plane gemäß mußte Steinheil unterhalb Polozk über die Düna gehen, um Saint-Cyr im Rücken zu bedrohen. Er hatte 6,000 Baiern unter Wrede gegen sich. In und vor Polozk hatte Saint-Cyr den übrigen 33,000 Mann Wittgensteins 12,000 Franzosen und 4,000 Schweizer und Kroaten entgegenzustellen. Dafür hatte er aber auch den Winkel zwischen der Stadt und der Polota in ein festes Lager umgeschaffen durch Schanzen von der Mündung der Polota aufwärts, und dann zwischen der Polota und der Stadt, jene mit den Schweizern und

Kroaten, diese mit den Divisionen Legrand und Maison besetzt. Am 16. October zeigte sich Wittgenstein, am 17. kam er näher, am 18. griff er, auf den Rath seines jungen Freundes Diebitsch, von zwei Seiten an und zwar mit seiner Hauptmacht an der Oeffnung des Winkels bei dem Dorfe Struwnia. Hier trieben ihn Maison und Legrand nach ziemlich lebhaftem Gefecht zurück, während an der Polota die Schweizer den Fürsten Jackwill mit seiner Abtheilung durch einen Bayonnetangriff zurückwarfen. Aber während Saint-Cyr sich freute, dem Feind vor Polozk einen Verlust von 3—4000 Mann beigebracht zu haben, meldete Wrede das bedrohliche Anrücken Steinheils. Der Marschall verstärkte ihn schnell, so daß Wrede am 19. October den Angriff Steinheils zurückweisen konnte. Er durfte aber voraussehen, daß Wittgenstein ihn nun hinter seinen Schanzen stehen lassen und zu Steinheil auf das linke Ufer der Düna übergehen würde, um ihn von Smolensk abzuschneiden. Darum räumte er in der nächsten Nacht Polozk, indem er die Stadt in Brand steckte, und zog sich am 20. und 21. October nach Lepel zwischen der Ulla und der Berësina zurück, Hülfe von Victor aus Smolensk erwartend. Eine in den letzten Gefechten empfangene Wunde nöthigte ihn, den Befehl wieder an Oudinot zu überlassen, der seinerseits noch nicht vollig wiederhergestellt war.

Auf die von Saint-Cyr und Oudinot eingelaufenen Nachrichten brach Victor im letzten Drittel des Octobers von Smolensk nach Lepel auf, um gemeinschaftlich mit Oudinot das Heer Wittgensteins zurückzuwerfen; welches jenen in der Richtung nach Lepel gefolgt war. Es war aber zweifelhaft, ob Wittgenstein es auf einen

Angriff Oudinots und Victors ankommen lassen und nicht vorziehen würde, seine Vereinigung mit Tschitschákow zu bewerkstelligen, welche wieder ein Uebergewicht der Russen über die Franzosen an der Berësina zur Folge haben mußte. Durch den Abzug Victors war Smolensk völlig entblößt, denn auch die Division Baraguey d'Hilliers war in anderer Richtung nach Jelnia abgerückt, ehe der von Napoleon am 26. October abgeschickte Gegenbefehl eintraf. Diese Division schwebte jetzt in Gefahr, dem Feldmarschall Kutúsow in die Hände zu fallen.

Der in Smolensk gehoffte Ueberfluß mußte sich laut weiteren Berichten aus Wilna auf ein bescheidenes Maß beschränken. Zwar betrieb Maret die tägliche Versendung von 1500 Centnern aus Kowno über Wilna nach Minsk, aber meist von Branntwein und Schießbedarf, da Napoleon vorzugsweise diese Gegenstände aus Danzig bezogen wissen wollte, in der Erwartung, Korn genug in Litthauen zu finden. Hier waren nun starke Lieferungen ausgeschrieben, aber die Pächter übereilten sich nicht mit denselben, indem sie angaben, es fehle ihnen an Wagen und Zugvieh. Schlachtvieh, so meldete Maret, sei in ziemlicher Menge zusammengebracht, im Ganzen aber sei anzunehmen, daß das Heer in Smolensk Lebensmittel auf höchstens acht Tage, in Minsk auf vierzehn Tage, in Wilna auf drei Wochen finden würde. Dies würde also bis zur Hälfte Decembers gereicht haben. Bis dahin konnte freilich noch vieles für den übrigen Winter beigeschafft werden.

Mehr als die Gefahr, von Tschitschákow und Wittgenstein an der Berësina abgeschnitten zu werden, erschütterte den gedemüthigten Napoleon eine Meldung

aus Paris, die er in Dorogobusch empfing. Diese Meldung enthielt das kaum Glaubliche, daß Frankreich um ein Haar von einem halben Narren seiner Herrschaft entzogen worden wäre.

Seit mehren Jahren saß in der Hausvogtei des Justizpalastes zu Paris der General Malet gefangen, von Geburt ein hochburgunder Edelmann, der früh die Lehren von J. J. Rousseau eingesogen hatte und als eifriger Republikaner in Napoleon den Verderber der Freiheit haßte. Schon seit Jahren hatte dieser Mann sich in den Gedanken vertieft, daß ein Herrscher, der ewig Krieg führte, endlich einmal von einer Kugel getroffen werden müßte, und daß die wahre oder erfundene Nachricht von dem plötzlichen Tod Napoleons es leicht machen müsse, alle Regirungsbehörden zu beseitigen und eine andere Regirung einzuführen, da alles Bestehende an der Person des Kaisers hing. Von diesem Gedanken beherrscht, sann Malet unablässig darüber nach, wie man wohl mit der Nachricht von Napoleons Tod die Behörden überrumpeln, eine neue Regirung ausrufen und die Nation, welche der Gewaltherrschaft, des Schweigens und des Kriegs überdrüssig sei, zur Anerkennung dieser neuen Regirung bringen könnte. Schon in den Jahren 1807 und 1809 hatte er geglaubt, das alles möglich machen zu können. Er hatte einige Worte darüber fallen lassen, die der Polizei zu Ohren kamen, und war im Jahr 1809 eingesperrt worden. In der Gefangenschaft hatte er sich ausschließlich mit diesem Gedanken beschäftigt. Als er erfuhr, daß Napoleon zu Moskau sei, meinte er, jetzt oder nie müsse sein Gedanke sich verwirklichen lassen. Dies Mal wollte er Niemand ins Geheimniß ziehen

und für sich allein mit ungeheurer Verwegenheit die Sache ausführen. Er war mittlerweile in ein Krankenhaus an der Antonspforte versetzt worden und hatte dort einen gleichgesinnten verschwiegenen Geistlichen gefunden. Mit diesem entwarf er den Plan, den Tod Napoleons zu erdichten, falsche Befehle und einen falschen Beschluß des Senats abzufassen, mit diesem Beschluß, der auf Wiederherstellung der Republik lautete, in eine Kaserne zu gehen, ein Regiment mit sich fortzureißen, mit diesem Regiment die verhafteten Generale Lahorie, Generalquartiermeister Moreaus, und Guidal, der im Verdacht war, sich mit den Engländern eingelassen zu haben, aus den Gefängnissen zu holen, dann sich der Personen aller Minister zu versichern, eine Anzahl bedeutender Männer, welche für Gegner Napoleons galten, auf dem Stadthaus zu versammeln und dort die Republik auszurufen. Er hatte sich die Einzelheiten der Ausführung genau vorgezeichnet, jedoch nicht alle, sei es, daß ihm die Zeit dazu fehlte, sei es, daß er dem Glück vertraute, als dem unumgänglichen Helfer in allen großen Unternehmungen.

Mit Hülfe seines geistlichen Vertrauten hatte er zwei beherzte junge Männer als Adjutanten angeworben, ohne sie in sein Geheimniß zu ziehen. Durch diese hatte er dafür gesorgt, daß in einem benachbarten Hause die erforderlichen Kleider und Pistolen bereit lagen. Nachdem zuvor der geistliche Gehülfe aus dem Krankenhaus entschlüpft war, stieg Malet am späten Abend des 22. October zum Fenster hinaus, ging in die Wohnung, wo ihn die beiden jungen Männer erwarteten, legte die Generalskleidung an, verkleidete den einen jungen Mann als Adjutanten und eröffnete

beiden, Napoleon sei am 7. October in Moskau gestorben, der Senat, in der Nacht versammelt, habe die Wiederherstellung der Republik beschlossen und ihn zur Vornahme der nöthigen Schritte bevollmächtigt. Darauf ging er mit seinen Adjutanten in die Kaserne Popincourt, wo die zehnte Cohorte der Nationalgarde mit ihrem Befehlshaber Soulier lag. Dieser Soulier hatte in Spanien mit Ehren gedient, hatte den Abschied erhalten und war zu Anfang dieses Jahres von neuem einberufen und an die Spitze jener Cohorte gestellt worden. Malet ließ ihn wecken, mit dem Bedeuten, daß der General Lamotte ihm einen höchst wichtigen dringenden Befehl mitzutheilen habe, trat an sein Bett und erzählte ihm: Napoleon sei am 7. October bei Moskau durch eine Kugel getödtet worden, auf diese Nachricht habe sich der Senat diesen Abend insgeheim versammelt, die Wiederherstellung der Republik beschlossen und den General Malet zum Befehlshaber der bewaffneten Macht in Paris ernannt. Auf Befehl Malets komme er, um mit der 10. Cohorte verschiedene Aufträge zu vollziehen. Soulier, in der Meinung, den ihm persönlich unbekannten General Lamotte vor sich zu haben, erwiedert: Das sei recht traurig, aber als untergeordneter Befehlshaber müsse er gehorchen. Er zieht sich an, läßt seine Leute heraustrommeln und kündigt ihnen die von dem vorgeblichen General Lamotte gebrachten Neuigkeiten und Befehle an. Die Leute sind überrascht, aber nicht ungläubig, die alten Republikaner unter den Officieren und die mit Widerwillen dem Aufruf zum Dienst gefolgten Gemeinen sind sogar froh. Alle gehorchen ohne Bedenken. Der vorgebliche General Lamotte führt sie

um Nachmitternacht vor das Zwangshaus, läßt sich öffnen und unter Vorweisung eines schriftlichen Befehls die Generale Lahorie und Guidal in Freiheit setzen. Diesen trägt er kurz sein Mährchen vor, weist ihnen die bestätigenden Senatsdecrete auf und theilt ihnen ihre Rollen zu. Guidal soll den Kriegsminister aufheben, Lahorie soll den Polizeiminister festnehmen und in der Hausvogtei einsperren, er selber will sich des Platzcommandanten Hulin versichern. Jedem, der sich weigert, den Senatsbeschlüssen Folge zu leisten, soll eine Kugel durch den Kopf gejagt werden. Der Adjutant in bürgerlicher Kleidung wird aufs Stadthaus geschickt mit Abschriften der angeblichen Senatsbeschlüsse und mit der Weisung für den Präfecten Frochot, das Stadthaus für die einstweilige Regirung herzurichten. Der Gehülfe in Adjutantenkleidung muß in eine Kaserne laufen und dem Obersten befehlen, alle Thore von Paris zu besetzen und Niemand ein- noch auszulassen.

Lahorie, das Mährchen Malets für Wahrheit haltend, nimmt eine Abtheilung der zehnten Cohorte, rückt vor das Polizeiministerium und läßt sich aufmachen. Savary hatte bis nach Mitternacht gearbeitet und streng anbefohlen, daß man ihn schlechterdings nicht wecken solle. Lahorie läßt die Thür des Schlafzimmers einschlagen drängt hinein und spricht zu dem überraschten Minister, als einem alten Waffengefährten: „Ergib dich ohne Widerstand, denn als alten Freund möchte ich dir kein Leid zufügen. Der Kaiser ist todt, das Kaiserthum ist abgeschafft, der Senat hat die Republik wiederhergestellt.“ — „Du bist von Sinnen,“ entgegnete Savary, „noch gestern Abend habe ich einen Brief vom Kaiser erhalten, welcher die Falschheit der

Todesnachricht beweist; du spielst da eine Rolle in einer unerhörten Betrügerei." Lahorie bleibt gläubig auf seiner Behauptung und befiehlt, den Polizeiminister festzunehmen. Die Wehrmänner gehorchen, in der Meinung, wie Lahorie, daß Savary durch Berufung auf einen erdichteten Brief sich der Verhaftung entziehen wolle. Derselben Ansicht ist Guidal, den sein Weg in die Nähe geführt hat, nachdem er den Polizeipräfecten in die Hausvogtei geschafft. Savary wird ebenfalls in das Gefängniß des Gerichtspalastes abgeführt.

So weit war Alles gut gegangen. Dagegen fand Malet selber beim Platzkommandanten Hulin Anstand. Zwar überraschte er ihn im Bett, fand ihn auch nicht ungläubig gegen die Nachricht von dem Tode des Kaisers, aber durchaus nicht geneigt, auf die Ankündigung eines Senatsbeschlusses hin die Hand zur Wiederherstellung der Republik zu bieten. Hulin verlangte Vorweisung der Urkunden. Malet erwiderte: in seinem Amtszimmer wolle er sie ihm vorlegen, ließ ihn vorangehen, folgte ihm und schoß ihn nieder. Nach Beseitigung des Generals Hulin wollte Malet sich nun der Mitwirkung des Platzobersten Doucet versichern. Er rückte mit seiner Mannschaft vor dessen Haus, trat hinein, erzählte ihm sein Mährchen und fügte hinzu, Doucet sei zum General ernannt. Doucet zweifelte, und fragte näher; unterdessen kommt der Platzhauptmann Laborde hinzu, erkennt sogleich Malet, ruft schnell einen Polizeibeamten herbei, der früher die Versetzung des Generals aus einem Gefängniß in ein anderes besorgt hatte und läßt ihn durch diesen fragen: „Wer hat Sie auf freien Fuß gesetzt? Ich kenne Sie

bloß als Gefangenen?" Malet will mit der Pistole antworten. Die Umstehenden nehmen ihn fest und binden ihm die Hände; die anwesenden Wehrmänner sehen ruhig zu, da sie ahnen, daß der angebliche Senatsbevollmächtigte ein Betrüger ist. Im nächsten Augenblick kommt eine Abtheilung Gardesoldaten und führt den General Malet ins Gefängniß ab. Andere Abtheilungen nehmen die Generale Lahorie und Guidal gefangen, noch bevor letzterer die Ausrichtung seines Auftrags beim Kriegsminister Clarke hat versuchen können.

Eine Stunde später waren Savary und der Polizeipräfect wieder auf freien Füßen und in ihren Amtswohnungen. Aber es war noch nicht Alles im alten Geleise. Auf dem Stadthaus wurden noch Vorbereitungen zum Empfang der provisorischen Regirung gemacht, und die Stadtthore waren nach Malets Anweisung gesperrt. Der Stadtpräfect Frochot war bei Tagesanbruch vom Land in die Stadt gekommen, hatte auf dem Stadthaus die falschen Senatsbeschlüsse gefunden, welche alle seine Untergebenen für echt hielten, und ließ Anstalten zu ihrem Vollzug treffen, freilich langsam, da die angekündigte republikanische Regirung nicht nach seinem Geschmack war. Unbedenklicher als Frochet hatte der von Malets Adjutanten aufgebotene Oberst die Stadtthore besetzen lassen.

Die Sperrung der Thore hatte am Morgen in Paris das Gerücht veranlaßt, die Terroristen hätten sich der Gewalt bemächtigt. Das hatte großen Schrecken verbreitet. Im Laufe des Vormittags kreuzten sich die Nachrichten von Verhaftung und Befreiung der obersten Polizeimänner, von Sperrung und Oeffnung

der Stadtthore. Am Mittag aber wußte man, daß Alles wieder auf dem alten Flecke stand. Die, welche am Morgen Anstalt gemacht hatten, sich vor den Terroristen zu verkriechen, wollten sich jetzt todt darüber lachen, daß die hohe Polizei so schön überrumpelt worden sei, daß die Herren, welche so viele Leute hatten einstecken lassen, selber einmal eingesteckt worden seien, daß die großen Spürnasen, welche überall so leicht einen Fang witterten, nicht gewittert hatten, daß man sie selber fahen würde.

Ein Theil der Lacher ging jedoch bald zu ernsten Betrachtungen über. Jeder Denkende mußte sich sagen: Was ist das für eine Regirung, unter der solche Dinge möglich sind!? Leute, die zur Aufrechthaltung dieser Regirung bestellt sind, glauben ohne Bedenken an ihren vorgegebenen Sturz. Daß sie die Hand zur Errichtung einer andern bieten, ist nicht zu verwundern; sie sind ja an blinden Gehorsam gegen höheren Befehl gewöhnt, und der war ihnen gut vorgespiegelt. Wo alle Oeffentlichkeit ausgeschlossen, wo ein Mensch der Staat, die Regirung die Verfassung ist, wo dieser Mensch tagtäglich das Dasein Frankreichs und sein eignes in fabelhaften Abenteuern aufs Spiel setzt, da ist es ganz natürlich, daß man einer Nachricht von seinem Tode Glauben schenkt, daß man im Glauben an seinen Tod den Senat als die oberste Behörde betrachtet, daß man vermeintlich von diesem ausgegangenen Befehlen ohne Prüfung gehorcht, denn Prüfen und Einwendungen machen sind ja Dinge, die man hat verlernen müssen. In einem freien Lande wäre eine solche Ueberrumpelung nicht möglich, denn da sind die Menschen gewöhnt zu denken und nach dem Gesetz zu be-

messen, was sie zu thun haben, nicht blindlings dem Befehl von oben Folge zu leisten. In einem Land der Willkürherrschaft ist Der Meister, welcher die Hand auf die Haupttriebfeder der Regirung zu legen weiß. Daher die Möglichkeit des Gelingens von Palastverschwörungen. Napoleon hat einen Leibeserben, und doch hat kein Mensch gedacht, daß dieser der Wiedererrichtung der Republik im Wege stehe.

Napoleon hatte lediglich der von ihm eingeführten mechanischen Staatsordnung das theilweise Gelingen dieses Umsturzversuches zuzuschreiben. Aber die Aufsichtsbehörde und die Leiter der bewaffneten Macht fürchteten, Napoleon möchte ihnen die Schuld aufbürden, und wollten jede sich selber rein waschen und den Fehler der andern zuschieben. Die Polizei hatte den Anschlag nicht entdeckt, und Befehlshaber von Truppen hatten bei Ausführung des Anschlags mitgewirkt. Natürlich hatte die Polizei nicht entdecken können, was in der Brust von zwei Menschen verschlossen lag, und auf der andern Seite war nicht zu verwundern, daß ein Major und ein Oberst eine falsche Todesnachricht glaubten und höheren Befehlen, die sie für echt hielten, Folge leisteten. Savary, Herzog von Rovigo, brauchte zu seiner Rechtfertigung nur die reine Wahrheit zu suchen, und diese brachte nur zwei Schuldige an den Tag, den General Malet und dessen geistlichen Gehülfen. Clarke, Herzog von Feltre, konnte sich die Leichtgläubigkeit der ihm unterstehenden beiden Officiere ganz gut erklären; aber er haßte den Polizeiminister und suchte recht viele Schuldige zu ermitteln, um dann sagen zu können: Wo so viele Mitschuldige sind, darf einer guten Polizei ein Anschlag nicht ver=

borgen bleiben. — Der Erzkanzler Cambacérès, als Statthalter des Kaisers, versammelte die Minister und Großwürdenträger und verfügte die Niedersetzung eines Kriegsgerichts zur standrechtlichen Behandlung der vermeintlichen Verschwörer. Diesem Kriegsgericht wurden über zwanzig Personen überwiesen; davon waren oder wurden vierzehn verhaftet und verurtheilt und zwölf vor Ablauf von fünf Tagen erschossen. Für den offenbar unschuldigen Major Soulier begehrte Savary einen Aufschub der Urtheilsvollstreckung, weil seine weitere Vernehmung zur Führung der Untersuchung nöthig sei. Vergebens: Soulier wurde mit den andern elf erschossen.

Napoleon billigte dies Verfahren keineswegs. Die seltsame Begebenheit bewies ihm recht deutlich, wohin die Gewöhnung an blinden Gehorsam gegen Befehle von oben führen konnte. Das Empfindlichste für ihn war, daß keiner unter den von Malet Getäuschten durch den Gedanken an den vorhandenen Thronerben zurückgehalten worden war. Mehr als einmal rief er aus: „Was! Man dachte also nicht an meinen Sohn, an meine Frau, an die Grundgesetze des Reichs!?" Und wenn er dann wieder in dumpfes Schweigen versank, verrieth der Ausdruck seines Gesichts seinen bitteren Unmuth. — Was Lahorie und Guidal betrifft, so sah er wohl, daß diese mit Freuden die Hand zur Wiederherstellung der Republik geboten hatten, aber doch nur in dem Glauben an seinen Tod und an die erdichteten Senatsbeschlüsse. Er erkundigte sich bei Lariboisière nach Lahorie. Der alte Artilleriegeneral sagte ihm: „Lahorie war ein ausgezeichneter Mann, der Ew. Majestät treu gedient haben würde, wenn man ihn

nicht angeschwärzt hätte, — so treu wie Eblé, den zu schätzen Ew. Majestät jeden Tag Gelegenheit hat, und den man auch gern hätte anschwärzen mögen." — „Sie haben Recht," erwiderte Napoleon. „Diese Tröpfe lassen sich erst überrumpeln; und dann wollen sie sich dadurch bei mir wieder angenehm machen, daß sie die Leute zu Dutzenden erschießen lassen."

Uebrigens konnte Napoleon in Dorogobusch seinen Gedanken über das Pariser Abenteuer nicht lange nachhängen. Die Nachricht aus Paris zeigte ihm, wie hohl die Grundlage seiner Macht war; darüber nachzusinnen hatte er unterwegs noch Muße genug. Für den Augenblick mußte er Maßregeln treffen, damit er nicht mit seinem Heer in Gefangenschaft geriethe. Er ließ also dem Fürsten Schwarzenberg und dem General Reynier durch Maret in Wilna schreiben, sie sollten nicht länger zwischen Brzesc und Slonim herumtasten, sich nicht um Sacken bekümmern, sondern geradeswegs auf Tschitschákow losgehen, dessen Anwesenheit auf der Rückzugslinie des Hauptheeres verderblich werden könnte. An Victor schrieb er, er habe sich augenblicklich mit Oudinot zu vereinigen, damit beide mit vereinigter Macht über Wittgenstein herfallen und ihm eine völlige Niederlage beibringen könnten, und damit nicht das Hauptheer genöthigt wäre, diesem eine Schlacht zu liefern, denn das Hauptheer sei überaus ermüdet (wollte sagen zu Grund gerichtet). Mit Wittgenstein sollten sie so schnell wie möglich fertig zu werden suchen, denn sie müßten dann auch dem Hauptheer gegen Tschitschákow helfen. Ferner schrieb er an Maret, er solle die von Augereau nach Danzig und später nach Königsberg vorgeschobene Division Lagrange, jetzt Loison,

nach Wilna ziehen. Zugleich beauftragte er ihn, Alles was von Lebensmitteln, Branntwein, Kleidern und Pferden aufzutreiben wäre, nach Minsk, Borißow, Orscha und Smolensk zu schicken. Den schon früher dem General Bourcier in Hannover gegebenen Auftrag dehnte er dahin aus, daß dieser Befehlshaber der dortigen Reiterdepots augenblicklich zum Ankauf von 50,000 Pferden in Deutschland und Polen schreiten solle.

Napoleon blieb nur einen Tag in Dorogobusch, wo er die oben weitläufig mitgetheilten Nachrichten empfing. Am 5. November war er angelangt, am 6. brach er schon wieder nach Smolensk auf. Davout, welcher am 7. und Ney, welcher am 8. erwartet war, wurden angewiesen, ohne Rast zu folgen. Den Vicekönig Eugen, der am 6. November in Dorogobusch eintraf, beauftragte Napoleon, nach Dukowtschina zu gehen, dort Nachrichten von Witebsk einzuziehen und, wenn er erführe, daß diese Stadt von Wittgenstein bedroht sei, sich dorthin zu wenden und den Platz gegen den Feind zu behaupten, da Smolensk und Witebsk die zwei Stützpunkte des Heeres sein sollten. Man wird sich erinnern, daß im August Eugen seinen Weg von Smolensk nach Dorogobusch über Dukowtschina genommen hatte.

Von Dorogobusch aus hatte das Heer Napoleons schon eine Kälte von 9 — 10 Grad auszustehen. Die Soldaten vermummten sich auf's abenteuerlichste, um sich gegen diese Kälte zu schützen, die für einen großen Theil von ihnen nichts neues war, aber viel empfindlicher als die früher in Mähren und in Polen ausgehaltene, weil die mangelhafte Nahrung ihrem Blut keine Wärme gab. Da auf keinen Rückzug im Winter gerechnet worden war, so hatte man keine Eisnägel mit=

genommen. Jetzt kam man oft an Stellen, wo die Straße überfroren war; besonders, wo es bergauf ging. Da konnten die Pferde nicht fest auftreten, ohne auszugleiten. Man verdoppelte und verdreifachte oft an Steigungen die Bespannung der Geschütze, man schlug die Pferde blutig, um sie zum Ziehen zu bringen, man bewirkte oft nur, daß sie stürzten und mit aufgeschundenen Knieen aufgehoben werden mußten, und sah sich am Ende genöthigt sie auszuspannen und die Geschütze stehen zu lassen. Viele andere Fuhrwerke blieben stehen, weil die Pferde fielen. Von diesen gefallenen Pferden lebten die Nachziehenden. Abends, wenn gelagert wurde, hieben die Soldaten solche Pferde mit ihren Säbeln in Stücke und brieten diese an großen Wachtfeuern. Um diese Feuer kauerten sie sich dann zusammen und schliefen. Wenn die Kosaken den Schlaf nicht gestört hatten, dann erwachte mancher auf der einen Seite versengt auf der andern Seite voll Schlamm, da die Gluth das Eis unter den Schlafenden geschmolzen hatte. Viele erwachten gar nicht wieder, wenn in der Nacht die Kälte über zehn Grad stieg. Am 9. November fiel der erste Schnee und vermehrte das Elend. Seit dem Rückzug von Gorodnia und Malo Jaroslávez waren schon über 10,000 Soldaten todt auf dem Weg liegen geblieben. Kaum 50,000 Mann standen noch unter Waffen, fast die ganze Reiterei, die der Garde ausgenommen, hatte ihre Pferde verloren. Der Troß von Weibern, Kindern, Marketendern, Waffenlosen und unnützem Volk betrug 50,000 Seelen und vergrößerte sich immer mehr. In drei Tagen, hieß es beim Abmarsch von Dorogobusch, sind wir in Smolensk; da finden wir ordentliche Nahrung, Kleider, Obdach und

schützende Mauern. Der Name Smolensk war in Aller Mund, und bei jedem Halt wurde gefragt: Wie weit ist's noch bis Smolensk.

Der Abmarsch von Dorogobusch ging nicht so schnell, wie Napoleon befohlen hatte. Eugen brach erst am 8. November nach Dukowtschina auf und Davout erst am 9. nach Smolensk. Ney blieb anderthalb Tage länger, um dem vorausziehendem Heer und Troß Zeit zu geben, den ersehnten Ruhehafen zu erreichen. Ewig von den Kosaken beunruhigt, hatte Ney an allen Engen Gefechte zu bestehen. Eine Nachhut ohne Geschütz und ohne Reiterei zu führen war Niemand besser geeignet als dieser Marschall. Seine furchtlose Seele wohnte in einem eisenfesten Körper, welcher weder Ermattung noch Schmerz kannte. Er lag unter freiem Himmel, so gut wie in einem Bett, und zeigte sich stets kraftvoll, nach durchwachten Nächten und nach Tagen, wo er nicht zum Essen gekommen war. Er ging meist zu Fuß, und wenns Noth that nahm er, wie einer der geringsten Hauptleute fünfzig oder hundert Mann und stürzte sich mit ihnen auf den andringenden Feind, im dicksten Kugelregen so kaltblütig, als ob er sich unverwundbar wüßte. Oft nahm er sogar einem sterbenden Soldaten das geladene Gewehr aus der Hand und feuerte es auf den Feind ab. Wenn er beim Aufbruch Leute halberstarrt liegen sah, ging er hin, rüttelte sie auf und nöthigte sie mitzuziehen. Wenn links und rechts von ihm Leute gefallen waren und die Verwundeten ihn anflehten, sie mitzunehmen, dann antwortete er: „Meine Beine können nur mich tragen; heute bleibt ihr liegen, morgen vielleicht ich: so bringt es das Soldatenhandwerk mit sich.“ Unter solchen Umständen

war es kein Wunder, wenn Rheinbundtruppen, welche gefangene Russen mitzuführen hatten, sich dieser als einer unnützen Last entledigten, indem sie ihnen mit den Kolben die Schädel einschlugen.

Ney behauptete sich nach Davouts Abzug noch den folgenden Tag, 10. November in Dorogobusch so lange bis er sah, daß die Russen zu seiner Rechten über den Dnjepr gegangen waren, um ihn abzuschneiden. Er eilte ihnen nach Solowiewo zuvor und behauptete sich dort einige Stunden gegen erneute Angriffe. Zuletzt hielt er noch einmal auf der Ebene bei Walutino Stand, wo er am 19. August das blutige Treffen gegen Tutschkow III. geliefert hatte und erreichte endlich am 12. November Smolensk.

Unterdessen machte Eugen seinen Zug nach Dukowtschina, welcher nach Napoleons Absicht dem Heere Witebsk als Stützpunkt sichern sollte. Dieser Zug führte die Reste des Heeres aus Italien unter allerlei Abenteuern am Ende doch auch nur nach Smolensk. Eugen war am 8. November mit etwa 7000 Mann zu Fuß, einigen hundert baierischen Reitern, einer Anzahl Geschütze und einem ziemlichen Trosse unnützen Volks von Dorogobusch aufgebrochen. Am Abend kam er in die Nähe des Schlosses Sasele mit der Hoffnung, dort ein gutes Nachtlager zu finden. Der Weg ging eine überfrorne Höhe hinauf. Um hier die Geschütze hinaufzubringen, wurden die Pferde von den Zwölfpfündern als Vorspann zu den Sechspfündern genommen und so die Feldstücke mit der äußersten Anstrengung auf die Anhöhe geschafft. Die Zwölfpfünder mußten im Stich gelassen werden, den Kosaken Platows zur Beute, welche Dreipfünder auf Schlitten mit sich führten und

die Franzosen bei ihrer anstrengenden Arbeit beschossen. Bei dieser Gelegenheit wurde der Artilleriegeneral Anthouard so schwer verwundet, daß der Oberst Griois an seine Stelle treten mußte. Die folgende Nacht war empfindlich kalt.

Am 9. November brach Eugen auf, um über den nahen Wop zu gehen, welcher im August ein Bächlein gewesen war und jetzt als ein vier Fuß tiefer Fluß mit Eis ging. Die Brückenleute waren am vorigen Abend vorausgeschickt worden, um eine Brücke zu schlagen, hatten in der Nacht gearbeitet, konnten aber vor Ermattung und Kälte nicht fertig werden. Bei Tagesanbruch, während sie ruhten, kommt in einem dicken Nebel der vorausziehende Troß an die Brücke, meint, sie wäre fertig und fängt an hinüberzugehen. Die vordersten stehen am unvollendeten Ende still, die hinteren drängen nach und werfen sie ins Wasser. Auf ihr Nothgeschrei hört das Schieben auf. Die nachkommenden baierischen Reiter suchen eine Furt und finden endlich eine Stelle, wo sie durchreiten können. Das Fußvolk folgt ihrem Beispiel, arbeitet sich durch die Eisschollen hinüber und macht große Feuer an, um sich zu wärmen und zu trocknen. Der Troß der Waffenlosen versucht auch hinüberzukommen; Einigen gelingt es, Andere ertrinken. Nun soll das Geschütz hinübergeschafft werden. Mit den ersten Stücken gelingt es, die folgenden fahren sich fest und die Furt ist gesperrt. Der Troß der Marketender, der von Moskau ausgewanderten Franzosen und Italiäner u. s. w. sieht keine Möglichkeit, mit seinen Fuhrwerken hinüberzukommen. Die Kosaken erscheinen in der Nähe, werden zwar durch das Kleingewehrfeuer der Nachhut zu-

rückgehalten, schießen aber aus ihren Schlittenkanonen in den Troß. Weiber und Kinder flüchten wehklagend an den Rand des Flusses; beherzte Soldaten tragen sie durch den Eisgang hinüber. Um den Inhalt der Wagen nicht den Kosaken zur Beute werden zu lassen, leeren die Soldaten sie aus und eignen sich den Inhalt an. Die Kosaken können das nicht ruhig ansehen, reiten trotz dem Feuer der Franzosen und Italiäner herbei und schlagen sich mit ihnen um die Beute. Den ganzen Tag kam das Heerhäuflein Eugens nicht von der Stelle, beschäftigt, sich nach dem kalten Bad zu trocknen. Am Abend zählte es einen Verlust von tausend Ertrunkenen oder Erschossenen.[1]) Von seinem Geschütz waren ihm noch acht Stück übrig.

Am 10. November gings nach Dukowtschina, einem wohlhabenden Städtchen, in welchem Eugens Truppen schon im August einmal recht gut gelebt hatten und auch jetzt wieder eine Rast fanden, so gut, wie sie ihnen seit Wochen nicht geworden war. Sie trafen einen Schwarm Kosaken darin, der vor ihnen entfloh, ohne die Stadt zu verbrennen. Die Einwohner waren geflüchtet und hatten das Ihrige im Stich gelassen. Ihre Vorräthe an Mehl, Kartoffeln, Kohl, gesalzenem

---

[1]) Warum hatten die Brückenleute sich nicht am Zugang der halben Brücke zur Ruhe gelegt oder wenigstens eine Schildwacht zur Abweisung der Nachkommenden aufgestellt? Warum wurde am Morgen die Brücke nicht fertig gemacht? Waren die Brückenleute erfroren? Waren bei den Bataillonen keine Zimmerleute, die sie ersetzen konnten? Ließ sich nicht eine Floßbrücke schlagen? — Alle diese Fragen erledigen sich durch die Annahme, daß der Uebergang über den Wop eine Flucht vor den Kosaken war. Die weitere Annahme, daß dieselben Kosaken sich am 10. November gegen Ney wandten, erklärt die Ruhe, deren Eugen fortan genoß. — Anm. d. Uebers.

Fleisch, Branntwein und ihre warmen Stuben kamen den ausgehungerten und ausgefrornen Franzosen, Italiänern und Baiern trefflich zu Statten. Eugen übereilte sich nicht weiter zu ziehen. Er schickte einige Polen in der Richtung nach Witebsk ab, um Erkundigungen einzuholen. Diese kamen am folgenden Tag zurück mit Nachrichten, aus denen sich fast mit Gewißheit entnehmen ließ, daß die Russen in Witebsk seien. Unter diesen Umständen hielt Eugen seinen Auftrag für unausführbar, und beschloß, sich wieder an das Hauptheer in Smolensk anzuschließen. Nachdem er Mannschaft und Pferde anderthalb Tage erquickt hatte, brach er in der Nacht vom 10. auf den 11. November wieder auf. Zum Dank für das genossene Gute wurde Dukowtschina beim Abzug in Brand gesteckt. Eine Meile weit leuchteten die Flammen den Abziehenden mit ihrem blutrothen Widerschein an den beschneiten Fichten. Am 12. November wurde theils geruht, theils weiter gezogen, bis man am Abend ein Dörfchen als Nachtlager fand. Am Morgen des 13. ging es wieder weiter, und gegen Mittag erblickten die Abenteurer von den Anhöhen am Dnjepr aus zu ihren Füßen in der schneebedeckten Ebene die Kirchthürme von Smolensk, wo ihnen nicht das gute Obdach bereitet war, wie sie es in Dukowtschina gefunden hatten.

Napoleon war am 9. November mit seiner Garde nach Smolensk gekommen, hatte dieselbe bequem eingelagert und befohlen, daß Niemand weiter eingelassen werden sollte.[1]) Am 10. langte der Troß von Waf-

[1]) Der Verfasser überläßt es dem Leser, zu errathen, ob Napoleon die Absicht hatte, die Unterkunft in Smolensk seiner Garde vorzubehalten mit Ausschluß der nachfolgenden Truppen.

fenlosen an, welcher dem Corps Davouts vorauszog. Dieser Troß wurde an den Thoren abgewiesen und mußte zusehen, wie er im Schnee mit dem Fleisch von gefallenen Pferden das kümmerliche Leben fristete. Die Wuth der Unglücklichen, die sich in ihrer Hoffnung betrogen sahen, war grenzenlos. „Für die Garde sind die guten Bissen und die warmen Stuben, für uns die feindlichen Kugeln und die Lagerstellen im Schnee!" riefen sie aus. „Womit hat die Garde ihre Bevorzugung verdient? Sie hat in dem ganzen Feldzug noch kein Pulver gerochen!"

Am 11. November langten die fünf Divisionen Davouts an, noch etwa 10,000 Mann stark. Die Garde zählte auch nicht viel mehr, obwohl sie keinen Mann vor dem Feind verloren hatte. Als die alten Soldaten, welche den Rückzug bis Wjäsma gedeckt hatten, die Klagen der Ausgeschlossenen hörten, begannen sie zu murren und rückten ohne weiters mit jenen in Smolensk ein. Sie nahmen ihren Weg nach den Vorrathshäusern. Dort hieß es: Jedem Regiment wird sein Bedarf in seinem Quartier verabreicht. Die Soldaten suchten ihre Quartiere und fanden keine. Sie zogen zurück nach den Vorrathshäusern, schlugen die Thüren ein und nahmen sich selber, was sie brauchten. Auf den Schreckensruf: „Die Vorräthe werden geplündert!" wurden endlich Anstalten zu ordentlicher

---

Man möchte glauben, daß er nur die Waffenlosen zurückgewiesen haben wollte, um sie zu zwingen, sich an ihre Regimenter anzuschließen und sich wieder einreihen und bewaffnen zu lassen, daß aber durch die Nachlässigkeit Berthiers der Befehl allgemein gefaßt, keine Vorkehrung zum Empfang der Truppen Davouts getroffen und so die Unordnung am 11. November herbeigeführt wurde. — Anm. des Uebersetz.

Vertheilung getroffen. — Am 12. November kam Ney mit etwa 4000 Mann an, am 13. Eugen mit 5000. Diese Truppen empfingen ordentliche Nahrung, mußten aber vorerst auf den Gassen lagern.

Die Russen, mit welchen Ney und Eugen sich seit dem Abzug von Dorogobusch hatten herumschlagen müssen, waren nicht das Heer Kutúsows, welches ihnen bei Wjäsma in den Weg getreten war, sondern ein abgesonderter kleiner Theil dieses Heeres, meist Kosaken Platows. Mit dem größeren Theil hatte sich Kutúsow von Wjäsma wieder südwärts gezogen nach Jelnia. Dort war ihm Baraguey d'Hilliers mit seiner Division ungeübter Neulinge in die Hände gefallen und hatte sich glücklich schätzen müssen, nach Verlust der 2000 Mann starken Brigade Augereau [1]) nach Smolensk zu entkommen. Napoleon schickte den unglücklichen Baraguey nach Frankreich, damit er sich vor einem Kriegsgericht verantworte; seine übrige Mannschaft vertheilte er ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß unter die Corps von Davout, Ney und Eugen. Noch unangenehmer als die Schlappe bei Jelnia war die in Smolensk eingetroffene Nachricht, daß einerseits Tschitschákow sich immer mehr der Rückzugslinie des französischen Heeres näherte und Minsk mit seinen Vorräthen weg-

[1]) Der General Augereau, der die Vorhut Baragueys führte, ist nicht mit dem Marschall Augereau zu verwechseln, der in Berlin war. Eine Brigade ist eine halbe Division; doch kommen auch Divisionen von drei Brigaden vor. Die Division Baragueys ist früher als 15,000 Mann stark angegeben, nämlich nach der Berechnung Napoleons. Es scheint, die 2000 Mann wurden gefangen genommen und eine größere Zahl getödtet, so daß etwa von 10,000 Mann kaum die Hälfte nach Smolensk zurückkam. — Anmerkung des Uebersetzers.

zunehmen drohte, andererseits Victor und Oudinot gegen Wittgenstein nichts ausrichteten. Schwarzenberg war unschlüssig zwischen Sacken und Tschitschákow stehen geblieben. Victor hatte nur 25,000 Mann nach Lepel gebracht, hatte Oudinots Heer an der Ula auf 10,000 Mann zusammengeschmolzen gefunden, da die Baiern von diesem abgeschnitten waren, folglich sich und seinen Gehülfen außer Stande, ohne weiters über Wittgenstein herzufallen und ihn geschlagen über die Düna zurückzuwerfen. Wittgenstein zog ausweichend seine Gegner zwischen Lepel und Sieno hin und her und befand sich nur noch fünfzehn Meilen von Tschitschákow entfernt, so daß beide in drei Tagmärschen sich bei Borißow mit einander vereinigen konnten, um mit 70 — 80,000 Mann dem Heere Napoleons den Rückzug über die Berësina abzuschneiden, während Kutúsow demselben auf dem Fuß folgte. Es hatte den Anschein, als ob der Rückzug von Moskau, mit der Absicht eines Angriffs auf Kutúsow begonnen, dann unverstellt nach Smolensk gerichtet, am Ende zu einer Gefangennehmung Napoleons und seines Heeres führen sollte.

Unter diesen Umständen war ein längerer Aufenthalt in Smolensk nicht verstattet, auch wenn die dortigen Vorräthe auf acht Monate statt auf acht Tage gereicht hätten. Rettung schien nur dadurch möglich, daß baldigst Victor und Oudinot den Grafen Wittgenstein zurückschlugen und Napoleon seinerseits den Admiral Tschitschákow. Dann konnte das gesammte Heer, d. h. der traurige Rest von 500,000 Mann, die seit Sommers Anfang nach und nach in Rußland eingerückt waren, in Litthauen einige Sicherheit zu finden hoffen. Vor Kutúsow war Napoleon viel weniger besorgt als

vor Tschitschákow und Wittgenstein. Es war, als ob er dessen Gedanken errathen hätte, die weichenden Franzosen nirgends zu einem verzweifelten Widerstand zu treiben, sondern dem Winter ihre Vernichtung zu überlassen, seinerseits zufrieden, ihnen von Zeit zu Zeit ein Stück von ihrer Nachhut abzuschneiden. Kutúsow sagte um diese Zeit zu dem Herzog Eugen von Würtemberg: „Ich weiß, ihr jungen Leute lästert über den Alten, findet ihn ängstlich und thatlos; aber ihr seid viel zu unerfahren, um mich zu beurtheilen. Der zurückweichende Feind ist gefährlicher, als ihr meint. Wenn er sich ergrimmt umwendete, würde keiner von euch ihm Stand halten. Meine Aufgabe ist, ihn erschöpft an die Berësina zu bringen. Diese Aufgabe will ich erfüllen, und damit werde ich meiner Pflicht gegen mein Vaterland genügt haben." — Es versteht sich, daß Kutúsow damit nicht gesagt haben wollte, er gedenke, eine günstige Gelegenheit zur unmittelbaren Vernichtung Napoleons unbenutzt zu lassen. Aber er zerbrach sich nicht den Kopf darüber, wie eine solche Gelegenheit herbeizuführen sei, da er auch ohne sie sein Ziel sicher zu erreichen hoffen durfte. Er wollte im Allgemeinen dem zurückweichenden Feind zur Seite und auf dem Nacken bleiben und ihm nur ausnahmsweise in die Quere kommen.

Napoleon seinerseits fand fürs Beßte, jedem seiner Heertheile vier Ruhetage in Smolensk zu gönnen, ihn mit Füllmannschaft und mit neubewaffneten Nachzüglern zu ergänzen und dann mit Lebensmitteln auf vier Tage versehen abrücken zu lassen, so daß die zuerst Gekommenen den später Eingetroffenen Platz machten. So wurden die fünf Divisionen Davouts wieder auf 12,000

Mann gebracht, die drei unter Ney auf 5000, die drei unter Eugen auf 6000. Junot zählte noch tausend Westfalen unter seinem Befehl, Poniatowski noch 800 Warschauer. Die Garde betrug noch 11,000 Streitbare, die ganze Reiterei kaum 500 Mann.[1]) Auf die dringenden Vorstellungen der Befehlshaber des Geschützes entschloß sich Napoleon endlich, von Smolensk nur soviel mitzunehmen, als der Vorrath von Pulver und Kugeln erlaubte. Davout beschränkte sich auf 24 Stück, die Uebrigen behielten im Verhältniß mehr, so daß im Ganzen 150 Stück mitgenommen wurden. Nachdem Napoleon nochmals an Schwarzenberg geschrieben hatte, er solle den Admiral Tschitschákow im Rücken fassen, an Victor und Oudinot, sie sollten Wittgenstein weit über die Berësina zurückwerfen, wenn sie ihn nicht über die Düna drängen könnten, ließ er am 13. November den General Sebastiani mit den unberittenen Reitern in südlicher Richtung von Smolensk abgehen, folgte am Morgen des 14. mit der Garde und überließ die leergewordenen Wohnungen den Truppen Neys und Eugens. Da Eugen in Dukowtschina zwei gute Tage gehabt hatte, so sollte er schon am 15., unter Voraussendung des unnützen Volks und unter Mitführung der meisten Geschützwagen der Garde und Davouts, mit Poniatowski und Junot abrücken. Am 16. sollte Davout folgen, hinter ihm Ney, nach Sprengung

---

[1]) Hier sind nur Reiter gemeint, die nicht zur Garde gehörten. Eugen hatte auch noch einige Hundert. Auch sind die Reiter zu Fuß nicht gezählt. Wir dürfen getrost 40,000 als Gesammtzahl annehmen, statt 37,000. Thiers sucht die Ziffern klein zu machen, um dann bequemer zu prahlen, was die kleine Zahl hätte ausrichten können. —

Anm. d. Uebersetz.

der Mauern von Smolensk und unter Zurücklassung der von Moskau mitgeschleppten Weiber. Nachträglich setzte Napoleon den Abzug Neys auf den 17. fest und bestimmte, daß diesem von Davout die Division Ricard (früher Friant) überlassen werden sollte.

Der eingeschlagene Weg von Smolensk war derselbe, den das französische Heer gerade vor drei Monaten nach dieser Stadt genommen hatte, nämlich auf dem linken Ufer. Er bot den Vortheil einer gut gebahnten Straße; dagegen würde der auf dem rechten Ufer durch den Fluß die linke Flanke des Heeres gegen den Feind gedeckt haben. Napoleon hatte von Smolensk aus nur Eins im Auge: vor Tschitschákow nach Boríßow zu kommen. Diesen fürchtete er jetzt viel mehr als Kutúsow. Die Truppen des Letzteren hatten durch die Kälte und durch die Eilmärsche nicht wenig gelitten: von den 80,000 regelmäßigen bei Tarutino waren nur noch 50,000 in der Nähe von Smolensk übrig, und diesen fürchtete sich Napoleon nicht, mit seinen 37,000 die Spitze zu bieten. Aber diese 37,000 hätten beisammen sein müssen. In fünf durch Tagmärsche getrennten Abtheilungen konnten sie theilweise aufgerieben werden. Auf der andern Seite war der völligen Auflösung des Heeres nicht anders vorzubeugen, als daß man jedem Heertheil ordentliches Nachtlager an einer mit Vorräthen versehenen Haltstelle verschaffte.

Nach der Versicherung des Generalchirurgus Larrey, der ein kleines Thermometer am Knopfloch trug, war beim Ausrücken aus Smolensk die Kälte auf 21 Grad gestiegen. Sie tödtete viele Schwache in dem Troß der Waffenlosen, die hinter Sebastiani aus der Stadt

fortgeschickt waren. Die Garde fand überall auf ihrem Weg halb eingeschneite Leichen. Am Abend des 14. November machte sie in Korytnia Halt. Sebastiani mit den Reitern zu Fuß befand sich zu Krasnoje. Er hatte dort Russen vorgefunden, war fechtend eingedrungen, mußte aber, um sich zu behaupten, eine Kirche als Burg benutzen, bis Napoleon am 15. durch sein Erscheinen mit der Garde den Feind vertrieb. Aber Napoleon erfuhr in Krasnoje, daß Kutúsow mit seinem ganzen Heere in der Nähe stand. Darauf hatte er nicht gerechnet. Er mußte wenigstens den folgenden Tag in Krasnoje bleiben, um seinem Stiefsohn Eugen die Hand zu bieten.

Kutúsow war nicht gemeint, den Franzosen den Weg nach Orscha zu verlegen und sie zu einem Verzweiflungskampf zu bringen, aber er lauerte in der Nähe von Krasnoje, um einen guten Theil von ihnen abzufangen und ihnen die Hetzjagd zu vergelten, die sie am 14. August auf Njewérowskoi gehalten hatten. Die Stelle, wo er lauerte, war dieselbe, an welcher Njewérowskoi sich damals durch Abwerfen der Brücke über die Losmina gerettet hatte, eine Meile oberhalb Krasnoje. Ueber diese Brücke hatte er den General Sebastiani und den Kaiser ungehindert ziehen lassen, aber dem Vicekönig Eugen wollte er sie sperren und ihn entweder vernichten oder gefangen nehmen. In dieser Absicht schob er am 16. November bedeutende Truppenmassen zwischen die Brücke und Krasnoje, um an letzterem Ort die Garde festzuhalten, und stellte vor der Brücke, nach Korytnia zu, auf der Straße und zur Seite desselben die zwei Corps des Generals Miloradowitsch auf.

Nach Mittag kam Eugen mit 8000 Mann von Korytnia angezogen. In der Nähe der Losmina angelangt, sah er sich vom Kaiser abgeschnitten. Der General Ornano vermeinte, sich mit seinen paar hundert Reitern durchzuhauen, wurde aber übel heimgeschickt. Eugen stellte die Division Broussier links von der Straße auf, und blieb mit den Divisionen Delzons und Pino, mit der italiänischen Garde, mit den Polen und Westfalen auf der Straße. Hier begnügte er sich, das feindliche Feuer zu erwidern, der Division Broussier befahl er, das russische Geschütz links vom Weg mit dem Bayonnet zu nehmen. Diese Division ging unter einem starken Kartätschenfeuer vor. Miloradowitsch ließ seine Reiter auf sie einsprengen. Die Sturmhaufen schlossen Vierecke und erwehrten sich der Reiter, mußten sich aber wieder entfalten, um den Wirkungen des Geschützes zu begegnen, dann wieder sich in Masse schließen, um erneuten Reiterangriffen zu widerstehen. Nachdem dies eine Stunde gedauert hatte mußte die Division Broussier nach der Straße zurückweichen.

Eugen sah keine Möglichkeit durchzubrechen, und die Russen meinten, er müsse wohl das Gewehr strecken. Ein Officier Kutúsows kam und forderte ihn höflich auf, das Blut seiner tapferen Leute nicht länger unnöthig zu vergießen, da er doch wohl einsehen müsse, daß er abgeschnitten sei. — „Macht euch zu weiterem Kampfe fertig,“ erwiderte Eugen; „eure Gefangene werden wir nicht.“ — Darauf zog er seine Mannschaft mit Ausnahme des Restes der Division Broussier langsam rechts von der Straße, als beabsichtige er auf dieser Seite einen neuen Angriff. Mittlerweile wurde

es Abend und mit zunehmender Dunkelheit ließ er seine Abtheilungen immer mehr rechts abrücken, während die Division Broussier links von der Straße blieb, als wollte sie ihren Angriff erneuern. Als es völlig Nacht geworden war, rückte er so schnell wie möglich nach der Mündung der Losmina, ging über den Bach und schlich längs des Dnjepr nach Krasnoje zu. Auf diesem Weg wurden die Polen unvermuthet von einer russischen Abtheilung angerufen. Einer ihrer Officiere, der russisch sprach, trat vor und sagte dem russischen Befehlshaber: „Schweig und ziehe deines Wegs; der General hat uns ausgeschickt, die Franzosen vor Krasnoje zu umgehen." — Der Russe glaubte, Russen vor sich zu haben und ließ die Polen ruhig ziehen. Nach zwei Stunden eines beschwerlichen Marsches gelangte Eugen mit 5000 Mann glücklich nach Krasnoje. Aber die Division Broussier war aufgeopfert.

Napoleon war hocherfreut, den Rest des Heeres aus Italien und des einst von Hieronymus geführten Heeres zum größten Theil gerettet zu sehen. Der Kanonendonner von der Losmina her hatte ihn die Gefahr ahnen lassen. Er war aber nicht ausgezogen, den Weg über die Brücke zu öffnen, weil er berechnen konnte, daß er nicht vor Nacht, also zu spät ankommen würde und durch seinen Auszug Krasnoje, den Schlüssel zu Orscha den Russen preisgeben würde. Nur ein Regiment der jungen Garde hatte er ausgeschickt, um die Russen aus dem nahen Dorf Kútkowo hinauszuwerfen, was mit großem Verlust für die Truppen des Grafen Ojarowski bewerkstelligt wurde. Aber für die 10,000 Mann unter Davout konnte er es nicht darauf

ankommen lassen, daß diese bei Tag und Nebel ihren Weg neben dem Feind vorbei suchen müßten. Er beschloß, ihnen am folgenden Morgen an die Losmina entgegenzugehen, die Behauptung von Krasnoje den 5000 Mann Eugens überlassend.

Davout hatte ebenfalls auf seinem Weg zwischen Smolensk und Korytnia das Schießen gehört. Besorgt um das Schicksal seiner Vorleute, ritt er in der Nacht, nachdem er seine Leute in Korytnia eingelagert, mit geringer Bedeckung nach Krasnoje zu. Eine halbe Meile vor der Losmina traf er die Generale Lariboisière und Eblé mit den Geschützen und Wagen, welche Eugen hatte zurücklassen müssen, und 400 Mann von der Division Broussier, welche sich in der Dunkelheit gerettet hatten, während die übrigen 600 nach dem Abrücken Eugens von den Russen zusammengehauen wurden. Ob Eugen glücklich durchgekommen sei, konnte ihm Niemand sagen. Er ritt nach Korytnia zurück und schickte an Ney eine Meldung dessen, was er erfahren hatte.

Am Morgen des 17. November rückte Davout mit seinen vier Divisionen von Korytnia aus, und Napoleon mit seiner Garde von Krasnoje, beide in der Richtung nach der Losmina. Zu ihrem Glück hatte Kutúsow, in der Meinung, daß Napoleon nach Orscha zu entkommen suchen würde, einen bedeutenden Theil seines Heeres unter Tormásow in dieser Richtung abgeschickt, während Miloradowitsch mit dem 2. und 7. Corps jenseit der Losminabrücke und Golízyn mit dem 3. Corps zwischen der Losmina und Krasnoje seitwärts von der Straße blieb. Auf der andern Seite der Straße, nach dem Dnjepr hin, stellte Napoleon seine Garde auf, nach dem Fluß zu die Reiterei derselben, in der Nähe

der Brücke die junge Garde, rechts von dieser die alte Garde und rechts rückwärts zur Beobachtung der feindlichen Bewegungen zwischen Krasnoje und Orscha die 500 Mann übrige Reiterei Kaum war diese Aufstellung vollendet, so hörte er ein lebhaftes Kleingewehrfeuer und konnte nicht zweifeln, daß Davout im Anzug sei.

Davout war schon vor Tag von Korytnia aufgebrochen. Nachdem er unterwegs Alles von Eugen zurückgelassene an sich gezogen, traf er nicht weit von der Brücke die Russen unter Miloradowitsch theils auf der Straße theils links von derselben. Auf Schußweite nahe gekommen wurde er mit einem starken Gewehrfeuer empfangen. Ohne es zu erwidern, ging er im Sturmschritt vor, die Division Gérard voran. Miloradowitsch wartete nicht den Bayonnetangriff ab und zog sich links (den Bach aufwärts) von der Straße, so daß Davout fast ohne Verlust die Brücke erreichte jenseit deren die junge Garde stand. Front links machend stellten sich die beiden hinteren Divisionen links von der Brücke auf gegen Miloradowitsch, die beiden vorderen rechts an der Stelle der jungen Garde, welche sammt der alten rechts rückwärts nach Krasnoje zu abrückte. Die Stellung der 21,000 Franzosen unter Napoleon und Davout bildete einen Halbkreis.

Miloradowitsch und Golizyn eröffneten auf diesen Halbkreis ein lebhaftes Feuer, welches die Franzosen nicht in gleichem Maße erwidern konnten. Am stärksten war dies Feuer auf der Seite Golizyns gegen die junge Garde von dem Dörfchen Uwárowo her. Napoleon schickte die Division Roguet gegen Uwárowo, um es mit Sturm zu nehmen. Dies geschah. Aber Go-

lizyn drang mit stärkeren Massen wieder in das Dorf ein und trieb die Franzosen hinaus. Die Division Roguet erneuerte ihren Angriff, eroberte das Dorf nochmals, verlor es wieder und stürmte nochmals. Da schickte Golizyn die Kürassiere von Duka gegen die Gardeschützen vor, welche die Flanke der Division Roguet deckten. Die Schützen schlossen Vierecke und schlugen mehre Reiterangriffe zurück, bis Golizyn eins dieser Vierecke durch starkes Geschützfeuer öffnete. Die Kürassiere drangen in die Lücke ein, hieben das Bataillon zusammen und nöthigten die anderen, sich in Unordnung zurückzuziehen. Davout schickte die Division Morand vor, um die Stelle der Gardeschützen einzunehmen.

Unterdessen hatte Napoleon bemerkt, daß Tormásow jenseit Krasnoje nahe an die Straße gerückt war und drohte, ihn von der Orschaer Brücke abzuschneiden. Er berechnete, daß eine Verlängerung des Kampfes bis zum folgenden Tag ihn so schwächen könnte, daß sein Verlust die mit Ney erwartete Verstärkung aufwiegen möchte, und daß die Besetzung Orschas durch Tormásow ihm den Uebergang über den Dnjepr unmöglich machen würde. Ohne Reiterei und mit der halben Zahl von Geschützen den Kampf gegen Kutúsow mit Vortheil zu bestehen, auch wenn dessen Fußvolk nicht stärker war als das seinige, fand er jetzt unmöglich. Er bereute bitter, seinen ersten Befehl an Ney widerrufen zu haben, demzufolge dieser unmittelbar hinter Davout angekommen, der Schlacht bei Krasnoje eine vortheilhafte Wendung hätte geben können. Jetzt blieb nichts übrig, als Ney im Stich zu lassen, um das übrige Heer zu retten, gleichwie Eugen am Tag zuvor die Division

Broussier aufgeopfert hatte, um den größten Theil seiner Truppen nach Krasnoje zu bringen. Möglich war es, daß Ney noch am Abend eintraf, wenn er auf die von Davout erhaltene Nachricht augenblicklich aufgebrochen war und einen doppelten Tagmarsch machte.

Napoleon erklärte also den Marschällen Mortier und Davout, daß die Schlacht sich in eine Rückzugsbewegung verwandeln müsse. Er werde mit der alten Garde und mit der Division Compans nach Krasnoje abrücken, die junge Garde habe dieser Bewegung langsam zu folgen, und Davout zunächst die Stelle der jungen Garde auf dem Schlachtfeld einzunehmen. Eugen werde zuerst nach Orscha hin abziehen, dann die alte Garde, und sofort habe Mortier in Krasnoje einzurücken. Mortier und Davout sollten sich so lange wie möglich in und vor Krasnoje halten für den Fall, daß Ney noch spät einträfe, jedenfalls aber sollte Mortier nicht ohne Davout abziehen. [1])

Das Abrücken der alten und der jungen Garde nach Krasnoje ging ohne Schwierigkeit von Statten. Einen desto härteren Stand hatten die auf dem Schlacht-

---

[1]) Thiers will hierin einen Widerspruch finden, als ob Napoleon verlangt habe, Davout solle schlechterdings die Ankunft Neys abwarten und schlechterdings nicht ohne Mortier abziehen, welcher der alten Garde alsbald zu folgen angewiesen war. Der Befehl lautete „so lange wie möglich abwarten" — und damit Davout dies nicht auslegte „bis auf den letzten Mann in Krasnoje ausharren" — war hinzugefügt, daß er gleich hinter Mortier abziehen sollte. Es ist also eine übel angebrachte Bemerkung: Das Kunststück, zugleich den am Abend des 17. November abziehenden Mortier zu schützen und den am Abend des 18. zu erwartenden Ney nicht im Stich zu lassen, hätte Napoleon selber machen, nicht dem Marschall Davout aufgeben sollen. — Was Napoleon hier vorschrieb, war ganz sachgemäß. Auch kann man ihm nicht etwa den Vorwurf machen, daß er nicht etwa die

feld zurückgelassenen Divisionen Morand, Gérard und Friederichs, zumal da Napoleon das Geschütz mitnahm. Sie mußten wiederholte Reiterstürme bloß mit Kleingewehrfeuer und dem Bayonnet abwehren, während sie sich staffelweise nach Krasnoje zurückzogen. Da das Feuer von zwei russischen Batterien unerträglich wurde, rannten das 30. Regiment und das 7. leichte mit dem Bayonnet auf sie los und brachten sie zum Schweigen. Alle Regimenter gelangten glücklich in das Städtchen mit Ausnahme des 33. leichten von der Division Friederichs. Dies war dasselbe holländische Regiment, welches im Juli auf dem Marsch nach Minsk größtentheils auseinandergelaufen war. Es blieb zuletzt auf dem Schlachtfeld wurde von den russischen Reitern umringt und nach hartnäckiger Gegenwehr zusammengehauen.

Als Kutúsow den Vicekönig und den Kaiser mit 20,000 Mann und 120 Stück Geschütz von Krasnoje nach Lady ausrücken sah, zog er den General Tormásow, der bisher die Straße gesperrt hatte, zurück und stellte ihn neben derselben auf mit der Weisung, ihnen mit Stückkugeln das Geleit zu geben und abzufangen, was sich abfangen ließe. Napoleon ließ die Russen schießen, auch eine gute Anzahl seiner Geschütze nehmen, und zog seines Wegs. Als Mortier aus-

Hälfte seiner noch übrigen Reiter über den gefrornen Dnjepr schickte und auf dem rechten Ufer hinaufreiten ließ bis gegenüber Korytnia, um von da aus den Marschall Ney zu veranlassen sogleich aufs rechte Ufer zu gehen und sich so aus der Schlinge zu ziehen. Diese Reiter würden den Kosaken Platows in die Hände gefallen sein.

Anm. des Uebersetz.

rückte, wurde er von russischer Reiterei angefallen und mußte wiederholt Halt machen und Viereck schließen. Er ließ seinem Gefährten Davout sagen, er möge ihm schleunigst folgen, denn jeder Augenblick der Zögerung sei reiner Verlust. Es wurde Nacht, die russischen Kugeln regneten in Krasnoje und richteten Verwirrung an. Da entschloß sich auch Davout zum Abzug. Die russische Reiterei folgte ihm und nöthigte ihn oft Halt und Kehrt zu machen, um sie abzuweisen. Halbwegs Lady erreichte er die junge Garde und übernachtete mit ihr unter freiem Himmel. Napoleon hatte mit der alten Garde Lady erreicht und zog am 18. November nach Dubrowna, am 19. nach Orscha. Mortier und Davout kamen immer einen Tag später an diese verschiedenen Orte.

Am 16. November, während Eugen vergebens die Reihen von Miloradowitsch zu durchbrechen suchte und Davout von Smolensk nach Korytnia zog, war Ney in Smolensk beschäftigt, zurückgelassene Geschütze zu vergraben oder in den Dnjepr zu werfen und die Stadtmauern zu sprengen. Als er gegen Morgen die Botschaft Davouts empfing, meinte er, wo seine Vorgänger durchdrängen, werde er auch durchdringen, und wenn sie aufgehalten würden, würde er nachkommen und Luft machen helfen. Er zog also an diesem Tage mit seinen 7000 Mann vorgeschriebener Maßen nach Korytnia. Der Kanonendonner, den er unterwegs hörte, beirrte ihn nicht in seiner Meinung. Er brach am Morgen des 18. von Korytnia nach Krasnoje auf, in der Hoffnung, das Heer dort zu finden. Eine Stunde Wegs vor Krasnoje, an der Losmina, traf er den Feind. Ricard, der voranzog, ließ sich nicht durch

den Anblick der Massen schrecken, die sich hinter dem Bache zeigten. Er war seit seiner Verwickelung in die abenteuerlichen Plane Soults zu Oporto (Bd. 11, S. 56) nicht zum beßten angeschrieben und glaubte hier eine Gelegenheit zu haben, die volle Gunst des Kaisers wieder zu erlangen. Er ging also so unerschrocken, wie Tags zuvor Davout, auf die Brücke los. Aber hinter der Brücke standen nicht Helfer, wie sie Davout gefunden hatte. Die Russen, heute ganz ungestört, hatten zu beiden Seiten der Brücke hinter dem Bach und vor derselben ihr Geschütz so aufgepflanzt, daß sie die Front und die Flanken der anstürmenden Division bestrichen. In wenigen Minuten war diese so zugerichtet, daß sie zurückprallte. Ney zog seine Divisionen rechts ab von der Straße und ließ sie in Angriffscolonnen nach dem Bach vorgehen, in der Absicht, diesen zu überschreiten, sich dann links zu wenden und so jenseits die Straße wiederzugewinnen.

Das 48. Regiment auf der äußersten Rechten voran stieg unter dem heftigsten Feuer nach dem tiefen Bette des Baches hinab und suchte die entgegengesetzte Seite der Hohle zu erklimmen. Die übrigen Regimenter folgten in einer schrägen Reihe von Angriffscolonnen. Die Spitzen von einigen gelangten bis auf den entgegengesetzten Rand und nahmen einige feindliche Stücke. Aber sie wurden bald mit dem Bayonnet wieder hinuntergeworfen. Die meisten kamen nicht so weit. Ney erkannte bald, daß er das ganze Heer Kutúsows vor sich hatte, und daß er hier nicht durchdringen konnte, wie seine Vorgänger. Als er binnen einer Stunde 3000 der Seinigen niedergestreckt sah, verzichtete er auf den verwegenen Versuch. Er zog die übrigen 4000

aus der Schußweite und wartete die Nacht ab, welche schon zwischen 4 und 5 Uhr einbrach. Die Russen glaubten ihn hinlänglich gewitzigt, und da sie zugleich Vorkehrungen getroffen hatten, daß er ihnen nicht auf dem Weg entschlüpfte, wie zwei Tage zuvor Eugen, so schickten sie gegen Abend einen Officier an ihn ab mit der Aufforderung, sich zu ergeben, und mit der Versicherung, man würde ihm solche Bedingungen bewilligen, wie sie der Ruhm des Marschalls und die Tapferkeit seiner Soldaten verdienten. Ney erwiederte, die Antwort auf diesen artigen Antrag lasse sich nicht augenblicklich geben; der Abgesandte müsse sich gedulden. Er gab Befehl, ihn in Gewahrsam zu behalten, und als es dunkel geworden war, ließ er in größter Stille nach dem Fluß abrücken. „Wie hinüberkommen?" fragte einer der Stabsofficiere. — „Ueber das Eis?" — „Aber ist es fest genug?" — „Es wird uns tragen. Von dieser Seite müssen wir weg, es koste, was es wolle."

In der Dunkelheit war es leicht, die Richtung zu verlieren und dem Feind in die Hände zu laufen. Es wurde daher ein gefrorner Bach, der zum Fluß führen mußte, zur Richtschnur genommen. Da der Dnjepr bei Smolensk noch ein kleiner Fluß ist, so mußte er bei 21 Grad Kälte wohl fest gefroren sein. Die Vordersten wagten sich vorsichtig hinüber, die Anderen folgten. Ueber einige schmale offene Stellen wurden Bretter gelegt. Nachdem die Mannschaft glücklich übergegangen war, wurde es auch mit Geschütz und Geschützwagen versucht. Das Eis krachte und senkte sich, brach aber nicht ein. Ney war froh, als er ein paar Stück glück-

lich auf dem rechten Ufer hatte, und ließ die übrigen auf dem linken stehen.

Ney wandte sich mit seinen 4000 Mann links und folgte dem Lauf des Dnjepr. Der Weg führte in ein Dorf, wo Kosaken lagen und sorglos schliefen. Sie wurden umgebracht, und nach kurzer Rast gings weiter. Bei Tagesanbruch des 19. November zeigten sich kleine Kosakenschwärme, um die man sich nicht zu bekümmern brauchte. Gegen Mittag kam man in mehre Dörfer, wo sich einige Nahrung für die Ausgehungerten fand. Kaum war abgespeist und wieder angetreten, so zeigten sich unerwünschte Reisegefährten, deren Bekanntschaft die Soldaten Neys schon von Dorogobusch her gemacht hatten: Die Kosaken Platows mit Schlittenkanonen. Ney war stark genug, sich ihrer zu erwehren, und sie waren stark genug, ihn oft zum Halt und zum Viereckschließen zu nöthigen. Ihre Dreipfünder schossen manche Lücke. Waren sie durch die Gliederfeuer zerstäubt, dann gings im Geschwindschritt weiter, um die verlorne Zeit einzubringen. Da blieb mancher Mann ermüdet zurück und fiel den Verfolgern in die Hände. Gegen Abend zeigten sich Kosaken in Massen auf allen Seiten und besonders vorn. Ney zog sich vom Weg ab in ein Gehölz am Fluß und vertheidigte sich bis es dunkel wurde, längs eines tiefen Grabens. Dann hieß es: Waldeinwärts! und die einzelen Schaaren tappten aufs Gerathewohl zwischen den Bäumen fort, machten Feuer an, rasteten ein wenig und fanden sich beim Scheine der Feuer wieder zusammen. Der Heerhaufe zog geschlossen weiter und erreichte um Mitternacht ein Dorf. Die Lebensmittel darin wurden verzehrt, aber einen erquickenden Schlaf nach dem Nacht-

mahl erlaubte der Marschall nicht. Um zwei Uhr Morgens des 20. November wurde wieder herausgetrommelt, und weiter gings, um Orscha noch vor Ablauf des Tags zu erreichen.

Das Häuflein verfolgte seinen Weg unangefochten bis gegen Mittag, wo es in eine weite Ebene kam. Hier sprengten die Kosaken in derselben Menge an, wie am vorigen Abend. Ney ließ zwei Vierecke schließen und schlug wiederholte Stürme der Kosaken zurück. Nachdem er ihnen auf einige Zeit die Streitlust benommen, rückte er in ein nahes Dorf und ließ seine Leute sich durch Speise und einige Ruhe erquicken. Orscha war nur noch wenige Stunden entfernt. Ney schickte einen Polen voraus, um seine Ankunft zu melden. Nach kurzer Rast brach er wieder auf. Bei Sonnenuntergang zeigten sich die Thurmspitzen der Stadt, und bald darauf ließen sich in der Dämmerung anrückende Truppen bemerken, ob Feinde oder Freunde, mußte sich bald zeigen. Ney fürchtete nichts und hoffte Alles. Er eilte vorwärts und hörte bald einen französischen Anruf. Eugen und Mortier waren ihm mit dreitausend Mann entgegengezogen. Den Jubel kann man sich denken. Am größten war er auf der Seite, wo man den Marschall Ney verloren gegeben hatte.

Ney brachte von 7000 Mann, die er am 17. November aus Smolensk geführt hatte, am Abend des 20. höchstens 1200 nach Orscha, und diese so entkräftet, daß sie kaum mehr auf den Beinen stehen konnten. Napoleon war nicht mehr in Orscha, er hatte sich im Laufe des Tages auf das Schloß Barany begeben. Seine Freude bei der Nachricht von Neys Rettung war eben so groß wie seine Angst gewesen war, daß

er den Russen in die Hände fallen möchte. Beides war natürlich, denn die Gefangenschaft Neys würde einen entmuthigenden Eindruck gemacht haben. Aber schmählich war es, daß er das alberne Gerede duldete: Ney ist von Davout im Stich gelassen worden. Er schien sogar mit Wohlgefallen zu hören, daß es hieß: Ney, von Davout den Russen preisgegeben, hat sich auf wunderbare Weise gerettet. — Es war, als wollte er das erzürnte Schicksal versöhnen, indem er den Ruhm seiner größten Feldherrn in den Staub ziehen ließ. Aber die Sühnopfer, die er den finsteren Mächten bot, wurden nicht angenommen; er selber war ihnen verfallen, seitdem er sich durch seine tollen Unternehmungen in ihre Gewalt gebracht hatte. [1])

---

[1]) Es ist möglich, daß dieselben Leute, welche das Verhalten Davouts vor Wjäsma getadelt hatten, in dem Abzug Davouts von Krasnoje eine Rache wegen des Abzugs Neys von Wjäsma (3. November) fanden. — Daß Napoleon den Verläumdungen über Davout Vorschub that, ist nicht zu verwundern. Die Freude über die Rettung Neys wurde bei ihm gleich durch die Betrachtung gestört, daß dieselbe mit dem Verlust von beinahe 6000 Mann erkauft war, daß die Aufopferung dieser 6000 Mann auf dem Schlachtfeld am 17. November seinem Heere vielleicht bis zu Ende des Jahres vor Kutúsow hätte Ruhe schaffen können, und daß jedenfalls der Rückzug von Smolensk nach Orscha ein glücklicher gewesen sein würde, wenn er, der Kaiser, nicht die ursprünglich für Neys Abmarsch festgesetzte Frist um vierundzwanzig Stunden verlängert hätte. Wäre hier eine Schuld gewesen, so hätte sie lediglich am Kaiser gelegen, und an Davout um so weniger, als selbst dessen Aushalten in Krasnoje bis auf den letzten Mann die Lage Neys nicht um ein Haar gebessert haben würde. Die Abänderung des Befehls hatte einen recht guten Grund, nämlich jedem Heertheil sein gutes Nachtlager zu geben. Das unvermuthete Erscheinen Kutúsows bei Krasnoje vereitelte diese wohlgemeinte Absicht. Uebelwollende konnten hier einen Rechnungsfehler des Kaisers finden. Das war ihm unbequem. Wie nach seiner Lehre seine Heerführer und seine Soldaten nur ihre

Die Tage vom 16. bis zum 20. November hatten das Heer Napoleons wieder um 10—12,000 Streitbare vermindert und den Haufen der Nachzügler um 7—8000 Köpfe.[1]) Zu Orscha fanden sich höchstens noch 24,000 Mann in Reih und Glied und etwa 25,000 Nachzügler. Dies war die Hälfte von Dem, was vor einem Monat von Moskau ausgerückt war, der achte Theil von den 420,000 Mann, mit welchen Napoleon vor fünf Monaten den Njemen überschritten hatte. Und doch durfte Napoleon sich noch glücklich schätzen, daß Kutúsow ihn bei Krasnoje erwartet hatte und nicht hinter der Brücke bei Orscha, denn über die wäre nicht so leicht zu kommen gewesen, wie über die Losminabrücke, und ein Uebergang über das Eis bei Orscha wäre kaum möglich gewesen, da dort der Dnjepr nicht so fest gefroren war, wie oberhalb Krasnoje. In Orscha fanden sich reichliche Vorräthe von Lebensmitteln. Durch streng geregelte Vertheilung derselben hoffte Napoleon alle diensttauglichen Nachzügler unter die Fahnen zu bringen. Eine kürzlich angekommene Abtheilung Elitegendarmen wurde auf der Brücke aufgestellt mit der Weisung, den Nachzüglern zu sagen: Melde sich jeder bei seinem Regiment und trete wieder ein, sonst bekommt er nichts zu essen. — Aber diese Polizeimannschaft, welche gewohnt war, überall Ge-

Schuldigkeit thaten, wenn sie sich für ihn (nicht für ihr Vaterland) durch feindliche Waffen, durch Hunger und Kälte tödten ließen, so hatten seine Feldherrn noch die besondere Verpflichtung, die Schuld seiner wirklichen oder vermeintlichen Fehler auf sich zu nehmen. Dafür hatte er sie ja zu Fürsten gemacht.

Anm. des Uebersetz.

[1]) Man sehe die zweite Anmerkung am Schlusse dieses Buchs.

horsam zu finden oder zu erzwingen, sah zu ihrer Bestürzung, daß sie hier nichts ausrichtete. Die Nachzügler antworteten höhnisch: Wir haben uns bisher selbst zu essen schaffen müssen; wir wollen es auch fernerhin thun. Das kaiserliche Brod ist uns zu theuer. Ein Narr, wer bei seiner Fahne bleibt, um sich für einen Bissen Brod ins Feuer führen und wenn er verwundet ist, dem Verhungern, Erfrieren oder dem Kosakenspieß preisgeben zu lassen." — Nachdem diese Leute einmal das Joch der Kriegszucht abgeschüttelt hatten, ließen sie es sich nicht wieder auflegen. Ein Theil derselben hatte die Waffen behalten; aber bloß, um sich der Kosaken erwehren und den Landeseinwohnern das ihrige abpressen zu können. Sie hatten Marschgesellschaften gebildet, welche bloß auf ihre eigne Sicherheit und Erhaltung bedacht waren, die ordentlichen Truppen als Geleitsmänner benutzten, sich zu ihnen flüchteten, wenn keine andere Rettung war, sonst aber sich außer der feindlichen Schußweite zu halten suchten. Wollte man sie zum Dienst zwingen, so widersetzten sie sich mit den Waffen. Sie suchten Dörfer und Häuser seitwärts der Straßen, lebten dort besser als die ordentlichen Soldaten, verderbten so viel, wie sie verzehrten, plünderten und führten den Raub auf weggenommenen Fuhrwerken mit. Nicht selten zündeten sie Häuser an, in welchen Officiere oder Verwundete lagen, um sie an der Gluth zu wärmen. Altgediente Soldaten fanden sich wenige unter diesen Freibeutern. Meist waren es Wehrscheue, die Napoleon im J. 1811 hatte einfangen lassen. Hinter ihnen drein zog auf den Märschen der waffenlose Haufe der Schwächlinge und Neulinge.

Merkwürdiger Weise hatte auch die Garde eine Anzahl bewaffneter Ausreißer geliefert. Napoleon hielt vor der Front eine Rede, worin er sagte: „Die Garde muß die letzte Zuflucht der Kriegerehre sein; wenn sie nicht mit gutem Beispiel vorangeht, so löst sich das ganze Heer auf. Wird die Garde zuchtlos, dann ist sie strafbarer als jedes andere Corps. Sie kann sich nicht mit der Noth entschuldigen, denn wo wenig war, ist das Wenige ihr stets vorbehalten worden. Ich könnte den ersten meiner alten Grenadiere, den ich außer Reih und Glied treffe, erschießen lassen; aber ich will auf eure alte Kriegertugend rechnen und von eurer Ergebenheit, nicht von der Einschüchterung, erwarten, daß ihr gutes Beispiel gebt." — Von der alten Garde gab es wenige Ausreißer, mehr von der jungen. Von ersterer waren noch 3500 Mann übrig, von der eigentlichen jungen Garde 2000, von der Division Claparède, die der jungen Garde beigegeben war, 1500, außerdem einige hundert Reiter. Die unberittenen Reiter folgten der Garde als Fußvolk bewaffnet.

Bei längerem Aufenthalt in Orscha würden sich wahrscheinlich doch die meisten Ausreißer wieder haben einreihen lassen. Da die Rast aber nur 48 Stunden dauerte, so geschah so viel wie nichts für Beitreibung derselben. Das Gebot, nur an die Regimenter Lebensmittel zu verabreichen, wurde bald wieder zurückgezogen, weil man die nicht mitzunehmenden Vorräthe doch lieber dem unnützen Volk gönnte, als dem Feind oder den Flammen.

Napoleon sah endlich ein, daß er seinen Wagentroß so viel wie möglich beschränken mußte, um vor-

wärts zu kommen. Er befahl daher, alle Fuhrwerke zu verbrennen, welche nicht Verwundete oder geflüchtete Familien führten, oder Geschoß und Handwerkszeug. Von Kutschen ließ er nur für sich und für jeden Marschall eine übrig; die andern mußten in Rauch aufgehen und ihre Pferde wurden zum Geschütz genommen, von welchem noch hundert Stück übrig waren. Auch die 600 kräftigen ausgeruhten Pferde der beiden in Orscha gelassenen Brückenzüge wurden dem Geschütz zugetheilt, und die Kähne vernichtet. Vergebens bat der alte Eblé, wenigstens funfzehn Kähne, welche nur 200 Zugpferde erforderten, zu behalten. Napoleon beharrte eigensinnig auf seinem Befehl und befahl dem General, sich auf das für Bockbrücken nöthige Eisenwerk zu beschränken. Ehe drei Tage vergingen, sollte er seinen Eigensinn bereuen. Wie unsicher ihm seine Lage in Orscha vorkam, beweist der Umstand, daß er seine Papiere (Briefschaften, Meldungen u. s. w.) nicht länger mit sich führen wollte, sondern ebenfalls verbrennen ließ.

Die in Orscha eingelaufenen Nachrichten waren noch schlimmer als die in Dorogobusch und in Smolensk empfangenen. Tschitschákow war, unbekümmert um Schwarzenberg von Slonim auf Minsk gerückt. Hier lag mit 3000 Mann der General Bronikowski zum Schutz der vom Minister Maret aufgehäuften großen Vorräthe. Bronikowski verlangte von Dombrowski in Mohílew Hülfe, dieser aber war von Victor angewiesen, Mohílew zu hüten. Bronikowski stellte der Vorhut Tschitschákows vor Minsk 2000 Mann entgegen, darunter ein litthauer Regiment, welches alsbald die Waffen wegwarf. Nach Vernichtung dieses

Häufleins entfloh Bronikowski und stieß zu Dombrowski, der endlich, trotz dem Befehl Victors, mit 4000 Mann nach Boríßow aufgebrochen war, die übrigen in Mohilew zurücklassend. Es ließ sich nicht annehmen, daß Dombrowski mit 5000 Mann Boríßow gegen Tschitschákow behaupten könnte. Bei Boríßow aber war die einzige Brücke über die Berësina. Ueber das Eis zu gehen war nicht möglich, denn es war Thauwetter eingetreten. Ging Boríßow verloren, so mußte Napoleon die Quelle der Berësina umgehen und fand dort Wittgenstein vor sich. Wittgenstein war nicht minder gefährlich als Tschitschákow laut den Berichten, die der General Dode de la Brunerie[1]) nach Orscha brachte.

Napoleon hatte in Smolensk noch darauf gerechnet, daß Victor und Oudinot mit ihren 40,000 Mann den nicht stärkeren General Wittgenstein über die Düna zurückwerfen und dann an der Berësina zu ihm stoßen würden. Ferner hatte er darauf gezählt, daß Schwarzenberg und Reynier ihrerseits den Admiral Tschitschákow schlagen und ebenfalls 40,000 Mann an die Berësina führen würden. Er selber durfte rechnen, wenigstens 20,000 Mann Kerntruppen an diesen Fluß

---

1) Die folgenden Schilderungen sind aus nachverzeichneten Quellen geschöpft:

Ein Aufsatz des Generals Dode de la Brunerie (mit Marschall Vaillant Erbauers der Befestigungen um Paris) über seine Erlebnisse um die Zeit des Uebergangs über die Berësina, geschrieben im Jahr 1849 kurz vor seinem Tod, und dem Verfasser übergeben.

Ein ähnlicher Aufsatz des Generals Corbineau, einige Jahre früher geschrieben.

Eine Schilderung des Uebergangs über die Berësina vom General Chapelle, Quartiermeister des Generals Eblé, und vom Obersten Chapuis, der die Brückenleute bei Studianka befehligte.

Mehre andere handschriftliche Mittheilungen von Augenzeugen.

zu bringen, somit 100,000 Mann unter seinem Befehl zu vereinigen, mit denen sich ein großer Schlag gegen Kutúsow ausführen ließe, wenn dieser sich heranwagte. Daß Schwarzenberg den Admiral nicht geschlagen sondern nach Minsk hatte ziehen lassen, wußte Napoleon bereits. Von General Dode erfuhr er nun, daß Victor und Oudinot zwar den General Wittgenstein in einer guten Stellung bei Smolianzi hinter der Ula angegriffen, aber nichts gegen ihn ausgerichtet und 3000 Mann verloren hatten. Sie standen bei Tschereja, wo sie auf Betreiben Dodes nach kurzer Trennung sich wieder vereinigt hatten, und ließen nun durch diesen in Orscha anfragen, was sie thun sollten.

Die Aufgabe Napoleons war, über die Gewässer hinüber zu kommen, welche die Düna mit dem Dnjepr verbinden, nördlich die Ula, Zufluß der Düna, der Kanal von Lepel und die Berësina. Tschitschákow hatte von Minsk nicht weit nach der Brücke bei Boríßow, und Wittgenstein hatte von Lepel aus eben so nahe. Waren sie im Besitz dieser Brücke, so konnten sie sowohl den vereinigten Heeren Oudinots und Victors, wie dem Heere Napoleons den Uebergang wehren, während Kutúsow die Franzosen im Rücken faßte. Auf der andern Seite war Napoleon noch nicht so geschwächt, daß er sich zwischen den feindlichen Heeren verloren zu geben brauchte. Victor und Oudinot hatten mit Hinzurechnung der Baiern noch 35,000 Mann guter Truppen, bei Boríßow stand Dombrowski mit 5000 Polen und Franzosen, Napoleon selber hatte noch beinahe 25,000 Mann unter Waffen, so daß er also über beiläufig 65,000 Mann zwischen Dnjepr und Berësina verfügte. Er schickte nun den General Dode zu Victor

und Oudinot in Tschereja zurück mit folgender Weisung. Oudinot sollte nach Borißow vorgehen, um vereint mit Dombrowski diese Stadt gegen Tschitschakow zu behaupten, während Victor den General Wittgenstein im Schach hielte. Er selber gedachte unterdessen ebenfalls nach Borißow zu rücken, dort über die Berësina zu gehen, Victor schnell an sich zu ziehen, sich mit wenigstens 60,000 Mann auf Tschitschakow zu werfen, Minsk wiederzunehmen, sich mit Schwarzenberg zu vereinigen und dann den Russen mit mindestens 90,000 Mann die Spitze zu bieten.

Am 20. November war Napoleon, wie bereits erwähnt, nach Schloß Barany gegangen. Am 21. kam er nach Kokanow, am 22. brach er nach Lobo auf. Das eingetretene Thauwetter machte die Märsche viel beschwerlicher als sie in der strengen Kälte zwischen Smolensk und Orscha gewesen waren. Um Mittag bei Tolotschin angelangt, empfing er die betrübende Botschaft, daß Dombrowski nach heftigem Kampf an der Brücke bei Borißow mit Verlust von 3000 Mann zurückgeworfen war, und daß die Brücke sich in den Händen der Russen befand. Jetzt war die Frage: Wie über die Berësina kommen? — zumal da, ungeachtet der Vorstellungen Eblés die Brückenkähne in Orscha vernichtet worden waren. Jenseits stand Tschitschakow, um jeden Uebergangsversuch zu verhindern, in der rechten Flanke drohte Wittgenstein, im Rücken Kutúsow.

Beim Empfang der Meldung Dombrowskis stieg Napoleon vom Pferd, las den Brief, ohne eine Gemüthsbewegung zu verrathen, und ging auf ein Kochfeuer zu, welches neben der Straße brannte. Bei diesem Feuer stand der General Dode, welcher eben von Oudinot und

Victor zurückgekommen war. Napoleon winkte ihn zu sich und sagte mit starrem Blick: „Sie sind dort.“ Dann ging er mit ihm in eine Bauernhütte, legte eine Karte von Rußland auf und besprach sich mit ihm über Mittel und Wege, wie aus der verzweifelten Lage herauszukommen sei. Anfangs hörte er dem General aufmerksam zu, dann verlor er sich in Gedanken und ließ ihn reden, ohne aufzumerken, dann knüpfte er das Gespräch wieder an. Dode, der zum Corps Oudinots gehörte, kannte die Gegend an der oberen Berësina genau. Er stellte dem Kaiser vor, daß die Ufer beiderseits in einer Breite von mehren tausend Klaftern sumpfig seien, besonders unterhalb Boríßow, daß das Schlagen einer Brücke hier kaum möglich sein, daß die Russen, bei Boríßow angegriffen, die dortige Brücke sofort zerstören würden, daß mithin das Rathsamste sei, zwischen Boríßow und Lepel den Uebergang zu machen, wo der Fluß in einem sandigen Bett nur halb Manns tief sei und das Durchwaten erlaubte, was die Truppen Oudinots schon mehr als ein Mal bewerkstelligt hätten. Am beßten also würde der Kaiser thun, sich rechts zu wenden, sich mit Victor und Oudinot zu vereinigen, Wittgenstein über den Haufen zu werfen und über Glubókoje nach Wilna zu gehen. — Der Weg über Glubókoje auf der alten Verbindungslinie wollte dem Kaiser nicht zusagen, weil er seine später festgesetzte Rückzugslinie über Minsk und Smorgonje und die auf ihr angelegten Vorräthe, besonders aber die Verbindung mit Schwarzenberg nicht verlieren wollte. Er wendete dem General Dode ein: „Ueber Glubókoje nach Wilna ist ein großer Umweg, und auf diesem Umweg finde ich Wittgenstein

vor mir." Daß über Glubókoje viel weiter ist nach Wilna als über Smorgonje, konnte Dode nicht in Abrede stellen, dagegen meinte er, den vereinigten Streitkräften des Kaisers und der beiden Marschälle würde Wittgenstein aus dem Wege gehen. — Während Dode sprach, heftete Napoleon seine Augen auf die Landkarte und verfolgte mit dem Finger den Lauf der Berësina und dann des Dnjepr unterhalb Rogatschaw bis über Kiew hinab. Auf einmal rief er: „Poltáwa!" sprang auf und ging, ohne weiter auf Dode zu hören, in der Bauernstube auf und ab, indem er von Zeit zu Zeit wiederholte: „Poltáwa! Poltáwa!" — Dode sah in stummer Bestürzung den neuen Karl XII. an. In diesem Augenblick traten Murat, Berthier, der Vicekönig Eugen und der General Jomini in die Stube, und Dode entfernte sich.

Jomini war bisher Gouverneur des Landstrichs an der Berësina gewesen. Napoleon wandte sich an ihn mit den Worten: „Wenn man ein Unglück gehabt hat, dann kommt es hintennach um so ärger. Was halten Sie für den beßten Weg, über die Berësina zu kommen? Dode räth mir, bis in die Nähe der Quelle hinaufzugehen. Aber was ist das für ein Umweg!" — Jomini erwiederte: „Unterhalb Borißow ist der Uebergang unmöglich, bei Lepel ist er leicht, aber der Umweg ist allerdings für ein ermüdetes Heer zu groß. Nach allem, was ich gehört habe, ist es möglich, gleich oberhalb Borißow hinüberzukommen, und von da führt der gerade Weg über Smorgonje nach Wilna durch ein Land, welches noch nicht durch Truppenzüge ausgesogen ist." — „Ja," sagte Napoleon, immerfort auf und ab gehend, „wenn ich die Leute

dazu hätte, dann würde ich den von Dode angerathenen Weg nehmen, aber nicht bloß, um über die Berësina zu kommen, sondern um über Wittgenstein herzufallen und ihn mit seinem Heer gefangen zu nehmen. Wenn ich dann nach Polen zurückkäme, dann würde die Welt sagen: Seht, Napoleon, das große Heer und das Glück des Kaiserreichs bleiben trotz großen Unfällen doch aufrecht." — Jomini machte ihn aufmerksam, daß so etwas recht wohl in Deutschland oder Italien ausführbar wäre, wo man überall zu leben fände, aber nicht auf dem von Dode vorgeschlagenen Weg, wo die durch so vieles Ungemach schon erschöpften Leute wahrscheinlich verhungern würden, ehe sie nach Polen kämen.

Napoleon sah ein, daß die Gefangennehmung Wittgensteins ein leerer Traum war, und daß Jomini in allen Stücken Recht hatte. Daß unterhalb Boríßow nicht über den Fluß zu kommen war, hatte auch Dode versichert. Der Umweg um die Quelle der Berësina durch ein schlechtes Land drohte nicht nur, das Heer völlig aufzulösen, sondern auch dem Admiral Tschitschákow und dem General Wittgenstein Zeit zu geben, in Wilna zuvorzukommen. Also blieb der gerade Weg der beßte. Um ihn zu gewinnen, mußte Oudinot rasch auf Boríßow losgehen, um den Russen die Brücke wieder abzunehmen oder einen Uebergang in der Nähe dieser Stadt zu suchen.

Nachdem Napoleon die betreffenden Anweisungen durch den General Dode von Tolotschin an den Marschall Oudinot abgefertigt hatte, zog er am 22. November weiter und rückte mit seiner Garde in Bobr ein. Dort empfing er die unverhoffte angenehme Botschaft, daß Boríßow bereits von Oudinot wiedergenommen

war. Mit dieser Botschaft kam ihm der General Corbineau entgegen an der Spitze des 7. und 20. Regiments reitender Jäger und des 8. Ulanenregiments, die im Ganzen noch 700 Mann stark waren. Die Reiterdivision Corbineau hatte Oudinot seiner Zeit beim Abzug von Polozk dem baierischen General Wrede überlassen, welcher bei Glubókoje den General Steinheil im Schach hielt. Kürzlich hatte der Marschall dem baierischen General befohlen, diese Division südwärts zu schicken, damit sie bei Borißow, wohin er sich eben wendete, wieder zu ihm stieße. Demnach war Corbineau am 16. November von Glubókoje abgegangen und war über Dolginow, Pletschitzy und Sembin in die Nähe von Borißow auf dem rechten Ufer gekommen. Hier war er dem Generaladjutanten Tschernyschew begegnet, welcher an der Spitze von 5000 Kosaken eine Botschaft Tschitschákows an Wittgenstein zu überbringen und eben den auf dem Weg nach Wilna vorausgeschickten gefangenen Winzingerode befreit hatte. Ihm ausweichend war Corbineau bis vor Borißow gekommen, welches er von den Russen besetzt fand, so daß ihm nichts übrig blieb, als oberhalb der Stadt eine Furt zu suchen. Er fand sie anderthalb Meilen aufwärts, indem er einen Bauer aus dem gegenüberliegenden Dorf Studianka sie benutzen sah. Er that deßgleichen und ritt über Lochnitza nach Bobr, wo er den Marschall Oudinot fand. Oudinot war sogleich von Bobr nach Borißow aufgebrochen, hatte die Russen dort überrumpelt und ihnen an tausend Mann getödtet oder zu Gefangenen gemacht, sie jedoch nicht verhindern können, die Brücke hinter sich ungangbar zu machen und sich jenseits so zu behaupten, daß sie die

Wiederherstellung wehren konnten. Napoleon hatte also Borißow aber nicht die Brücke.

Napoleon kannte den General Corbineau genau, dessen Bruder bei Eilau an seiner Seite gefallen war. Er ließ sich von ihm ausführlich erzählen, wie er einen Bauer aus dem Wasser habe kommen sehen und von demselben auf Befragen erfahren habe, hier sei eine Furt, wie er dann mit seinen Reitern in geschlossener Masse durch die mit Eis treibende Berësina gesetzt sei und dabei nur etwa zwanzig Mann verloren habe, welche durch die Eisschollen fortgerissen worden seien. Darauf beschloß Napoleon sofort, das Schlagen von Bockbrücken bei Studianka zu versuchen, und schickte den General Corbineau an Oudinot zurück mit dem Befehl, augenblicklich ganz im Geheimen Anstalt dazu zu treffen, den Russen gegenüber aber sich so zu stellen, als wollte er unterhalb der Stadt den Uebergang versuchen. Sogar unter seiner Mannschaft sollte Oudinot diese Meinung verbreiten, damit der Troß unnützen Volkes, wenn er in die Nähe von Borißow käme, veranlaßt würde, sich unterhalb der Stadt zu lagern.

Corbineau ritt spät am Abend des 23. November von Bobr weg, um die Weisung an Oudinot zu überbringen. Dieser machte am 24. die vorgeschriebenen Spiegelfechtereien und schickte am späten Abend den General Corbineau mit seinen Brückenleuten nach Studianka, um die Arbeit zu beginnen. Corbineau mußte sich verborgen halten, um nicht von den russischen Posten bemerkt zu werden, welche bis gegenüber Studianka vorgeschoben waren. Napoleon ging am 24. November von Bobr nach Lochniza und gedachte, am 25. mit der Garde nach Borißow zu rücken und dort

ebenfalls sich das Ansehn zu geben, als wollte er unterhalb der Stadt über den Fluß gehen. Davout, der wieder die Nachhut bildete, erhielt die überflüssige Weisung, sich zu beeilen. Eblé, der bei der Garde war, mußte noch am Abend des 24. mit seinen 400 Brückenleuten und seinem Geräth von Lochniza aufbrechen, begleitet von Chasseloup mit den Zimmerleuten.

Das Geräth Eblés bestand seit der thörichten Vernichtung der Brückenkähne in Orscha noch in sechs Wagen voll Werkzeugen, Klammern, Nägeln und sonstigem Eisenwerk, in zwei Feldschmieden und zwei Kohlenwagen. Da die Wagen gut bespannt waren, auch das Thauwetter wieder in Frost umgeschlagen war, so ließ sich rasch marschiren. Am 25. November, um 5 Uhr Morgens erreichten Eblé und Chasseloup Borißow, ließen dort eine Compagnie Brückenleute zurück mit der Bestimmung, unterhalb der Stadt scheinbare Anstalten zum Brückenschlagen zu treffen, und zogen nach kurzer Rast noch vor Tag (der erst gegen 8 Uhr anbrach) in den Wald zur Seite des linken Ufers, um unbemerkt von dem Feind nach Studianka zu gelangen. Auf diesem Umweg erreichten sie erst am Nachmittag ihr Ziel, um die Zeit, wo Napoleon nach seiner eigenthümlichen Rechenkunst verlangte, daß zwei Brücken schon fertig sein sollten!

Oudinots Brückenleute hatten bereits eine Anzahl Böcke gefertigt, aber Eblé fand dieselben wenig brauchbar. Er wollte eine Brücke bis zum Mittag des 26. fertig haben. Dies wäre unmöglich gewesen, wenn er alles erforderliche Holz erst hätte fällen, beschlagen und zurichten wollen, obwohl er die Berësina hier nur fünfzig Klafter breit fand, und 23 Böcke hinreichten,

so daß etwa zwölf Schuh Raum von Bock zu Bock zu rechnen waren. Um Zeit und Arbeit zu ersparen, ließen Eblé und Chasseloup die Häuser des Dorfes Studianka niederreißen und die Balken derselben zu Böcken verarbeiten. Um dieselben einsetzen zu können ließen sie Floßböden zum Ersatz der fehlenden Kähne herrichten. Nach anhaltender Arbeit am Abend und in der Nacht, waren am Morgen des 26. November die Böcke und die Verbindungshölzer für zwei Brücken großentheils fertig, so daß zum Aufschlagen der ersten geschritten werden konnte.

Napoleon kam schon früh am Tag vom Schloß Staroj Borißow nach Studianka geritten, begleitet von Murat, Berthier, Eugen, Caulaincourt und Duroc. Allen diesen Herren las man die Angst auf dem Gesicht, daß sie sammt ihrem Herrn und Meister binnen vierundzwanzig Stunden Gefangene der Russen sein könnten. Die Gardereiter bildeten ihre Bedeckung, diesen folgten die leichten Reiter Corbineaus, während die übrigen Truppen Oudinots allmählig aus Borißow ausrückten, in dem Maße, wie die Mannschaften Eugens, Neys, Poniatowskis und Junots von Lochniza nachkamen, um sie abzulösen. Nachdem Napoleon eine Zeitlang der arbeitenden Brückenmannschaft zugesehen hatte, bemerkte er feindliche Schildwachen auf dem rechten Ufer. Diese und was hinter ihnen war, mußten entfernt sein, bevor mit dem Brückenschlagen begonnen werden konnte. Der Major Jacqueminot, Adjutant Oudinots, nahm eine Anzahl tüchtiger Reiter mit guten Pferden, ließ hinter jedem einen Voltigeur aufsitzen und ritt durch den Fluß. Das Herauskommen auf der andern Seite, wo von dem Eisgang Schollen auf

dem Ufer lagen, hatte einige Schwierigkeit. Nach Ueberwindung derselben eilte Jacqueminot mit seinen Reitern und Schützen nach einem Gehölz, wohin sich die Kosakenschildwachen zurückzogen, und verjagte das dort stehende Piket. Weitere Feinde waren in der Nähe nicht zu bemerken. Jacqueminot ging über die Berësina zurück, seine Reiter in dem Gehölz zurücklassend, und machte seine angenehme Meldung. Jetzt hätte aber Napoleon gern einen russischen Gefangenen gehabt, um ihn über die Stellung Tschitschákows ausfragen zu können. Jacqueminot ritt abermals hinüber, streifte mit seinen Reitern spähend herum und gewahrte einen russischen Posten, der sich an einem großen Feuer wärmte. Flugs hob er denselben auf. Er nahm den gefangenen russischen Wachtmeister hinter sich aufs Pferd und brachte ihn über die Berësina zum Kaiser. Dieser fragte den Gefangenen aus und erfuhr, daß Tschitschákow unterhalb Boríßow stand und hier oberhalb nur eine kleine Abtheilung leichter Truppen vorgeschoben hatte.

Da fiel dem Kaiser und den Seinen ein Stein vom Herzen. Sofort ließ er den General Corbineau mit seinen drei Regimentern durch die Berësina gehen in derselben Weise wie Jacqueminot, so daß jeder Reiter einen Schützen hinter sich aufsitzen ließ. Die beiläufig anderthalbtausend Reiter und Schützen auf dem rechten Ufer konnten schon eine ziemliche Anzahl Feinde abwehren, welche etwa versucht hätten den Brückenbau zu hindern. Für den Fall, daß eine Uebermacht käme, ließ Napoleon vierzig Stück Geschütz am Ufer auffahren.

Mittlerweile hatte Eblé das Schlagen der ersten, für Fußgänger und Reiter bestimmten Brücke begonnen.

Hundert Brückenleute führten auf ihren Floßböten die Böcke zwischen dem Treibeis durch und setzten sie ein. Beim Einsetzen konnten sie die Benetzung mit dem Wasser nicht vermeiden, welches ihnen am Leib gefror. Die anderen 200 Mann legten und befestigten die Verbindungsbalken zwischen den Böcken und die Stangen oder dünnen Stämme, welche quer über den Balken die Stelle von Bohlen zur Bildung der Brückenbahn vertraten, und fertigten das Geländer. Um ein Uhr Nachmittags des 26. November war die erste Brücke fertig, und sofort ließ Napoleon das Corps Oudinots über dieselbe aufs rechte Ufer gehen. Nachdem die Divisionen Legrand und Maison und die Kürassierdivision Doumerc drüben waren, folgte Dombrowski mit seinen 2000 Mann. Dann ging die Garde hinüber, so daß am Abend des 26. November die kleinere Hälfte des Heeres sich glücklich auf dem rechten Ufer befand.

Oudinot ging mit 9000 Mann und zwei Stück Geschütz, die vorsichtig über die erste fertige Brücke gezogen waren, alsbald auf den General Tschaplitz los, der mit leichtem Fußvolk die Vorhut Tschitschákows oberhalb Boríßow bildete. Nach kurzem aber lebhaftem Gefecht mußte Tschaplitz unter Zurücklassung von 2000 Todten sich vor der Uebermacht zurückziehen. Oudinot nahm eine gute Stellung ein, so daß er den Ausgang der Brücke gegen einen Angriff Tschitschákows decken konnte.

Nach Vollendung der ersten Brücke war Eblé sofort zum Aufschlagen der zweiten, hundert Klafter weiter abwärts, für die Fuhrwerke, geschritten. Schon um vier Uhr d. h. bei Einbruch der Nacht war auch diese fertig, so daß der Uebergang des Geschützes und

der Wagen beginnen konnte. Eblé ließ die Hälfte seiner Leute, zunächst die, welche im Wasser gearbeitet hatten, essen und auf Strohlagern Ruhe genießen, während die übrigen die Brückenwacht versahen und sich zur Ausbesserung etwaiger Beschädigungen bereit halten mußten. Das Essen bestand, Dank der kaiserlichen Fürsorge in Rindfleisch ohne Salz und Brod. Die Beschädigungen blieben nicht aus. Die Verwendung von Stämmen statt Brettern zur Bahn verursachte ein stetes Holpern der schweren Fuhrwerke und somit Erschütterungen, in Folge deren nach vier Stunden, um 8 Uhr Abends, drei Böcke sich umlegten und die über ihnen befindlichen Fuhrwerke in das Eiswasser rutschen ließen. Eblé hatte zwar dem Holpern dadurch vorzubeugen gesucht, daß er die Vertiefungen zwischen den Stämmen mit Moos und Stroh ausfüllen ließ, allein die Pferde hatten natürlich mit den Stollen ihrer Hufeisen dies Füllsel allmählig weggenommen. Es mußten also die Reste des beschädigten Sechstels der Brücke weggeräumt, drei neue Böcke gesetzt und gedeckt werden. Um 11 Uhr Abends wurde die Brücke wieder fahrbar. Eblé ließ nun die zweite Hälfte seiner Mannschaft essen und zur Ruhe gehen, während die erste wieder in Dienst trat, und sorgte vor allen Dingen, daß eine Anzahl Böcke für den Fall eines abermaligen Einbruchs bereit war.

Um 2 Uhr Morgens des 27. November, nachdem wieder drei Stunden lang schwere Fuhrwerke über die untere Brücke gegangen waren, legten sich abermals drei Böcke um. Es kostete Mühe, die Mannschaft, welche den Tag über fast übermenschlich gearbeitet und kaum sechs Stunden Ruhe genossen hatte, in finsterer

Nacht in das Eiswasser zu bringen. Die Kälte war so gestiegen, daß sich zwischen den Böcken eine Eisdecke gebildet hatte, welche man aufhauen mußte. Der alte Eblé legte selbst mit Hand an, um durch sein Beispiel die Leute fortzureißen. Die Arbeit war um so schwerer, da der Bruch gerade in der Mitte der Brücke vorgekommen war, wo das Wasser über mannstief war. Dem Kaiser, der sich noch auf dem linken Ufer befand, ging sie nicht schnell genug; er schickte den General Lauriston, den alten Eblé anzutreiben. Mit Thränen in den Augen sagte Lauriston: „Eilen Sie um Gottes Willen, denn dieser Aufenthalt bedroht uns mit der größten Gefahr." — „Sie sehen, daß wir nicht lässig sind," erwiederte Eblé und arbeitete fort. Um 6 Uhr Morgens war die zweite Brücke wieder fahrbar.

Während diese Brücke für die Fuhrwerke in der langen Nacht vom 26. auf den 27. November neun Stunden benutzt und sieben Stunden ausgebessert wurde, stand die obere Brücke unbenutzt da. Die Truppen von Eugen, Ney, Poniatowski, Junot und Davout lagen noch in und bei Boríßow, um den Admiral Tschitschákow zu täuschen und ihm den Uebergang zu wehren. Victor hatte sich im Lauf des Tages von Norden her genähert, indem er Schritt vor Schritt den verfolgenden Wittgenstein aufzuhalten suchte, aber er war bestimmt, sich sogar noch am 28. auf dem linken Ufer zu behaupten. Dagegen lagerten auf den gefrornen Sümpfen hinter Studianka an 15,000 Nachzügler, um Tausende von Feuern und warteten sorglos den Tag ab, um ihren Uebergang zu bewerkstelligen.

Am Morgen des 27. November ging Napoleon mit seinem Hauptquartier über die beiden Brücken und

verlegte dasselbe ins Dorf Sawnizkij hinter der Stellung Oudinots. Er blieb den ganzen Tag zu Pferd, um den weiteren Uebergang zu betreiben. An demselben Morgen zogen Eugen, Ney, Poniatowski und Junot von Borißow aus, wo Davout sie ersetzte, um ihrerseits den Uebergang aufs rechte Ufer zu bewerkstelligen. Der ganze Rest dieser vier Corps, welche in einer Gesammtstärke von wenigstens 150,000 Mann den Njemen überschritten hatten, betrug jetzt nach kaum fünf Monaten nicht viel über 5000 Mann. Die Regimenter hatten kaum die Stärke von Compagnien. Seit dem Abmarsch von Orscha hatte die Auflösung des Heeres in erschreckendem Maße zugenommen, obwohl Kutúsow nicht heftig drängte, und Davout seine Vorhut in Schranken hielt. Während jene vier Corps in der Stärke von vier Bataillonen von Borißow nach Studianka abrückten, mußte Victor auf Befehl Napoleons die Division Partouneaux nach Borißow schicken, um Davout abzulösen. Davout zog seinerseits gegen Mittag von Borißow ab und ging gegen Abend über die Brücken von Studianka. Sein Corps, auf 4000 Mann in vier Divisionen zusammengeschmolzen (von der Division Ricard, einst Friant, hatte Ney nur wenige Mann nach Orscha gebracht), zeigte noch die meiste kriegerische Haltung. Davout ritt mißmuthig an der Spitze der Seinen. Er war empört, das große Heer, dessen Kern sein herrliches Corps von 70,000 Mann gewesen war, so heruntergebracht zu sehen. Die Höflinge im kaiserlichen Generalstab, welche ihn vorüberziehen sahen, mochten verstehen, was seine finstere Miene besagte, und schmeichelten ihrem kaiserlichen Herrn mit der Bemerkung: „Wie ganz anders, wie kriegs-

freudig sieht doch Ney aus! Der ist der Mann, wie der Kaiser ihn unter solchen Umständen braucht!"

Bevor Davout bei Studianka eintraf, hatte um 2 Uhr Nachmittags die untere Brücke eine dritte Beschädigung erlitten. Diese wurde zwar schnell ausgebessert, und es erfolgte keine weitere mehr, dagegen gab es nun ein solches Drängen der Fuhrwerke zu der Brücke, daß die Brückenwacht von Leuten Eblés und von Gendarmen nur mit Kolbenstößen und Säbelhieben die nothwendige Ordnung aufrecht halten konnten.

Nach dem Abzug Davouts aufs rechte Ufer war nur noch das Corps Victors zurück. Er stand mit der polnischen Division Girard, mit der bergisch-holländischen Daendels (zusammen 9000 Mann) und 800 Reitern hinter Studianka, während seine französische Division Partouneaux, 4200 Mann stark, Borißow behaupten sollte. Die Haltung dieser 14,000 Mann, des Restes der vor einem Monat von Smolensk ausgerückten 25,000, war vortrefflich. Sie sahen mit Erstaunen die armseligen Reste des einst so stolzen Hauptheeres an sich vorüberziehen und fragten, wie sie so hätten herunterkommen können. — „Es wird nicht lange dauern, so seid ihr wie wir," antworteten die Sieger von Borodinó.

Die erstaunten Frager gehörten zur Division Partouneaux. Vor Ablauf von 24 Stunden sollte sich die ihnen gegebene Antwort bestätigen. Sie bekamen es einerseits mit den Truppen Tschitschákows an der zerstörten Brücke von Borißow, andererseits mit den Vortruppen Kutúsows zu thun.

Daß der Uebergang der Truppen Napoleons über die Berësina am 26. und 27. November so ungestört

von Statten gegangen war, ist leicht zu erklären. Wittgenstein wurde durch Victor im Schach gehalten. Tschitschákow mußte sich mit seiner Hauptmacht behutsam unterhalb Boríßow halten, theils weil er immer noch Schwarzenberg und Reynier im Rücken hatte, von denen Sacken leicht über den Haufen geworfen werden konnten, theils weil die fortwährende Vorspiegelung eines Uebergangsversuchs der Franzosen abwärts der Stadt ihn wirklich täuschten. Diese Täuschung schwand erst am 27. November auf die wiederholte Meldung des Generals Tschaplitz, daß das französische Heer seine Brücken bei Studianka geschlagen hatte und fortwährend benutzte. Kutúsow seinerseits war nach der Schlacht bei Krásnoje in Kopy am Dnjepr stehen geblieben, um seiner Mannschaft die nöthige Erholung zu gewähren, und begnügte sich damit, den Hetman Platow und die Generale Miloradowitsch und Jermólow mit 10,000 Mann zur Verfolgung Napoleons abzuschicken.

Miloradowitsch zog am Nachmittag des 27. an Boríßow vorbei, um sich mit Wittgenstein zu vereinigen. Jermólow ging gegen Abend auf diese Stadt los. Bei seiner Annäherung feuerten die Truppen Tschitschákows vom Brückenkopf herüber in die Stadt und machten sich bereit, die Brücke wieder zu decken. Partouneaux, welcher der Vorschrift Napoleons gemäß bis zum Abend in Boríßow geblieben war, säumte nicht, mit seinen drei kleinen Brigaden die Stadt zu räumen, in welche die Kugeln vom rechten Ufer und von der Orschaer Straße her einschlugen. Während er ausrückte, kam flüchtend die Masse der Nachzügler herbeigerannt, welche durch die Vorspiegelung eines Uebergangs unterhalb der Stadt dorthin gelockt waren,

und warf sich haufenweise zwischen seine Truppen, so daß diese kaum sich bewegen konnten. Jermólow überließ sie den Kosaken Platows und rückte mit seinem Fußvolk in Borißow ein, um nach Wiederherstellung der Brücke zu Tschitschákow zu stoßen. Von den Kosaken hinten gedrängt gerieth Partouneaux bald in die Schußweite von Miloradowitsch, der ihn am Rand der Gehölze und Sümpfe zwischen Borißow und Studianka erwartete. Er drang mit einer Brigade rechts vor gegen die Anhöhen bei Staroj Borißow, auf denen das russische Geschütz stand, kam in der Dunkelheit von seinen beiden andern Brigaden ab und wurde umringt. Die Russen forderten ihn zur Ergebung auf, und da er diese verweigerte, setzten sie bis Mitternacht ihr Feuer gegen ihn fort. Am Morgen des 28. November sah er nur noch 500 Mann um sich und ließ von diesen auf eine neue Aufforderung das Gewehr strecken. Die beiden andern Brigaden folgten diesem Beispiel mit Ausnahme eines Bataillons (300 Mann), welches sich in der Nacht zu Victor gerettet hatte.

In dem Augenblick, wo Partouneaux mit 2000 Mann in Gefangenschaft gerieth, begann am Morgen des 28. November das Feuer zwischen Wittgenstein und Victor auf dem linken, und zwischen den Vortruppen Tschitschákows und Oudinot auf dem rechten Ufer Studianka gegenüber. Etwa 6000 Mann von den Regimentern, die den Türkenkrieg mitgemacht hatten, dienten den leichten Truppen als Rückhalt. Die Russen standen im Briller Wald, welcher stark ausgehauen war, so daß er große Lichtungen enthielt, wo das Holz theils weggeräumt war, theils noch in Stämmen auf dem Boden lag. Dieser Boden eignete sich

daher zum zerstreuten Gefecht der Schützen. Wäre Tschitschakow mit seiner ganzen Macht zur Stelle gewesen, so hätte Napoleon nicht alle Truppen zur Hand gehabt, welche er an den beiden vorigen Tagen aufs rechte Ufer gezogen hatte, denn Davout, Eugen und Junot mit ihren 7000 Mann waren bereits nach Sembin vorausgeschickt, um den Kosaken an den Pässen zuvorzukommen. Aber mit beiläufig 19,000 Mann (9000 unter Oudinot und Dombrowski, 2000 unter Ney und Poniatowski, 7500 Mann Garde) war er dem zunächst stehenden Feinde weit überlegen. Er verwandte gegen ihn erst nur die 9000 Mann unter Oudinot und Dombrowski.

Zuerst entspann sich zwischen den gefällten Bäumen in dem Briller Wald ein mörderisches Schützengefecht, welches zum Vortheil der Franzosen ausfiel. An lichteren Stellen kam es zu Bayonnetgefechten. Tschaplitz und Pahlen wurden von den Generalen Maison, Legrand und Dombrowski auf ihre Hinterleute zurückgedrängt. Aber Legrand und der Oberbefehlshaber Oudinot wurden schwer verwundet, und die Russen drangen von neuem vor. Da schickte Napoleon den Marschall Ney mit seinen 1500 Mann und mit 2000 Polen unter Poniatowski und Claparède zur Unterstützung. Ney übernahm den Oberbefehl und warf die Russen hinter eine weite kahle Stelle zurück, wo Fußvolk und Reiterei entfaltet werden konnten. Dort ließ er zur Rechten seine Reiterei unter dem Kürassiergeneral Doumerc aufschwenken und machte zur Linken sein Fußvolk zum Bayonnetangriff bereit, während sein Geschütz lebhaft auf die Russen vor dem Dickicht gegenüber feuerte. Doumerc hatte die 6000 Mann von

dem Donauheer und eine Linie Reiterei vor sich. Er stellte rechts die reitenden Jäger und Ulanen Corbineaus, links das 4. Kürassierregiment auf um der feindlichen Reiterei zu begegnen und machte in der Mitte das 7. und das 14. zu einem Sturm auf das russische Fußvolk bereit. Nachdem er das Zeichen zum Angriff gegeben, sprengte der Oberst Dubois mit dem 7. Kürassierregiment auf das russische Fußvolk ein und durchbrach, trotz heftigem Gewehrfeuer, das geschlossene Viereck desselben. Während er links und rechts umschwenkte und einhauen ließ, kam Doumerc mit dem 14. Regiment nach und ließ gleichfalls einhauen. Es fielen an tausend Russen unter den Schwertern der Gepanzerten, und 2000 streckten das Gewehr. Das 4. Regiment und Corbineaus leichte Division wies die russischen Reiter zurück. Zugleich ging Ney mit dem Fußvolk vor. Da die Russen auf ihrem rechten Flügel Stand hielten, stieg der General Maison vom Pferd, nahm ein Gewehr und ging an der Spitze seiner Division auf sie los. Sie wichen nun allerseits in das Dickicht zurück und Ney drängte sie bis an den Rand des Stakower Waldes, halbwegs Brill und Borissow. Dort pflanzte er an einer Hohle, hinter welcher die Russen wieder festen Fuß faßten, sein Geschütz auf und setzte das Feuer bis zum Nachmittag fort. Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten gleich,[1]) 3000 Todte und Verwundete, aber die Russen hatten 3000 Gefangene verloren.

---

[1]) Und doch sagt der Verfasser später, daß am folgenden Tag von den ursprünglichen 39,000 Mann Oudinots nur noch 3000 übrig waren! Siehe die dritte und letzte Anmerkung am Schlusse des Bandes. Anm. des Uebersetz.

Das Verhältniß der Streitkräfte war umgekehrt auf dem linken Ufer, wo Victor mit 10,000 Mann an Wittgenstein einen weit überlegenen Gegner hatte. Aber Victor hatte den Vortheil einer guten Stellung hinter einer breiten Hohle, welche in die Berësina in der Nähe der Brücken auslief und das Dorf Studianka einschloß, und rechts von einem Gehölz, vor welchem er den General Fournier mit seinen 800 Reitern hielt, um den feindlichen Schützen das Einschleichen in den Wald in der linken Flanke zu wehren. Victors Hauptvortheil bestand in zahlreichem Geschütz, besonders Zwölfpfündern, gegen welche die Russen mit ihren Feldstücken anfangs nicht aufkommen konnten. Das Feuer, welches in dem Augenblick der Gefangennehmung Partouneaux's begann, ging lebhaft hinüber und herüber. Das Einfangen der Division dieses Generals beschäftigte die Russen geraume Zeit, bevor sie zum Angriff schreiten konnten. Gegen Mittag schickte Diebitsch, dem Wittgenstein die Leitung überlassen hatte, 2000 Reiter gegen Fournier, um diesen zu werfen und in die linke Flanke Victors zu kommen. Die Hohle, obwohl an dieser Stelle nicht tief, erlaubte den russischen Reitern kein gehöriges Ansetzen, so daß Fournier sie leicht zurückwerfen konnte. Gleichzeitig ließ der russische Generalquartiermeister auf der entgegengesetzten Seite nach der Brücke zu seine Jäger in die Hohle eindringen, sich in den Gebüschen bergen und die französischen Kanoniere wegschießen, so daß er dort eine Masse Geschütz auffahren und neben demselben sein Fußvolk aufstellen konnte. Diebitsch richtete sein Feuer hier auf den rechten Flügel Victors, so daß die Kugeln, welche nicht unmittelbar trafen, über die

feindlichen Reihen weg vor der Brücke einschlugen. Der Marschall Lefebvre, der mit der alten Garde auf dem rechten Ufer über die Brücke wachte, ließ seinerseits einiges Geschütz auffahren, um den Russen zu antworten.

Das Schießen hinüber und herüber erweckte in dem Haufen der Fuhrleute, Marketender und Nachzügler, welche bisher noch nicht über die Brücken hatten gehen können oder wollen, die Meinung, daß der Kampf bald zum schließlichen Rückzug Victors führen, und daß dann die Brücken zerstört werden würden. Es drängte sich also gerade jetzt Alles herzu, wo es gefährlich war, vor der Brücke zu stehen. Fußgänger und Fuhrwerke vermischt eilten zu der oberen wie zu der unteren Brücke. An der oberen wies die Brückenwacht die Wagen zurück, weil sie für Fuhrwerke zu schwach war, an der unteren wurden die Fußgänger zurückgewiesen, damit die Wagen Raum behielten. Das Hin- und Her-Gehen und Fahren vermehrte die Verwirrung, und diese erreichte den höchsten Gipfel, als die russischen Kugeln in die dichte Masse einschlugen. Jeder wollte den Kugeln dadurch entgehen, daß er das jenseitige Ufer erreichte. Dadurch wurde das Gedräng am Ufer so dicht, daß weder Reiter, noch Wagen, noch Fußgänger von der Stelle kamen. Die Stärkeren suchten über die Schwächeren wegzusteigen und traten diese nieder. Andere wurden erdrückt. Pferde wurden in dem Gedräng wild, schlugen aus und stürzten die hinter ihnen Stehenden zu Boden, über deren Leiber weg Andere von Anderen gedrängt wurden. Das Stöhnen der Gequetschten, das Winseln der Zertretenen oder von den Kugeln Niedergerissenen ver-

mischte sich mit dem Angstgeschrei der Marketenderinnen und ihrer Kinder. Vergebens bemühte sich der alte General Eblé, durch Zureden einige Ordnung in die zunächst dem Eingang der Brücke Stehenden zu bringen. Die Gutwilligen mußten sich drängen lassen, wohin Stärkere sie schoben. Um Weiber, Kinder und Verwundete vor der Fühllosigkeit der Rücksichtslosesten zu retten, mußte die Brückenwacht diese niederstechen. In Folge des wüsten Gedränges kamen nicht halb so viel Menschen und Fuhrwerke über die Brücken, wie in geordnetem Zuge möglich gewesen wäre. Manche wurden ins offene Wasser geschoben und ertranken, Andere suchten unter der Brücke, wo das Eis sich gestellt hatte, hinüberzukommen und brachen ein. Am Ende häuften sich die Todten vor den Brücken so an, daß diese unzugänglich wurden.

Nach mehren vergeblichen Stürmen auf das russische Geschütz von seinem rechten Flügel aus raffte Victor seine letzte Kraft zusammen zu einem neuen gegen die Mitte des Feindes. Er ließ eine Colonne über die Hohle gehen, während Fournier mit seinen Reitern gegen den linken Flügel Wittgensteins ansprengte. Vor dem russischen Geschützfeuer zerstob die Colonne, aber die zerstreute Mannschaft wich nicht zurück, sondern feuerte lebhaft aus den Gebüschen am Rand der Hohle. Victor schickte eine neue Colonne vor, diese kam glücklich hinüber und nöthigte, unterstützt durch einen zweiten Angriff Fourniers, die Russen zum Weichen. Diebitsch brachte jedoch bald wieder seine Leute zum Stehen und trieb die Franzosen über die Hohle zurück. Beide Theile behaupteten sich in ihrer früheren Stellung, aber Victor hatte seinen Zweck erreicht, seinen rechten Flü-

gel vor der drohenden Aufrollung zu bewahren, welche ihn von den Brücken abgeschnitten haben würde, und zugleich dem Schießen gegen die Brücke ein Ende zu machen. Die einbrechende Nacht machte dann dem Kampfe überhaupt ein Ende. Victor hatte von seinen 10,000 Mann die Hälfte noch übrig, darunter keine 300 Reiter. Die Russen mochten mehr als 5000 verloren haben, da ihre dichteren Massen den französischen Stückkugeln mehr Opfer darboten. Nur insofern war der Verlust der Franzosen größer, als ihre Verwundeten, wenn sie nicht gehen konnten, verloren waren, die russischen dagegen in den Händen der Ihrigen blieben.

Napoleon ließ dem Marschall Victor sagen, er solle sich sofort über die Brücken zurückziehen. Das Gedräng an diesen Brücken hatte vor Einbruch der Nacht aufgehört, weil sie durch Haufen von Leichen der Erstickten, Zertretenen und Erschossenen unzugänglich geworden waren. Diese Leichenhaufen sperrten aber auch dem Reste von Victors Heer den Weg. Als das Schießen aufhörte, mußte Eblé durch seine Mannschaft aufräumen lassen. Da lagen todte Menschen und Pferde, und dazwischen steckten Wagen und Wagentrümmer. Eine völlige Beseitigung des Gräuels der Verwüstung war nicht möglich. Man mußte sich begnügen, gleichsam eine Bahn durchzubrechen, indem man die Leichen links und rechts zur Seite warf, die freigestellten Fuhrwerke bis dicht an die Brücke zog und neben dem Eingang ins Wasser stürzte.

Um 9 Uhr Abends des 28. November kam Victor mit seinen Truppen von Studianka her, fand noch einzele Leichen im Weg und mußte zwischen Wällen von

todten Leibern hindurchziehen, um an die Brücken zu gelangen. Um Mitternacht hatte er seine Mannschaft und sein Heergeräth mit Ausnahme von zwei Stück Geschütz auf dem rechten Ufer. Hier pflanzte er sein Geschütz auf, um die Russen, falls sie versuchten, ihm über die Brücken zu folgen, mit blutigen Köpfen zurückzuweisen. Die Brücken waren so eingerichtet, daß sie im Nu in Brand gesteckt werden konnten, denn unter dem Boden war Feuerwerk angebracht. Sie sollten aber, falls die Russen sich ruhig verhielten, noch die ganze Nacht stehen bleiben, damit diejenigen Menschen und Fuhrwerke ihren Uebergang bewerkstelligten, welche es am Tag zuvor nicht gekonnt hatten. Es waren noch sieben Stunden Frist gegeben. Aber es war Nachmitternacht. Alle die, welche im Tag dem Gedräng oder den Kugeln ausgewichen waren, welche gegen Abend die Brücken durch Leichen gesperrt gefunden hatten, oder in der Vormitternacht während der Arbeit des Räumens oder während des Uebergangs der Truppen Victors unzugänglich, hatten sich Nachtlager bereitet, brieten und aßen, um große Feuer gelagert, das Fleisch gefallener Pferde oder schliefen in Hütten, die sie sich von Stangen und Reisig gebaut hatten. Eblé, der nun schon die sechste Nacht auf den Beinen war, ging mit einigen Officieren an diese Lagerstellen und ließ ausrufen: „Diesen Morgen um sieben Uhr werden die Brücken angesteckt; wer hinüber will, der säume nicht!“ Aber die Wachenden sagten: „Sollen wir hier unser Essen und unser Feuer im Stich lassen, um drüben zu verhungern oder zu erfrieren? Bis sieben Uhr ist noch lange.“ Die Schlafenden hörten nicht, was ausgerufen wurde. Um sie zu wecken, machte Eblé Feuerlärm,

d. h. er ließ einige Lagerhütten den Schläfern über dem Kopf anstecken. Damit wurden die Leute freilich geweckt, aber nun hörten die Erwachten das Ausrufen nicht über ihrem eignen Lärm.

Indessen verbreitete sich doch gegen Morgen des 29. November allmählig das Gerücht von der bevorstehenden Zerstörung der Brücken und die Zurückgebliebenen setzten sich in Bewegung. Nur wenige kamen eher als in dem Augenblick an, wo das Feuer angelegt werden sollte, das heißt eine Stunde vor Tag. Eblé nahm es auf sich, diese Stunde noch zu warten. Wagen und Menschen bedeckten in gedrängten Zügen die Brücken. Um 8 Uhr kam Befehl, nun keinen Augenblick mehr mit dem Feuerlegen zu zögern, da der Feind auf den Höhen hinter Studianka sich in Bewegung setzte. Eblé wartete aber doch noch bis gegen neun Uhr. Da gab er das Zeichen, und wandte das Gesicht ab, um den folgenden Auftritt nicht zu sehen. Im nächsten Augenblick schlugen Rauchwolken und Flammen aus den Brückenböden hervor. Was noch darauf war suchte ins Wasser zu springen um nicht zu verbrennen. Aus der Menge am linken Ufer erhob sich ein weithallender Schreckensruf, der sich mit dem Jammergeschrei der Ertrinkenden vermischte. Weiber und Verwundete streckten die Arme nach dem rechten Ufer aus, als wollten sie hinübergeholt werden. Unterdessen sprengten die Kosaken mit gesenktem Spieß in den wehrlosen Haufen ein, so daß im Wahnsinn des Schreckens Einige auf die brennende Brücke rannten, Andere in den Fluß sprangen, um zwischen den treibenden Eisschollen zu versinken. Der Zurückgebliebenen, welche den Russen in die Hände fielen,

mochten 8000 sein. Aufs rechte Ufer waren über 50,000 gekommen.

Victor, der am 27. November bei Studianka und in Borißow den ungestörten Uebergang der zweiten Hälfte des Heeres ermöglicht hatte, erhielt ganz denselben Lohn wie Davout für seine Aufopferung am 17. November bei Krasnoje. Am Abend des 28. wurde ihm ein Lobzettel für sein wackeres Verhalten gegen Diebitsch zugefertigt, und am 29., als Napoleon die Vernichtung der Division Partouneaux erfuhr, ein Schreiben voll der bittersten Vorwürfe. In dem Schreiben hieß es: Der Herzog von Belluno habe sich schon an der Ula bei Lepel Fehler über Fehler zu Schulden kommen lassen, und an der Berësina habe er das Maß seiner Ungeschicklichkeit voll gemacht durch Preisgebung der herrlichen Division Partouneaux! — Die Wahrheit ist, daß Victor vom 23. November an, wo Napoleon in wahnsinniger Verzweiflung: „Poltáwa! Poltáwa! rief, für sich allein das Heer Wittgensteins in Schranken gehalten hatte, dem er, mit Oudinot vereinigt, nichts hatte anhaben können, und daß nicht Victor, sondern Napoleon die Division Partouneaux auf die Schlachtbank geliefert hatte, indem er sie von Studianka nach Borißow schickte, ohne die geringste Vorkehrung gegen das Einschieben der Truppen von Miloradowitsch zwischen beiden Orten zu treffen.

Der Rückzug Napoleons vom Briler Wald an der Berësina ging über Sembin, Pletschenitzy, Ilia nach Molodetschno, wo der Seitenweg von Borißow wieder auf die Heerstraße zwischen Smorgonje und Minsk einmündet. Er wurde mit der Eile einer Flucht bewerkstelligt. Nach Sembin waren Davout, Eugen und

Junot schon am Abend des 27. November vorausgeschickt worden; sie hatten also schon einen großen Vorsprung, als Napoleon mit dem übrigen Heer am 29. nachfolgte. Der Kaiser kam am Abend dieses Tages nach Pletschenitzy und fand den verwundeten Marschall Oudinot, welcher mit einer Bedeckung von 50 Mann vorausgegangen war, von Kosaken und andern russischen Reitern unter dem General Lanskoi in einer Scheuer belagert. Es war die höchste Zeit, daß Napoleon kam, denn Oudinot, der kaum stehen konnte, hatte sich aufraffen und von seinen Pistolen Gebrauch machen müssen, um die Zahl der Vertheidiger um einen zu vermehren. Hinter der Garde kam Victor. Das Corps Oudinots, auf 3000 Mann unter Maison zusammengeschmolzen, bildete mit 1500 Polen Dombrowskis und Poniatowskis die Nachhut unter dem Befehl Neys. Diese Nachhut ging am 29. nur bis Sembin. Ney und Maison wollten die Verfolgung der Russen dadurch aufhalten, daß sie die auf Faschinen ruhenden Knüppeldämme durch die Sümpfe hinter sich verbrannten. Dies Mittel würde im Sommer gut gewesen sein, jetzt aber, wo die Kälte wieder auf 12 Grad gestiegen war, konnte es nur so lange vorhalten, bis die Kohlen verglüht waren; dann gefror der Sumpf zu einer festen Straße. Auch wußten die Kosaken schon Nebenwege zu finden, um sich zwischen die verschiedenen Heerzüge der Franzosen einzuschleichen. So überfiel Platow am 30. November den Marschall Ney bei seinem Einrücken in Pletschenizy, wo er eben mit Maisons 3000 Mann angekommen war, während die 1500 Polen noch zurück waren. Bei einer Kälte von 20 Grad war den meisten Helden des Briler Waldes die Streitlust so

vergangen, daß sie wie Schafe vor dem Wolf in das Dorf flohen. Nur tausend Mann hielten Stand, bis ihnen die nachkommenden Polen Luft machten.

Die russischen Heerführer konnten von nun an der Winterkälte die Vernichtung des französischen Heeres überlassen und sich begnügen, diese Vernichtung durch ihre Kosaken beschleunigen zu lassen. Tschitschákow that ein Uebriges, indem er die leichte Division Tschaplitz zu Platow stoßen ließ. Tschaplitz und Platow brachten die Nachhut unter Ney und Maison zur ewigen Ruhe. Diese war in den vier ersten Decembertagen, wo die Kälte auf 24 Grad stieg, von etwa 2500 Streitbaren auf 700 heruntergekommen. Jedes Nachtlager hatte sie ein paar hundert Erfrorne gekostet. Am 4. December, während Napoleon mit der Garde und mit Davout in Smorgonje eintraf, und Victor mit noch 4000 Mann in Molodetschno, wurden Ney und Maison vor Molodetschno von Tschaplitz und Platow angefallen. Zu ihrem Glück hatten sie noch eine gute Anzahl Geschütz. Sie pflanzten es auf und beschlossen, hier ihr letztes Pulver zu verschießen. Ihr lebhaftes Feuer fügte den Russen bedeutenden Schaden zu, doch würden sie keinen Mann davon gebracht haben, wenn ihnen nicht Victor zu Hülfe gekommen wäre. Am Abend zählten sie noch 400 Streitbare. Ney überließ also den Dienst der Nachhut dem Marschall Victor. Die eben von Glubókoje her eintreffenden 6000 Baiern unter Wrede fanden das 2. Corps (Oudinot), zu dem sie gehörten, vernichtet und traten ebenfalls unter Victors Befehl. Dieser war nun im Stande, der Vorhut Tschitschákows mit Nachdruck zu widerstehen. Aber Tschaplitz und Platow fanden für gut, ihre Leute in

erträglichen Lagerstellen vor der steigenden Kälte zu schützen und die Franzosen auf ihrem Weg nach Wilna natürlichen Todes sterben zu lassen.

Am 5. December wurden Victor und Ney von Molodetschno zum Kriegsrath nach Smorgonje berufen und dort von ihrem Kaiser mit einer Eröffnung überrascht, auf welche keiner der anwesenden Marschälle gefaßt war.

Seit acht Tagen trug sich Napoleon mit dem Gedanken, sein Heer, sobald er es nach Litthauen gebracht hätte, zu verlassen und seine Person nach Paris zu retten. Er hatte diesen Gedanken mündlich dem Generalintendanten Daru und schriftlich dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Maret, Herzog von Bassano, der sich fortwährend in Wilna befand, mitgetheilt. Beide hatten ihm dringend davon abgerathen, in der Ueberzeugung, daß der Abgang des Kaisers die völlige Auflösung des Heeres zur Folge haben würde. Maret schrieb ihm einen langen Brief, um ihn zum Bleiben zu bestimmen. In diesem Briefe sagte er unter andern: Der Umwälzungsversuch Malets habe in Frankreich nicht den geringsten Eindruck gemacht, die Unterwürfigkeit sei größer als je, seine von Wilna aus erlassenen Befehle würden denselben Gehorsam finden, wie wenn er sie in den Tuilerien gegeben hätte; trenne er sich dagegen von dem Heere, dann würde dieses sich völlig auflösen. Nur die Gegenwart des Kaisers bei den Truppen könne diese zusammen und Deutschland im Zaum halten.

Dieser Brief machte gerade den entgegengesetzten Eindruck von dem, welchen Maret gehofft hatte. Das spurlose Vorübergehen von Malets Versuch war für

Napoleon ein Beweis der Abspannung der Gemüther, und die gepriesene Unterwürfigkeit erschien ihm als eine bloß äußerliche beruhend auf der Meinung, daß er noch als Sieger in Moskau sitze. Was aber, dachte er, wird geschehen, wenn die Deutschen erfahren, daß das Heer, mit dessen Auflösung Maret mir bange machen will, bereits so gut wie aufgelöst ist? Sie werden sich erheben und sich mit den Russen zu meiner Vernichtung verbinden, die dann unausbleiblich ist. Ich werde in Gefangenschaft gerathen, alle Mächte Europas vereinigt werden die Bourbonen nach Frankreich zurückführen und meinen Sohn beseitigen. Wie ist dem vorzubeugen? Einzig dadurch, daß ich, noch ehe mein Unglück bekannt wird, heimlich durch Deutschland nach Frankreich zurückreise. Glücklich in Paris angelangt, habe ich meinen Thron gerettet und kann ein neues Heer bilden.

Zu der Zeit, wo Maret seinen Brief schrieb, konnte er das Heer bei Napoleon so berechnen, wie es am 27. November war, nämlich 40,000 Mann Kerntruppen. Dazu fügte er 6000 Baiern unter Wrede, die in Molcdetschno zu ihm stoßen, 9000 Franzosen unter Loison, 7—8000 Polen und Deutsche unter Franceschi und Coutard, nebst 4000 Lückenbüßern und 6000 Litthauern, die ihm von Wilna entgegengehen sollten. Also, rechnete er, wird der Kaiser in Wilna über 70,000 Mann beisammen haben. Binnen 14 Tagen können Schwarzenberg mit 25,000 Oestreichern, und Reynier mit 15,000 Sachsen und Franzosen, aus Schwarzrußland, endlich Macdonald mit 10,000 Preußen und 6000 Polen, aus Kurland herbeigezogen sein, also im Ganzen 56,000 Mann. Sonach wird der Kaiser

in der Mitte des December über 120,000 Mann in und um Wilna beisammen haben. Vor diesen werden Kutúsow, Tschitschákow und Wittgenstein mit höchstens 100,000 Mann erscheinen und nichts ausrichten können. Die Stellung des Kaisers ist also in Litthauen völlig gesichert. Sein Rücken ist durch Augereau gedeckt. In Preußen steht mit 15,000 Mann Heudelet (er ist auf dem Marsch nach Königsberg, in und um Berlin hat der Marschall eine Division von 15,000 Mann, in Süddeutschland die Division Grenier von 18,000 Mann, außerdem zwischen Rhein und Oder eine Menge Marschtruppen. In Wilna ist der Brodbedarf für 120,000 Mann auf vier Wochen gesichert, es sind Vorräthe von Wein und Branntwein da, es werden 10,000 Ochsen zugetrieben. In Kowno sind weitere Vorräthe an Korn, Kleidern und Geschoß. Außerdem sind noch viele Lieferungen von litthauischen Pachtern rückständig, deren Betrag auf der Schlittenbahn leicht zur Stelle geschafft werden kann.

Dies waren keine luftigen Berechnungen, wie der Kaiser sie zu machen pflegte, wenn er von seinen Feldherrn verlangte, daß sie sich in einer Stellung behaupten oder sich eine Stellung erkämpfen sollten. Aber Napoleon rechnete dagegen: Von 40,000 Mann habe ich in acht Tagen 12,000 nach Molodetschno und Smorgonje gebracht. Von diesen 12,000 würde ich keinen Mann nach Wilna bringen, so wenig wie von den 6000 Baiern die angekommen sind und von den 25,000 Neulingen, die Maret mir entgegenschicken will. In Wilna wäre ich unrettbar verloren. Es ist die höchste Zeit, daß ich davon gehe.

Indem Napoleon sein Heer verloren gab, vertraute

er die Reste desselben seinem Schwager Murat an, der nicht die mindeste Geschäftskenntniß hatte, und dem Generalquartiermeister Berthier, der, körperlich und geistig heruntergekommen, von seiner Geschäftskenntniß keinen Gebrauch machen konnte. Berthier bat flehentlich, der Kaiser möge ihn mitnehmen, der aber gebot ihm mit Scheltworten, auf seinem Posten zu bleiben.

Am Abend des 5. December versammelte Napoleon in Smorgonje seine Marschälle Davout, Victor, Ney, Oudinot, Berthier nebst Murat und Eugen und eröffnete ihnen seinen Entschluß mit dem Beifügen, daß er ihnen binnen zwei Monaten 300,000 Mann Verstärkung zuführen werde, die Niemand anders als er aus Frankreich und den Bundesländern ziehen könnte. Dann sprach er überaus freundlich zu jedem einzelen, sogar zu Davout, dem er von Anbeginn des Feldzugs so übel mitgespielt hatte, ja er gestand, daß er selber große Fehler gemacht habe, namentlich, indem er zu lange in Moskau geblieben sei, fügte aber doch gleich zu seiner Rechtfertigung hinzu, daß das schöne Wetter und die Hoffnung auf den Frieden ihn dazu gebracht habe. Der plötzlich eingetretene strenge Winter sei die wahre Ursache alles Unglücks, und den habe kein Mensch herbeigeführt. „Seid also," so schloß er, „nachsichtig gegen einander und verträglich, stehe jeder dem andern als treuer Freund zur Seite und gehorcht dem König von Neapel wie mir selber. Bald werde ich an der Spitze eines gewaltigen Heeres wieder bei euch sein." Nach dieser Anrede ließ er sich sogar herab, sie einzeln zu umarmen. Dann schrieb er das berühmte 29. Bülletin, in welchem er zum ersten Mal vom Rückzug sprach und soviel von erlittenen Nachtheilen gestand, als er

schlechterdings nicht mehr läugnen konnte. Alle Unfälle waren darin dem Winter Schuld gegeben und zuletzt in Schatten gestellt durch eine glänzende Beschreibung des Uebergangs über die Berësina. Um Mitternacht kroch er mit Caulaincourt, Duroc, Mouton und Lefebvre-Desnoettes in einen wohl ausgefütterten Schlitten und jagte über den Schnee hinweg durch die Gefilde von Litthauen.

Als am Morgen des 6. Decembers 1812 die Abreise des Kaisers unter dem Heer bekannt wurde, meinten Etliche, nun sei die letzte Hoffnung geschwunden; die Meisten aber dachten und fühlten so viel wie nichts. Allerdings ging das Heer in Litthauen, welches im Augenblick der Abreise Napoleons zwischen Molodetschno und Wilna zahlreicher war, als an der Berësina mit Riesenschritten seiner Vernichtung entgegen aber durch einen Umstand, welcher nur die vorsichtigste Berechnung hätte in Anschlag bringen können. Das Heer befand sich jetzt auf seiner Straße, wo Alles bereit war, was ihm von Malo Jarosláwez bis Smolensk, von Krasnoje bis Orscha, von Boríßow bis Molodetschno gefehlt hatte; Lebensmittel und Obdach, und obendrein ließ ihm der Feind Ruhe. Aber es war, als ob Napoleon den Fluch, der sich an seine Schritte geheftet hatte, bei seiner Flucht verzehnfacht zurückließe.

Am 6. December traten die bewaffneten und unbewaffneten Haufen, welche unter dem Namen Große Armee jetzt unter Murat standen den Marsch Smorgonje nach Wilna bei einer Kälte von 30 Grad an. Eine solche Kälte, bei der die Raben todt aus der Luft fallen, pflegt in Moskau nur um Neujahr auf wenige

Tage einzutreten. Die Menschen widerstehen ihr in geheizten Wohnungen bei entsprechender Nahrung. Man geht seinen Geschäften in der wärmsten Kleidung nach, aber man läßt keine Truppen marschiren. Eine solche Kälte nun trat ganz außergewöhnlicher Weise und unerhört früh bei der Abreise Napoleons von Smorgonje ein.

Kaum von Smorgonje ausgerückt, fanden die Truppen, welche in die Hände Murats gegeben waren, die Straßen mit Leichen wohlgekleideter junger französischer Soldaten bedeckt, denen man ansah, daß sie keinen Hunger gelitten hatten. Dies waren Neulinge, welche Maret und Hogendorp vier Tage zuvor bei mäßiger Kälte dem Kaiser von Wilna aus entgegengeschickt hatte. Was da lag, war erfroren. Andere wankten halb todt den abgehärteten Soldaten Davouts und Eugens entgegen, die sich nur durch doppelte und dreifache Kleidung und durch Vermummung mit Pelzen, Seidenzeugen, Pferdedecken und dgl. vor ähnlichem Schicksale bewahren konnten. Bei Oschmiana derselbe Anblick von erfrornen und halberfrornen Verstärkungsmannschaften. Und so weiterhin nach Wilna. An 10,000 dieser jungen Leute gingen in ein paar Tagen jämmerlich zu Grunde, 12,000 vermehrten den Troß wehrlosen Volkes. Unter den 22,000 Mann Zuzug von Wilna nach Smorgonje, der ein so trauriges Schicksal hatte, befand sich eine gute Zahl Reiter, besonders neapolitanische.

Wenn die grimmige Kälte seit der Abreise Napoleons den alten Soldaten, welche seit fünf Wochen allmählig daran gewöhnt waren, nicht so empfindlich war, wie den Neulingen, die aus den geheizten Stuben von Wilna kamen, so forderte sie unter jenen doch auch

ihre Opfer, da die erlittenen Entbehrungen die Lebenskraft Unzähliger geschwächt hatten. Der Unterschied von 21 Grad bei Smolensk und von 30 bei Smorgonje war ein gewaltiger. Fühlung und Aufschließen brauchte nicht empfohlen zu werden, die Leute schlossen so dicht wie möglich an und auf, um sich an einander zu wärmen und zogen lautlos wie Gespenster einher. Befehlworte wurden selten gehört. Die Vorhut folgte der Richtung der Straße nach Wilna und der Hintermann trat in die Fußstapfen seines Vordermannes, so lange ihn oder diesen seine Beine trugen. Alle Augenblicke stürzte einer todt nieder. Wo die Lebenskraft der Kälte nicht mehr widerstand, verlor sich erst der Gesichtssinn, dann das Gehör, und nachdem der Mensch eine Zeitlang wie ein Nachtwandler blind und taub fortgeschritten war, erstarrten endlich auch die Beine, und er stürzte zusammen. Sein Hintermann schritt über ihn weg, wie über einen Block. So erging es Manchem, der sich Tags zuvor noch ganz kräftig gefühlt hatte. Die Wenigsten kamen ohne erfrorne Glieder davon. Wenn nun Abends die großen Lagerfeuer angezündet wurden, wollten Viele die erstarrten Glieder aufthauen. Dies Aufthauen hatte aber das völlige Absterben der erfrornen Glieder zur Folge: es trat der tödtliche Brand ein, wie bei starken Wunden oder Quetschungen, wo der Entzündung nicht vorgebeugt wird. Solche Unglückliche starben übrigens nicht am Brand, wenn derselbe ein Bein oder beide ergriffen hatte; sie blieben Morgens beim Aufbruch an den erlöschenden Lagerfeuern liegen und erfroren. Viele kamen Nachts in den Flamen um. Jeder schätzte sich glücklich ein Obdach zu finden, wäre es auch nur eine

Scheuer, aber in einem solchen ungeheizten Raum erfror man bei solcher Kälte so gut wie im Freien. Es wurde also in den Scheuern Feuer angemacht, man wärmte sich, schlief ein und erwachte gewöhnlich in dem Augenblick, wo das Dach der in Brand gerathenen Scheuer einstürzte und die Unvorsichtigen zur ewigen Ruhe bettete.

Am 8. December 1812 erreichte die Spitze des traurigen Zuges, in welchen sich das große Heer Napoleons verwandelt hatte, das Smolensker Thor der Stadt Wilna. Von der Garde hielten sich noch etwa 3000 Mann in Reih und Glied beisammen. Die Corps von Davout, Eugen und Victor waren zu Nachzüglern der Garde geworden. Die Officiere und Fahnenträger (letztere mit der Fahne ohne Stock im Ranzen) stellten die Regimenter und Bataillone vor. Alle übrige Mannschaft ging bunt durcheinander. Jeder folgte seinem Vordermann, und da die Vordersten zum Smolensker Thor eingezogen waren, so dachte Keiner daran, abseit zu gehen, um durch ein anderes Thor hineinzukommen[1]). Es gab Gedräng und Schlägerei an jenem Thor, und der Einzug dauerte 24 Stunden, so daß die Mannschaft Victors, als wüste Haufe, erst am 9. einrückte. Bei der völligen Auflösung aller Ordnung war weder eine geregelte Vertheilung von

---

[1]) Das klingt fabelhaft. Glaublicher wäre, daß Loison die übrigen Thore sperren ließ um die Stadt nicht mit Menschen zu überschwemmen, denen das Nöthige zu verabreichen man nicht Hände genug hatte. Der Verfasser überläßt es dem Leser zu errathen, wie viele von den etlich und fünfzigtausend über die Berësina Gekommenen, Wilna erreicht haben mögen und ob noch ein Mann ein Gewehr trug. —

Anm. d. Uebersetz.

Lebensmitteln noch eine ordentliche Unterbringung möglich. Vorräthe waren genug da, aber sie wurden geplündert, anstatt regelmäßig in Empfang genommen zu werden. Während ein Theil sich an den Vorrathshäusern drängte, stürmten Andere in Wirths- und Kaffeehäuser und verlangten für ihr Geld Essen und Trinken. Da gab es bald dieselbe Unordnung wie in den Vorrathshäusern. Auf die Nachricht davon schlossen einige Wirthe ihre Häuser; da schlugen die Soldaten die Thüren ein. Kurz, Wilna hatte bald das Ansehen einer mit Sturm genommnen Stadt. Murat und Berthier waren ohnmächtige Zuschauer dieses Unfugs. Es ordnete und waltete niemand als der Generalchirurg Larrey, der die Kranken unterzubringen suchte, und der General Loison, welcher mit dem 19. Regiment (3000 Mann) zu Wilna in Besatzung geblieben war. Der Minister Maret war bereits dem Kaiser auf dem Weg nach Paris gefolgt.

Gegen Abend des 9. Decembers, wenige Stunden nach dem Einrücken der Leute Victors, erschienen die Kosaken Platows vor den Thoren der Stadt. Der General Loison rückte aus mit seinen 3000 Mann, um sie zurückzuweisen. Ney und der alte Lefebvre liefen durch die Gassen und riefen zu den Waffen. Der Oberbefehlshaber Murat begab sich in die Vorstadt jenseit der Wilia und ließ sagen, er würde nach Kowno abreißen und Anstalten treffen, das Heer hinter dem Njemen zu sammeln. Während Loison bis zur Nacht die Kosaken zurückhielt, bereitete sich, wer laufen konnte oder wollte, zur Flucht noch in derselben Nacht. Die erst im Lauf des Tages Angekommenen blieben fast alle zurück, aber auch viele Andere, die russische Ge-

fangenschaft dem Erfrieren vorzogen — im Ganzen etwa 20,000. Die Flucht ging über eine Anhöhe hinter der erwähnten Vorstadt. Einige Stück Geschütz wurden auf die Hälfte dieser Höhe gebracht und nicht weiter. Die Fuhrleute schnitten die Stränge ab und eilten davon. Die Geschütze rollten die glatte Schneebahn hinab. Weiter unten hielten Pulverwagen, Geldwagen und Wagen mit Kranken und verwundeten Officieren. Diese wurden ebenfalls von den Fuhrleuten im Stich gelassen. Die nachkommenden Flüchtlinge fielen über die Geldwagen her und nahmen, was sie forttragen konnten. Mancher, der tausend Franken in Silber erbeutet hatte, gab sie für hundert Franken Gold hin, da er mit ersterem doch nicht laufen konnte[1]). Uebrigens wurden diese Geldwagen bei weitem nicht ausgeleert, so daß für die Kosaken etwas erkleckliches übrig blieb. Der ganze von Maret in Wilna zurückgelassene Schatz hatte zehn Millionen betragen. Einige von den Geldwagen waren voraus und kamen glücklich nach Kowno. Mit den Geldwagen u. s. w. blieben auch die Fuhrwerke stehen, welche die Siegesbeute aus dem Kreml in Moskau und die erbeuteten russischen Fahnen enthielten.

Am Morgen des 10. Decembers räumte Loison die Stadt Wilna und zog sich mit seinem Regiment auf dem Weg nach Kowno zurück. Die Kosaken rückten hinter ihm ein. Die Wilnaer Juden brachten ihnen ihre Huldigung dar, indem sie die bei ihnen eingeleg-

---

[1]) Hieraus möchte abzunehmen sein, daß die Kälte bedeutend nachgelassen hatte. Bei 30 Grad wird niemand in Gold und Silber wühlen.

Anm. d. Uebersetz.

ten französischen Verwundeten zu den Fenstern hinausstürzten oder sonst umbrachten.

Obwohl der Weg von Wilna nach Kowno dreizehn Meilen lang ist, so kamen doch schon am 11. December die ersten Flüchtlinge an, die letzten am Abend des 12. Man gab ihnen gern die reichen Vorräthe Preis, da vorauszusehen war, daß sie vor Ablauf von drei Tagen den Russen in die Hände fallen würden. Die ausgefrornen Soldaten sprachen besonders den Branntweinfässern zu, Viele mit solcher Gier, daß sie auf der Gasse liegen blieben und im Rausch erfroren.

Am Morgen des 12. Decembers versammelte Murat in Kowno die Marschälle, mit Zuziehung den Generalintendanten Daru, zum Kriegsrath. Auf Befragen, wie viel ein jeder noch zur Verfügung habe, antwortete Lefebvre von der Garde seien noch 1500 Mann beisammen, darunter 500, die ein Gewehr loszudrücken vermöchten. Die andern Marschälle sagten einstimmig: Wir haben nicht einen einzigen Soldaten mehr. In Kowno lag eine Besatzung von Truppen der kleinsten Rheinbundfürsten, von Wilna her wurde Loison mit etwa noch 2000 Mann erwartet. Murat ergoß sich in Klagen über den unsinnigen Ehrgeiz seines Schwagers, der die Seinen ins Verderben gestürzt habe. Davout, der sich schon im Juni auf dem Marsch nach Wilna so viel über Murats Leichtsinn geärgert hatte, und im August bei Dorogobusch, wo er ihm seine leichte Reiterei zu Grunde richtete, in den heftigsten Streit mit ihm gerathen war, stopfte ihm das Maul mit der Bemerkung: "Ueber den Ehrgeiz Napoleons dürfen die am wenigsten sich beklagen, welche er zu Königen gemacht hat; für uns handelt sichs jetzt dar-

um, wie wir uns retten wollen, und das kann nicht dadurch geschehen, daß wir den Soldaten das Beispiel der Unbotmäßigkeit geben.“ Nach kurzer Besprechung einten sich die Versammelten dahin, daß Ney es übernehmen sollte, Kowno 24 Stunden lang zu behaupten, damit so viele Flüchtlinge wie möglich Zeit gewännen, über den Njemen zu entkommen. Dann möchte er sich nach Königsberg zurückziehen zum Anschluß an Macdonald, der aus Kurland zurückkam. Die Stämme der Regimenter (d. h. 30—40 Officiere, einige Unterofficiere und der Fahnenträger von jedem) sollten sich an folgenden Orten sammeln: in Danzig die von der Garde, in Thorn die von Davout und Junot, in Marienburg die von Oudinot und Saint-Cyr, in Marienwerder die von Eugen und die baierischen, in Warschau die von Poniatowski. Nach diesen Orten solle man die betreffenden Soldaten weisen. Ney bat sich den Beistand des Generals Gérard aus. Nachdem ihm dieser zugesagt war, machten sich alle übrigen Mitglieder des Kriegsraths und alle sonstigen Generale auf den Weg nach Königsberg.

Gegen Abend des 12. Decembers kam Loison mit 2000 Mann und zehn Stück Geschütz glücklich von Wilna in Kowno an. Ney bestimmte ihn zur Vertheidigung der Ufer der Wilia und des Njemen, falls der Feind versuchte, über die Eisdecke zu gehen. Die Brückenschanzen am Njemen und an der Wilia sollten die fürstlich reußischen und lippischen Truppen behaupten. Am Morgen des 13. erschienen die Kosaken mit ihren Schlittenkanonen an der Mündung der Wilia und beschossen die Brückenschanze am Njemen. Die Deutschen in der Schanze vernagelten ihre Stücke und

liefen davon, ihr Officier schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Ney und Gérard waren auf das Schießen herbeigeeilt, brachten eine Anzahl der Deutschen zum Stehen, ergriffen jeder ein Gewehr und gaben Feuer, um die Soldaten fortzureißen. Mittlerweile saßen 200 Kosaken ab, gingen über das Eis und rückten mit Schießgewehr auf die Brückenschanze los. Ney's Adjutant Rumigny führte eine Abtheilung von Loisons Regiment herbei, und trieb die Kosaken mit Flintenschüssen zurück. Ney und Gérard glaubten schon gewonnen Spiel zu haben, und umarmten sich freudig, als die Kosaken in größerer Zahl den Angriff erneuerten. Ney und Gérard widerstanden bis zum Abend. Da hatten sie nur noch 600 Mann übrig und ihre zehn Stück Geschütz. Mit diesen und den Geldwagen gingen sie gegen Mitternacht über den Njemen. Der Weg führte drüben eine Anhöhe hinauf. Während hier das Fuhrwerk nicht von der Stelle kam, erscholl plötzlich von der Höhe herunter das Hurrah von Kosaken. Nun lief, was laufen konnte, mit Zurücklassung von Wagen und Geschütz. Nur einige Mann blieben mit ihren Officieren bei Ney und Gérard. Diese wußten nichts besseres zu thun, als eiligst fortzureiten, längs den Fluß hinab, wo sie bald die Gumbinner Straße erreichten, die sie nach Königsberg führte.

Was noch von den 450,000 Mann übrig war, welche Napoleon seit einem halben Jahr unter seiner unmittelbaren Führung gehabt hatte, floh in zerstreuten Häuflein durch die Schneeebene von Polen. Nur die alte Garde bestand noch, aber von 7000 Mann auf 1471 bei ihrer Ankunft in Königsberg zusammengeschmolzen, darunter 500 im Stand einen Schuß zu

thun. Am 20. December überreichte ihr Befehlshaber Lefebvre dem Generalstab in Königsberg folgende Uebersicht der erlittenen Verluste. Bei der Räumung von Smolensk noch übrig 5962 Mann, davon auf dem Schlachtfeld (bei Krasnoje) verloren 528 Mann, an Erschöpfung gestorben 1377, vermuthlich erfroren oder gefangen 2586. — Von der jungen Garde war nichts mehr übrig. Außer der alten Garde und den Generalstäben befanden sich zu Königsberg in den Siechenhäusern an 10,000 Opfer der Kälte und nur wenige Verwundete. Ein Theil hatte erfrorne Glieder, andere waren mit dem pestartigen Frostfieber behaftet, von welchem auch der Generalchirurg Larrey angesteckt wurde, jedoch glücklicher Weise wieder genas. Allgemein betrauert wurde in Königsberg der Tod des Generalobersten der Artillerie Lariboisière und wenige Tage darauf der seines Nachfolgers Eblé. Der letztere kränkelte seit den übermenschlichen Anstrengungen, die er bei Studianka an der Beresina gemacht hatte. Von den hundert Mann, welche die Brücken aufgeschlagen hatten, lebten noch zwölf, von den andern 300 kaum achtzig.

Von den Truppen, welche Napoleon nach Rußland geführt, aber nicht unter seiner unmittelbaren Leitung gehabt hatte, waren noch als geordnete streitfertige Heerhaufen übrig 15,000 Preußen und Polen unter Macdonald auf dem Rückzug aus Kurland nach Preußen, und 40,000 Oestreicher, Sachsen und Franzosen unter Schwarzenberg auf dem Rückzug aus Schwarzrußland und Podleßie nach Polen. Schwarzenberg und Reynier hatten zum Schluß noch einen glänzenden Vortheil davon getragen, während Napoleon sein Heer

auf dem Rückzug von Moskau zu Grund richtete. Reynier war, wie früher (S. 63) angegeben, zu Ende Octobers aus Schwarzrußland der von Warschau kommenden Division Durutte entgegen gegangen, Sacken war ihm gefolgt, hatte ihn aber erst dann erreicht als er bereits verstärkt war, und hatte eine Schlappe davon getragen, darauf hatte Schwarzenberg sich seinerseits gegen Sacken gewendet und ihn genöthigt, mit Verlust von 7000 Mann nach Wolyn zurückzuweichen. Schwarzenberg hatte damals den besten Willen für Napoleon. Wäre offen mit ihm gesprochen worden, so hätte er am 28. November in Minsk sein und Tschitschákow in eine gefährliche Lage bringen können. Da ihm aber Maret immer schreiben mußte, beim Heere des Kaisers stehe Alles aufs Beste, so hatte er sich mit Reynier vorsichtig zwischen Slonim und Njeswij gehalten, seine Kräfte für den Augenblick versparend wo Napoleon von Boríßow her ihm den Admiral Tschitschákow in die Hände treiben würde. Erst auf die Nachricht von der Räumung Litthauens hatte er auch seinerseits mit Reynier den Rückzug angetreten.

Seit Ende Novembers hatte Kutúsow den Oberbefehl über alle russischen Heere übernommen und dem Grafen Wittgenstein vorgeschrieben, über Swenziany, dem Admiral Tschitschákow, über Oschmiana gegen Wilna vorzugehen, während er seine eignen Truppen langsam die Richtung nach Nowoj Troki nehmen ließ, um die Vereinigung Schwarzenbergs mit Napoleon zu verhindern. Was diese drei Heere ausführen sollten, hatte Platow mit seinen Kosaken allein bewerkstelligt, indem er Napoleons durch den Frost vom 6. December aufgelöstes Heer noch vor dem 14. December aus Litthauen hinaus trieb.

Das Heer, welches Napoleon im Frühjahr 1812 zwischen Rhein und Njemen gegen Rußland in Bewegung gesetzt hatte, betrug mit seinem Rückhalt 612,000 Mann mit 150,000 Pferden, die Oestreicher hinzugerechnet 648,000 Mann. Davon waren 456,000 zu Ende des Juni in Rußland eingerückt. Hinzugekommen waren während des Spätsommers und Herbstes das 9. Corps unter Victor mit 30,000, die Division Loison mit 12,000, die Division Durutte mit 15,000 Mann, endlich noch 20,000 Mann Nachschub. Die Gesammtzahl der in Rußland Eingerückten betrug also 533,000 Mann. Davon waren übrig zwischen Bug und Narew 40,000 Mann unter Schwarzenberg, in Kurland 15,000 unter Macdonald, in Polen auf der Flucht nach der Weichsel eine ungezählte Menge, von der später 30—40,000 wieder gesammelt worden sind. Demnach mußten 438,000 Mann in Rußland verloren gegangen sein, und da von diesen etwa 100,000 als Gefangene in den Händen der Russen waren, so müßte man an 340,000 Umgekommene rechnen. Aber man darf getrost annehmen, daß 40,000 Ausreißer längst wieder zu Hause waren. Dann blieben 300,000 im Kampf, durch Elend und Kälte Umgekommene. Die Schmeichler Napoleons vor und nach seinem Sturz haben die Franzosen über dies schauderhafte Menschenopfer mit der Bemerkung trösten wollen, daß die Mehrzahl der Geopferten keine Franzosen gewesen seien. Dies ist falsch. Der Antheil der Franzosen verhielt sich zu dem der Ausländer wie 2 zu 1. Ehrenhafter wäre es, jeden gefallenen Bundesgenossen als Franzosen zu zählen.

Was soll man nun zu der Unternehmung überhaupt sagen? Das Urtheil der Verständigen in aller Welt ist: Sie konnte nicht gelingen, selbst bei tadelloser Leitung, weil sie widersinnig war. Sie war nicht durch die Nothwendigkeit geboten. Der Streit mit England konnte dadurch zu Ende gebracht werden, daß alle Kräfte auf den spanischen Krieg gewendet und daß einige mehr lästige als nützliche Erwerbungen aufgegeben wurden. Angenommen selbst, der Friede mit England hätte sich auf diesem Wege nicht erlangen lassen, angenommen, Rußland würde früher oder später doch auf Seiten Englands getreten sein, dann würde es immer besser gewesen sein, den Russen die Rolle der Angreifer zu überlassen und sie an der Weichsel zu erwarten. Da hätte Napoleon 300,000 Mann von einer halben Millionen ihnen auf dem Schlachtfelde entgegenstellen können, während er an der Moskwá kaum 130,000 von 600,000 ins Feuer führen konnte. An der Weichsel geschlagen wären die Russen vollständiger besiegt gewesen als an der Düna oder an der Moskwá, die Aufsuchung der Russen in ihrem eignen Land, während sie in Polen abgewartet werden konnten, ist einer der größten Mißgriffe, welche in der Geschichte vorkommen. Dieser Fehlgriff hatte seinen Grund nicht in mangelhafter Beurtheilung der Schwierigkeiten, sondern in der Hast und Heftigkeit, welche kein geduldiges Abwarten erlaubte. Für einen Eroberer sind die Russen in ihrem Land unbezwinglich, aber sie sind es nicht für einen zur Behauptung der Unabhängigkeit geschlossenen Bund der europäischen Völker. Wenn diese Völker zur See angriffen oder auch selbst zu Land Schritt vor Schritt eindrängen, so könnten sie die

Russen in ihrem eignen Land überwinden, denn für eine eigne Sache fechtend brauchten sie nicht für ihre Sicherheit in ihrem Rücken besorgt zu sein. Nach Moskau zu ziehen und Deutschland voll Haß hinter sich zu lassen, war eine blinde Verwegenheit. Die Russen in Polen oder in Deutschland erwarten hieß sicheres Spiel auf Besiegung Rußlands und Niederhaltung Deutschlands.

War nun die Unternehmung von Grund aus unvernünftig, so war sie es noch insbesondere mit den Kriegsmitteln, welche dem Kaiser Napoleon im Jahr 1812 zu Gebot standen. Er hatte nicht mehr die Schaaren von Austerlitz und von Friedland. Diese waren größtentheils in Spanien zu Grunde gegangen oder auf dem Weg zu ihrer Vernichtung. Was von ihnen noch im Corps Davouts, in einigen alten Divisionen Neys, Oudinots und Eugens übrig war, fand sich vermengt mit Neulingen, die theils kräftig aber unfügsam, theils fügsam aber unkräftig waren. Beigegeben waren Verbündete, die sich gelegentlich gut schlugen und gelegentlich die Franzosen im Stich ließen. Mit 300,000 alten Soldaten, wie sie sich bei Davout fanden, würde Napoleon weiter gekommen sein, als mit dem Gemengsel von 600,000. Die Schwierigkeit der Ernährung wäre dann nur halb so groß gewesen, und hätte man die Leute ernährt, so würden sie bei der Fahne geblieben sein. Im Jahr 1807 war mit ausgezeichneten Soldaten eine Niederlage nur mit genauer Noth zu vermeiden, weil diese Soldaten bis an den Njemen geführt waren. Der Versuch, im Jahr 1812 noch einmal so weit zu gehen mit Soldaten, die nur halb so viel werth waren,

konnte nicht anders als unglücklich ausfallen. Hier springt es in die Augen, daß das Spiel der Herrschsucht, bei welchem Napoleon den Neigungen der Völker mit zugerafften und unvollständig verbreiteten Mitteln aller Gewalt anthun wollte, zu Ende gehen mußte. Er war an der äußersten Grenze der Schwierigkeiten und der Mittel ihnen zu begegnen angekommen. Jene wurden unüberwindlich, diese gingen aus. Erst hatte er die Wuth der Spanier entflammt, welche die besten Kräfte Frankreichs verzehrte, dann schritt er über den unterhöhlten Boden Deutschlands dahin, unter welchem das Feuer verhaltenen Ingrimms glomm, und forderte die Wuth der Russen heraus, zur Brandfackel zu greifen. Und nun wollte er der offenen oder verhehlten Empörung der Gemüther in Europa kaum ausgebildete, kaum eingereihte Soldaten gegenüberstellen, ein Gemeng aus feindseligen Völkern, Leute die durch das bloße Gefühl der Soldatenehre an seine Fahne gefesselt waren und die sie so verließen, wenn dies Gefühl es ihnen erlaubte. So hatte er die Schwierigkeit der Ueberwindung aller möglichen Abneigungen auf die Schwierigkeiten der Entfernung gehäuft und beide wollte er mit Mitteln überwältigen, die scheinbar größer, in Wirklichkeit aber schwächer waren als seine früheren. Kurz, das Unternehmen gegen Rußland war eine Ueberspannung aller Kräfte, ein thörichtes Spiel der durch langes Glück berauschten, durch kein Mißgeschick zu bessernden Herrscherlaune, eine Seifenblase voll glänzender Traumbilder, die alsbald in Nichts zerann.

Was bei der Ausführung als verfehlt erscheint, verräth nirgends einen Mangel an Feldherrngabe, aber

überall das Bewußtsein ein gewagtes Spiel zu treiben, welches nur durch große Gunst des Glückes gelingen könne, und welches schnell zu Ende gespielt werden müsse, damit nicht dem Eintritt gefährlicher Wechselfälle Raum gegeben würde. Daher die Hast von Anfang bis zu Ende, in Folge der Hast Uebereilung und in Folge der Uebereilung nothwendige Zögerungen. Das hastige Vorgehen nach Wilna ohne die erforderlichen Lebensmittel und Geschütze machte ein achtzehntägiges Stillliegen nöthig, welches den Russen Zeit gab, sich zu besinnen, die Gefahr ihrer Lage zu ermessen und sich ihr zu entziehen. So schön also auch der Plan der Umgehung des Lagers von Drissa angelegt war, er mißlang, weil die Russen der Ausführung zuvorkamen. Sie würden es schwerlich gekannt haben, wenn Napoleon sich mit seinem Uebergang über den Njemen hätte gedulden können bis Eugen und Hieronymus den ihrigen bewerkstelligt hätten. Der Uebergang am 24. Juni bei Kowno war an sich nicht zu früh, aber der bei Prenn und der bei Grodno waren zu spät und diese Verspätung war wieder durch die Zögerung der Oestreicher geboten. Die Bewegung in einer geraden Linie von Kowno bis Brzesc war vollkommen den Regeln der Feldherrnkunst gemäß, denn bei ihr dienten Napoleon, Eugen und Hieronymus einander wechselseitig zur Deckung und Stützung. Wurde diese Linie eine schräge von Wilna bis Brzesc, so kam gleich einer der Grundfehler der Unternehmung zu Tag, nämlich daß Napoleon um das Ungeheure zu bewerkstelligen, sich von dem guten Willen eines lauen Bundesgenossen abhängig machen mußte. In Folge dieses kleinen Umstandes kam Eugen zu spät um Tutschkow,

Schuwálow und Doktorow zu überraschen, zu spät um den Weg nach Witebsk zu sperren, und Hieronymus erschien nicht früh genug um Bagration zum Stehen zu bringen, nicht früh genug, um ihn im Verein mit Davout bei Bobruisk zu erdrücken. Bagration hätte nun wenigstens bei Smolensk an seiner Vereinigung mit Barclay gehindert werden können, wenn Napoleon nur drei Tage statt zwölf in Witebsk geweilt hätte. Diese Zögerung war aber nothwendig, um der beginnenden Auflösung seines Heeres zu begegnen und diese Auflösung hatte ihren Grund theils in seiner schlechten Zusammensetzung, theils in Mangelhaftigkeit der Zugkräfte, wovon der tiefere Grund wieder in dem Bedürfniß lag, für Ueberwindung der Raumschwierigkeiten recht viele Menschen und Thiere ohne Auswahl anzuwenden. Nach der Vereinigung Barclays mit Bagration war der Plan zu ihrer Ueberflügelung bei Smolensk wieder ganz gut angelegt, aber das Bedürfniß einer schnellen Entscheidung trieb zur Annahme des Kampfes vor Smolensk. Dasselbe Bedürfniß führte dann über Smolensk hinaus nach Borodinó. Hier war die Entscheidung geboten, aber Napoleon durfte sie nicht suchen, weil man 400 Meilen von Haus entfernt nicht seinen Rückhalt aufs Spiel setzt. In Moskau hatte er den vortrefflichen Plan des Zugs nach Welikí Lukí entworfen aber er zögerte mit der Ausführung, weil er zu fest auf den Frieden hoffte und er hoffte zu fest auf Frieden, je lebhafter er in der großen Entfernung von Paris die Verkehrtheit seines Unternehmens fühlte. Er suchte abermals eine Entscheidung in einer Schlacht, aber auf einem Boden, wo das Geschütz den Ausschlag geben könnte, aber Kutúsow bot

sie nicht. Das Spiel in Rußland war verloren. Von nun an galt es ihm, schneller aus Rußland herauszukommen als die Nachricht von seinem verlornen Spiel. Diese Hast ließ ihn nicht einmal die Auflösung seines Heeres auf dem Rückzug von Malo Jarosláwez bis Smolensk beachten. Um dieser zu begegnen wollte er von Smolensk an einen geregelten Rückzug abtheilungsweise von Haltstatt zu Haltstatt machen, wo die Truppen gehörige Nahrung und Unterkunft fänden. Aber die Abtheilungen waren zu schwach, um den Widerstand eines in den Weg tretenden Feindes zu hindern; bei Krasnoje rettete sich Eugen nur unter dem Schutz der Nacht und Neys Corps ging verloren. Die Hast des Rückzugs von Smolensk hatte eine so auflösende Wirkung, daß sie auch von Orscha an durch nichts mehr gut gemacht werden konnte. Die Eile, nach Wilna zu kommen ließ von nun an die Hülfe Schwarzenbergs gegen Tschitschákow und den guten Weg von Boríßow über Minsk verschmähen, auf welchem eine Wiederherstellung des Heeres möglich gewesen wäre. Von Studianka bis Smorgonje machte dann die Auflösung solche Fortschritte, daß Napoleon sie als vollendet betrachtete und seine Person nach Paris rettete. Die Befähigung Napoleons zum Feldherrn war dieselbe wie früher, da er aber seine Feldherrlichen Berechnungen seinen Herrscherberechnungen unterordnete und da er sich als Herrscher eine Stellung gegeben hatte, die ihn dem Hasse der Völker in seinem Rücken aussetzte, so mußte er erst rasche glänzende Ergebnisse um jeden Preis erstreben, um sich durch einen schnellen Frieden in seiner Stellung zu behaupten, und als dies nicht gelang, mußte er selbst sein Heer der Berechnung auf-

opfern, schneller als die Kunde von der Verunglückung seines tollen Unternehmens nach Paris zu gelangen. Es wird schwer halten, in dem Feldzug nach Rußland und auf dem Rückzug von Moskau einen Fehlgriff Napoleons nachzuweisen, der nicht im Grund eine nothwendige Folge der Verkehrtheit des ganzen Unternehmens von vorn herein gewesen wäre. Was einen so hellen Kopf wie Napoleon zu so verkehrten Unternehmen bestimmen konnte, war die Vermessenheit, der Welt gegenüber alles zu wagen, das Recht, die Gefühle der Völker für Spielwerk seiner Willkür, und das Blut von Hunderttausenden für ein wohlfeiles Mittel zur Erreichung des Zieles seiner maßlosen Wünsche zu achten. Napoleon als verstandesschwach zu betrachten verräth Verstandesschwäche. Er bleibt ein großes Beispiel der Verblendung, zu welcher schrankenlose Macht den höchsten Verstand führen kann. So ist er den Völkern und den Fürsten zur Lehre und Warnung gegeben. Er verliert dabei nichts von seiner Größe als Feldherr und als Gebieter, und die Opfer seiner Ehrsucht behalten den Ruhm ausgezeichneter Krieger.

Anhang.

Erste Anmerkung.

Zu Seite 35 über den Abzug von Moskau.

Sowohl die französischen wie die ausländischen Geschichtschreiber nehmen insgesammt an, daß Napoleon von Moskau ausgezogen sei mit dem festen Entschluß, nicht mehr zurückzukehren, sondern vielmehr sein Heer nach Polen zurückzuführen, und daß er die alte Heerstraße nach Kaluga eingeschlagen habe mit der vorgefaßten Absicht, auf die neue überzugehen, sich durch Ueberraschung des wichtigen Punktes Malo Jaroslawez zu bemächtigen, und sich damit den Weg durch die reiche Landschaft Kaluga nach Polen zu sichern. Selbst der Baron Fain, der doch von einem Theil des Briefwechsels Napoleons Kenntniß hatte, ist dieser Ansicht, deren Irrigkeit aus dem bisher unbekannt gebliebenen Theil jenes Briefwechsels nachzuweisen ist. Bei der bisher herrschenden Ansicht, bleibt es räthselhaft, warum Napoleon so lange in Moskau geblieben ist. Die wahre Ursache dieses langen Aufenthaltes ist in dem Widerwillen des Kaisers gegen eine rückgängige Bewegung zu suchen. Dieser Widerwille war so groß, daß er beim Abzug von Moskau nicht vorhatte, diese Hauptstadt zu räumen, sondern eine Vorwärtsbewegung gegen den Feind zu machen. Ferner schließt die herrschende Ansicht den Vorwurf ein, Napoleon habe einen Umweg genommen, habe auf demselben zwei Tage verloren und mit diesen zwei Tagen die Möglichkeit, den Ort Malo Jaroslawez am 22. oder 23. October ohne Schwertstreich in seine Hände zu bekommen, womit ihm die ungehin-

derte Erreichung von Kaluga gesichert gewesen wäre. Nun läßt sich aber nachweisen, daß Napoleon von Moskau ausrückte mit der Absicht, gerade auf den Feind loszugehen, nicht ihm auszuweichen. Um dem Feind sicher auszuweichen, mußte er ihn freilich bei Tarutino festhalten, dazu brauchte er aber nicht sein ganzes Heer auf die alte Kalugaer Straße zu führen, dazu genügte Murat, während er selber gleich von Moskau aus die neue Straße einschlug. Seine Absicht, gerade auf den Feind loszugehen erklärt auch die Zurücklassung Mortiers in der Hauptstadt. Daß Napoleon an Ort und Stelle angelangt, diese seine Absicht aufgab erklärt sich einfach daraus, weil er den Feldmarschall Kutúsow im offenen Feld zu treffen und zu schlagen gehofft, nicht aber sich vorgenommen hatte, sein Lager zu stürmen und eine Wiederholung der Schlacht bei Borodinó zu liefern. Er gab also seine nächste Absicht auf, weil die Voraussetzung, in der er sie gefaßt hatte, nicht eintraf. Blieb nun seine weitere Absicht die, nach Kaluga zu kommen, so war die Einschlagung des Querweges von Gorki über Ignátowo das einzig zweckmäßige Mittel, auf die noch offene neue Heerstraße zu kommen, nach Einschlagung dieser neuen Straße aber war die Stellung Mortiers in Moskau nicht mehr haltbar; daher der Befehl an diesen zum Abzug.

Die Beweise für diese Darstellung der Absicht, mit welcher Napoleon Moskau verließ, finden sich in einer Reihe von Briefen und Befehlen, die in den Reichsarchiven aufbewahrt sind.

An Murat und an Junot hatte Napoleon seit dem 18. October wiederholt geschrieben: „Ich werde ausrücken, um den Feind zurückzutreiben. . . Ich werde gegen den Feind ausziehen."

Unterm 18. October schreibt Berthier an Murat: „Der Kaiser hat heut Nachmittag seine Pferde abgehen lassen. Uebermorgen wird

das Heer bei Ihnen eintreffen, um auf den Feind loszugehen und ihn zu verjagen."

An demselben Tag schreibt Berthier an den Generalintendanten des Heeres: „Ich benachrichtige Sie, daß der Kaiser heut Abend sein Hauptquartier in die Kalugaer Vorstadt verlegt, damit er morgen das Heer gegen den Feind in Bewegung setzen kann."

Den 20. October, Morgens acht Uhr, schreibt Berthier an Junot: „Der Kaiser ist diesen Morgen abgegangen, um mit dem Heer gegen den Feind zu ziehen, der zwischen der Nara und der Pakra auf der Kalugaer Heerstraße steht."

Zur Erläuterung der folgenden Beweisstelle erinnern wir, daß schon seit geraumer Zeit die Division Broussier mit der Reiterei Ornanos zu Fominskoje auf der neuen Kalugaer Heerstraße stand. Hätte Napoleon schon am 18. October die Absicht gehabt, auf dieser neuen Straße über Malo Jaroslawez nach Kaluga zu kommen, so würde ihm gewiß nicht eingefallen sein, diese neue Straße dem Feind völlig freizugeben und an Murat schreiben zu lassen: „Der Kaiser wird zu Ihnen kommen. Die Division Broussier steht nebst dem General Ornano zu Fominskoje. Schicken Sie ihr die erforderlichen Befehle, sich dahin zu wenden, wo die Bewegungen des Feindes es nothwendig machen, sei es nach Wóronowo, sei es nach Desna."

Vielmehr würde er dann gewiß eine Division von Moskau nach Desna abgeschickt haben.

Aus allen diesen Stellen ergibt sich mit Gewißheit, daß Napoleon von Moskau abging mit der Absicht, den Feind anzugreifen und vor sich her zu treiben, nicht aber, ihm aus dem Weg zu gehen, und so erklärt es sich, wie er den Marschall Mortier in Moskau lassen konnte.

Eine zweite Frage ist: Hatte Napoleon die ernstliche Absicht, den Marschall Mortier längere Zeit in Moskau zu lassen?

Für diese Absicht spricht ein langer Brief vom 18. October, in welchem er dem Marschall befiehlt, sich mit 10,000 Mann dort festzusetzen, sich zu verschanzen, sich Lebensmittel für mehre Monate anzuschaffen u. s. w. Man wird vielleicht entgegnen: Dieser Brief war eine Finte. — Aber, fragen wir, wer hätte denn mit dieser Finte getäuscht werden sollen? Da der Brief nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, sondern lediglich für Mortier, so wäre dieser der zu Täuschende gewesen. Dieser Gedanke ist so widersinnig, daß man ihn, um ihm einige Wahrscheinlichkeit zu geben so fassen mußte: Die Zurücklassung Mortiers in Moskau war eine Finte, um die öffentliche Meinung in Europa auf einige Tage über die wahre Bedeutung des Abzugs von Moskau zu täuschen. Hätte aber Napoleon bloß eine solche Finte machen wollen, so würde er sich die Zeit und Mühe erspart haben, dem Marschall genaue Anweisung zu geben, wie er den Kreml zu befestigen und zu vertheidigen habe. — Ein weiterer Beweis der ernstlichen Absicht, Moskau zu behaupten, liegt darin, daß Napoleon am 18. October den Marschall Mortier anwies, die fortzubringenden Verwundeten in den Kreml aufzunehmen, und am 20. ihm befahl, dieselben mitzunehmen, selbst mit Verwendung der Pferde des Generalstabs, und dabei bemerkte, in Rom werde derjenige belohnt, welcher einen Bürger rette. — Hätte Napoleon auch die Räumung des Kremls nach wenigen Tagen von vornherein beabsichtigt, so würde er die Verwundeten schon am 19. October in der Richtung nach Smolensk haben fortschaffen lassen, was ein offenbarer Vortheil gewesen wäre, denn ihre Fortschaffung am 23. konnte die Rückzugsbewegung Mortiers nur erschweren.

Ganz in Uebereinstimmung mit dem am 18. October an Mortier erlassenen Befehl ist folgender gleichzeitige Brief Berthiers.

„Der Generalquartiermeister an den Generalintendanten.

„Der Kaiser befiehlt, daß die mit Lebensmittel be„ladenen Heerwagen und die Krankenwagen morgen früh „bei Tagesanbruch oder auch schon in der Nacht auf dem „großen Platz bei den Obelisken am Kalugaer Thor zu„sammengebracht seien. Ich benachrichtige Sie, daß der „Kaiser diesen Abend sein Hauptquartier in die Kalugaer „Vorstadt verlegt, damit er im Stande sei, das Heer „morgen gegen den Feind in Bewegung zu setzen. Ich „empfehle Ihnen, die bestimmtesten Befehle zu erlassen, „daß alle in den Siechenhäusern zurückgebliebenen Kran„ken morgen ins Findelhaus gebracht werden, wie ich „Ihnen bereits geschrieben habe.

„Der Kaiser läßt den Marschall, Herzog von Tre„viso mit seinem ganzen Corps zurück zum Schutze des „Kreml und der Vorrathshäuser. Das Hauptquartier „der Intendanz mit Allem, was zu dieser und zum „Schatze gehört, hat sich auf morgen Abend zum Ab„gang bereit zu halten. Die Division des Generals „Roguet wird ihm das Geleit geben.

„Es ist die Absicht des Kaisers, daß Sie einen „Oberkriegscommissär und einige Kriegscommissäre vor„schlagen, ferner einen Vorsteher der Krankenanstalten und „ärztliche Beamte, jene für die Verwaltung der Vorräthe, „diese für die Pflege der nicht fortzubringenden Kranken, „welche alle ins Findelhaus werden gebracht werden.

„Da der Kaiser die Absicht hat, hierher „zurückzukommen, so werden wir die haupt„sächlichsten Vorräthe an Mehl, Hafer und „Branntwein bewahren. Alle oben bezeichneten „Beamten haben ihre Wohnung im Kreml zu nehmen,

„und der Oberkriegskommissär hat die Befehle des Her-
„zogs von Treviso einzuholen.“

Hieraus geht mit Gewißheit hervor, daß Napoleon am 18. October 1812 zwei Dinge wollte: 1) gegen den Feind ausrücken, 2) den Marschall Mortier zu Moskau in Besatzung lassen.

Am Abend des 20. October änderte er auf dem Schloß Troizkoje seine Entschließung. Anstatt gerade gegen den Feind vorzugehen, wendet er sich rechts auf die neue Kalugaer Heerstraße, und in Folge dieser geänderten Entschließung schreibt er dem Marschall Mortier vor, den Kreml zu räumen und den Weg nach Werscha einzuschlagen, um zu ihm zu stoßen. Daß die Entschließung eine plötzliche war geht aus dem Ton der Befehle hervor, die eine Widerrufung früherer Befehle enthalten.

Der Wechsel der Entschließung erklärt sich ganz einfach so. An Ort und Stelle angelangt sieht Napoleon, daß die Russen fest auf der alten Straße nach Kaluga stehen bleiben wollen. Auf dieser Straße könnte er sein Ziel nur mittels einer Schlacht erreichen, welche ihm 10 — 12,000 Verwundete mitzuführen gäbe. Er zieht es vor, unbemerkt von ihnen die neue Straße einzuschlagen. Aber damit käme das unversehrte russische Heer zwischen ihn und Mortier zu stehen. Also gibt er diesem den Befehl, Moskau zu räumen.

Mithin war die anfängliche Zurücklassung Mortiers kein leerer Schein, neben der einzigen wirklichen Absicht, den Abzug des Marschalls einige Tage später folgen zu lassen. Eben so wenig war der Zeitverlust von zwei Tagen in Folge des Einschlagens der alten Heerstraße und nachher des Querwegs über Ignátowo eine Strafe grober Unbedachtsamkeit, sondern eine Wirkung des Wechsels der Entschließungen, welche, eine wie die andere, in den Umständen begründet waren.

Anmerkung des Uebersetzers.

Sowohl Thiers wie die anderen Geschichtschreiber nehmen an, daß Napoleon von Moskau ausgerückt sei mit der bestimmten Absicht, nach Kaluga zu gehen und zwar wie Thiers meint, um dort zu überwintern, wie die andern meinen, um von dort nach Polen zurückzukehren. Sichere Beweise für diese Absicht werden von keiner Seite beigebracht. Der eine wie die andern müssen gestehen, daß die Russen bei Malo Jarosláwez dem Kaiser Napoleon einen Strich durch die Rechnung gemacht und ihn auf seine alte Smolensker Straße zurückgewiesen haben. Die Mehrzahl gibt ihm dabei Schuld, durch Unbedachtsamkeit zwei Tage Zeit verloren und durch diesen Zeitverlust sich die Schlappe zugezogen zu haben. Von diesem Vorwurf reinigt ihn Thiers, er ergeht sich aber in seiner Darstellung in überschwänglichen Lobeserhebungen des großen Geistes, der mit seinem Flankenmarsch über Ignátowo ein unvergleichliches Manöver gemacht habe, das, wenn es gelungen wäre, den russischen Feldmarschall dem Gelächter Europas preisgegeben haben und dem Gewinn einer großen Schlacht gleichzuachten gewesen sein würde. Das herrliche Manöver wäre auch um ein Haar gelungen, denn Kutúsow sei in merkwürdiger Verblendung bei Tarutino stehen geblieben. Aber zufällig sei dasselbe von Doktorow und von den russischen Streifern entdeckt worden, und anderseits habe Napoleon einen zu großen Troß und zu große Massen zu bewegen gehabt, als daß er so rasche Bewegungen hätte machen können, wie in Italien. — Der Grund der zu großen Massen zerfällt in sich, sobald man sich erinnert, daß Napoleon eine zu große Zahl von Geschützen darum mitnahm, weil er wußte, daß seine Massen im Vergleich mit den russischen nicht groß genug waren. Hätte Thiers gesagt — „eine zu große Masse Geschütz" — dann hätte er Recht. Die angebliche Verblendung Kutúsows ist ebenfalls erträumt, denn schon am 21. October, also an dem Tag, wo das unvergleichliche Manöver begann, mußte er seine Späher ausgeschickt haben, da diese es am 22. wahrnahmen, und ihm schon am Morgen des 23. gemeldet hatten. Kurz die Täuschung, welche Thiers seinen Lesern bereitet, indem er sie einige Augenblicke das Gelingen hoffen läßt, ist für kleine Kinder, macht aber den tra-

gischen Effect der Schlappe bei Jaroslawez um so größer. Die wahre Geschichte verschmäht solche Effecte und läßt die erschütternde Wirkung großer Unfälle aus einer ungeschminkten Darstellung hervorgehen. Man wird der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man die feste Absicht Napoleons, nach Kaluga zu gehen, insolange dahin gestellt sein läßt, bis sie unwiderleglich nachgewiesen ist, denn weder der Marsch nach Malo Jaroslawez, noch das Bestellen einer Division nach Jelnia sind ein genügender Beweis. Daß Napoleon noch am 13. October für den Rückzug nach Witebsk war, geht aus der Abstimmung Berthiers, Mortiers und Eugens hervor. Es scheint, daß er nur ungern die Richtung nach Kaluga einschlug, und daß die Fleischtöpfe dieses russischen Aegyptens für ihn nicht so lockend waren wie für seine Soldaten. Bis zum 18. October war seine Rechnung auf Erlangung des Friedens gestellt. Diesem ersehnten Ziel sollte der Rückzug nach Witebsk als Unterstützung der gewünschten Bewegung Victors nach Weliki Luki ihn näher führen. Der Ueberfall bei Winkowo gab der Friedeshoffnung einen starken Stoß. Wenn aber das Gelingen dieses Ueberfalls die Russen aus ihrer festen Stellung in eine Ebene führte, wo Napoleon seine überlegene Feldherrngabe gegen sie entwickeln konnte, so stand der Gewinn einer Feldschlacht und neue Friedenshoffnung in Aussicht. Nehmen wir an, daß diese Aussicht Napoleon zum Ausrücken aus Moskau bestimmte, so halten wir den leitenden Friedensgedanken fest, ohne Ueberspringen auf den neuen einer Herausfütterung in Kaluga, welcher jedenfalls nur untergeordnet sein konnte. Ohne Zweifel würde Napoleon gesucht haben, den besiegten Kutúsow recht weit hinter Kaluga zurückzuwerfen und den Reichthum der umliegenden Landschaft für sich auszubeuten, und zwar würde die Zurückwerfung Kutúsows die Hauptsache für ihn gewesen sein. Sobald aber die Gelegenheit, das russische Hauptheer zu besiegen, sich nicht bot, trat gewiß der Gedanke eines Rückzugs nach Witebsk wieder in den Vordergrund. Dieser Rückzug würde im glücklichsten Fall wahrscheinlich auch von Kaluga aus gemacht worden sein, denn an eine Ueberwinterung in Kaluga zwischen Kutúsow und Tschitschákow konnte Napoleon kaum denken. Nehmen wir aber an, Napoleon entschloß sich schon am Abend des 20. October in Troizkoje zum Rückzug nach Witebsk, d. h. zunächst nach Smo-

lensk, so wird man fragen: Warum ging er denn nicht geradeswegs über Fominskoje auf die Smolensker Straße? Warum eilte er nach Malo Jaroslawez in der Richtung nach Kaluga? Die natürliche Antwort ist: Um die Russen aus ihrem Lager hinter der Nara zu ziehen. Sobald Napoleon südlich von Malo Jaroslawez stand, schwebte Kutúsow in Gefahr, die Mund- und Kriegsvorräthe, welche er aus Kaluga bezog, in die Hände der Franzosen fallen zu sehen. Um dies zu verhindern, mußte er entweder eine Schlacht auf der Ebene bei Malo Jaroslawez liefern — und die konnte Napoleon hoffen zu gewinnen — seinen Mangel an Reiterei durch eine Unmasse von Geschütz ersetzend — oder er mußte nach Kaluga zurück, um die Vorräthe dieser Stadt zu bergen oder zu vernichten. Ein Rückzug Kutúsows nach einer verlornen Schlacht bei Malo Jaroslawez oder ohne Schlacht würde den Franzosen einen großen Vorsprung zum ungestörten Rückzug nach Smolensk auf dem kürzesten Weg von Malo Jaroslawez gegeben, oder auch ihnen den Weg nach Kaluga geöffnet haben, von wo dann ohne Zweifel bald der Rückzug nach Smolensk und Witebsk würde angetreten worden sein. Dieser Plan wurde dadurch vereitelt, daß Napoleon um zwei Tage zu spät nach Malo Jaroslawez kam, daß Kutúsow sich nicht genöthigt sah, ohne Schlacht nach Kaluga zurückzugehen, daß vielmehr die Russen mit acht Bataillonen in das Städtchen kamen, während er nur zwei darin hatte, mit mehren Divisionen, als er ihnen nur eine entgegenzustellen hatte, mit 100,000 Mann als ihm nur 50,000 zur Hand waren. Das Treffen bei Malo Jaroslawez entspann sich unter Umständen, wo die Seinen eine Höhe unter feindlichem Flankenfeuer zu stürmen hatten, und seine Rechnung war gewesen, auf ebenem Boden und mindestens mit gleichen Streitkräften eine Schlacht zu liefern. In dieser Lage konnte es ihn keine Ueberwindung kosten, auf den Marsch nach Kaluga zu verzichten. Die Russen in ihrer neuen festen Stellung anzugreifen, konnte ihm nicht einfallen. Er mußte sich glücklich schätzen, sie in der Richtung nach Kaluga entfernt zu sehen, und um recht weit aus ihrem Bereich zu kommen, nahm er den Rückweg nach Smolensk über Moschaisk und Gschat statt über Jelnia.

Recht erbaulich für gläubige Leser ist es, wenn Thiers zu verstehen gibt, Napoleon habe sich nur durch den Gedanken, noch

10,000 Verwundete zu bekommen, die er nicht fortbringen könnte, von seinem Vorhaben, eine neue Schlacht auf der Kalugaer Straße zu liefern, abwendig machen lassen. Dazu paßt der Seufzer: „Ach, wenn Der hätte voraussehen können, wie vielmal 10,000 in weniger als zwei Monaten auf dem Rückzug jämmerlich zu Grund gehen würde, da hätte er gewiß die Schlacht gewagt!“ — Wir Ungläubige unterscheiden zwischen Vorwand und Grund. Das Wagen verbietet sich von selbst, wo die Gelegenheit fehlt.

Es scheint demnach festzustehen, daß Napoleon seit dem Abmarsch von Moskau stets den Gedanken eines Rückzugs nach Smolensk (im glücklichen Fall über Kaluga) festhielt, und daß er eine längere Behauptung Moskaus nur für den kaum zu hoffenden Fall einer vollständigen Niederlage Kutúsows in Aussicht genommen hatte. Diese Ansicht hält die Mitte zwischen der gewöhnlichen und zwischen der von Thiers, in welcher der Gedanke einer beabsichtigten Ueberwinterung in Kaluga so unglaubwürdig hervortritt. In dieser Ansicht liegt nirgends ein Vorwurf für Napoleon, ausgenommen der allgemeine: Indem Napoleon Wünschen nachhing, deren Verwirklichung er mit aller Kunst nicht herbeiführen konnte, verlor er eine kostbare Zeit, und dieser Zeitverlust entschied sein Verderben. Vom 1. — 18. October wartete er in Moskau den Frieden als eine Gunst des Glücks ab, anstatt nach Welij zu ziehen; vom 19. — 26. October lief er einer glücklichen Gelegenheit zur Ueberwältigung Kutúsows nach, anstatt nach Smolensk zurückzueilen. Die letzten verlornen acht Tage waren entscheidend für die Vernichtung seines eignen Heeres. Thiers hat ganz Recht, wenn er ihn während des Rückzugs von Gorodnia nach Smolensk (26. October bis 9. November) fast als geistesabwesend schildert. Napoleon hätte wissen sollen, daß der weiteste Umweg ihn nicht vor der Verfolgung durch eine Masse von Kosaken schützen konnte, denen er keine hinreichende Reiterei mehr entgegenzustellen hatte, daß die Erhaltung seines Restes von Reitern schlechterdings die Einschlagung eines Wegs erforderte, wo sich Nahrung für Menschen und Vieh fand, also über Jelnia, wie Davout wollte, daß er mit ausgehungerten Pferden seine 600 Stück Geschütz sammt Geschoßwagen nicht nach Smolensk bringen konnte, daß diese vielen Geschütze ihm in einer Feldschlacht auf der Straße über Jelnia helfen konnten, nicht aber in ewigen

Nachtrabsgefechten auf einem hastigen Rückzug über Gschat. Daß Geschütz ohne Geschoß eine schädliche, hinderliche Last ist, daß, wer seine Soldaten dem Hunger, der Kälte, seine Verwundeten dem Feind preisgibt, das beßte Heer allmählig in unnützen, schwer beweglichen Troß verwandelt und je mehr er eilt, je weniger vorwärts kommt. Als Feldherr war Napoleon von Gorodnia bis Smolensk geistesabwesend; er rechnete nur noch als Kaiser, der seinen Thron in Gefahr sah, wenn er nicht schnell aus Rußland herauskam.

Zweite Anmerkung.

Zu Seite 104 über die Schlacht bei Krasnoje, am 17. November 1812.

Man begreift nicht, wie Buturlin im Ernst so übertriebene Ziffern von den Verlusten der Franzosen geben kann, wie wir sie fast auf jeder Seite seines an sich schätzbaren Buches finden. Wenn man sie zusammenzählt und von der ursprünglichen Truppenzahl Napoleons abzieht, so bleibt schon bei der Ankunft zu Wjäsma am 3. November kein Mann übrig. Nach Buturlin (Band 2, S. 229) sollen am 18. November vom Corps Neys 8500 Mann sich ergeben haben und 3500 während des Gefechts gefangen genommen worden sein, ganz abgesehen von den Getödteten. Da man nun als gewiß annehmen darf, daß Ney wenigstens tausend Mann todt auf dem Schlachtfeld ließ, so müßte sein Gesammtverlust 13,000 Mann betragen haben. In Wirklichkeit aber waren die vier Divisionen Ledru, Razout, Marchand nnd Ricard, die er am 17. Novemıber aus Smolensk führte, zusammen kaum 7000 Mann stark. Wie mußte er es da anfangen, um am folgenden Tag 13,000 davon zu verlieren? — Zwei Seiten weiter sagt Buturlin: Am 16., 17. und 18. November hätten die Franzosen im Ganzen 26,000 Mann an Gefangenen, 10,000 an Todten (Ertrunkene mitgerechnet) und Verwundeten, und 228 Stück Geschütz verloren. Nach dieser Rechnung

hätte kein Mann die Berësina erreichen können. Das französische Heer zählte beim Ausrücken aus Smolensk 36,000 Streitbare und etwa 30,000 Nachzügler. Nach den Unglückstagen bei Krasnoje hatte die Garde noch etwa 8000 Mann übrig, Eugen 3000, Davout 8000, Ney 1500, Poniatowski und Junot 2500, blieben also im Ganzen noch 23,000, so daß der Verlust an Streitbaren für das ganze Heer Napoleons höchstens 13,000 Mann betragen konnte, gerade so viel wie Buturlin auf Ney alleinrechnet. Nun wollen wir weiter zugeben, daß von dem Haufen der Nachzügler 7—8000 weggefangen wurden, so kommt höchstens ein Verlust von 21,000 Mann heraus, und nicht von 36,000 wie Buturlin will. An Geschütz hatte das französische Heer von Smolensk bloß 150 Stück mitgenommen; wie hätte es 228 verlieren können? — Es wäre kindisch, wenn wir unsere großen Verluste in Abrede stellen wollten; aber eben so kindisch ist es, sie in einer Weise zu übertreiben, daß für spätere Aufzählungen nichts mehr übrig bleibt.

Buturlin nennt die Treffen am 16., 17. und 18. November Meisterstücke der russischen Kriegskunst. Es ist wahr, daß die Russen in denselben große Vortheile erlangten; aber ihr Ruhm ist deßwegen nicht so groß. Mit 50—60,000 Mann, denen es an nichts fehlte, die namentlich eine ungeheure Masse von Geschütz hatten und eine so vortheilhafte Stellung, hätten sie, wo nicht das ganze französische Heer aufhalten, doch wenigstens den größten Theil gefangen nehmen müssen, um ihre Meisterschaft zu beweisen. Hätten sie sich nach dem Abzug Napoleons und Eugens in Masse zwischen Krasnoje und Davout geschoben, so hätte dieser in Gefangenschaft gerathen müssen, und Ney nach ihm. Aber sie gaben uns nur Tag für Tag Rippenstöße, wichen erschrocken zurück, wenn das französische Heer einen Gegenstoß that, ließen dies Heer sich Stück für Stück retten und hatten am letzten Tag die Beschämung, nicht einmal den Mar-

schall Ney zu fangen, der ihnen doch gewiß nicht hätte entgehen sollen. Ihre Siegesbeute bestand in nichts weiter, als in den Todten und Verwundeten, die unter ihrem dichten Kartätschenhagel fielen, und in einer Masse von wehrlosen Nachzüglern, die sie freilich hundertweise fangen konnten. Die Zahl der so verlornen Franzosen war leider groß genug. Die Russen durften sich ihrer Vortheile freuen, und die Franzosen hatten Ursache zu trauern; aber jene haben dabei keine Wunder der Kriegskunst gethan. Kutúsow verdient dabei nur das Lob, daß er, auf das arge Winterwetter rechnend, das Blut der Seinen schonte und nichts aufs Spiel setzen wollte, selbst wenn ihn die Aussicht auf die glänzendsten Vortheile lockte. Aber selbst mit dieser Weisheit hätte er eine bessere Schätzung der ihm gebotenen Beute verbinden, er hätte den langen Heerzug Napoleons durchbrechen und nach richtiger Abmessung des abzuschneidenden Theils diesen mit Entschlossenheit fassen sollen. Betrachtet man den Feldzug im Ganzen, so verdient seine Bedachtsamkeit nur Lob, aber in jenen gepriesenen Tagen, die entscheidend hätten werden können, war sie in die ängstliche Bedächtlichkeit eines alten Zauderers ausgeartet, der hintennach mit Ergebnissen großthat, welche er mehr dem Glück als sich selber verdankte.

Anmerkung des Uebersetzers.

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.

Die Franzosen haben ohne Zweifel vom 16. bis zum 18. November wenigstens 228 Stück Geschütz verloren. Napoleon hat 150 Stück von Smolensk mitgenommen und davon 100 nach Orscha gebracht. Wenn nun 600 von Moskau mitgenommen waren, so müssen zwischen Moskau und dem Ausgangsthor von Smolensk 450 Stück zurückgeblieben sein. Da sogar an einer Stelle, unglaublich genug, gesagt ist, Davout habe seine 127 Stück Geschütz von Moskau bis Smolensk gebracht, so müßten wir annehmen, daß von jenen 450 Stück 250 bis Smolensk gekommen und erst dort zurückgelassen worden sind. Wir wollen

aber rechnen, daß Napoleon von 150 Stück, die er aus Smolensk mitnahm, bis Orscha 30 Stück verlor, und Ney 20, nachdem dieser 178 in Smolensk vergraben und versenkt hatte, so hätten wir die 228 Stück nach Buturlin. Vergraben ist auch verloren. Nach dieser Rechnung müßten 272 Stück zwischen Moskau und Smolensk verloren gegangen sein. — Was die Berechnung des von Smolensk ausgerückten Heeres betrifft, so vermissen wir darin die Reiter zu Fuß unter Sebastiani. Diese nur zu 3000 angeschlagen und zu den genau aufgezählten 37,000 gerechnet, erhielten wir schon die Ziffer 40,000. Da aber Sebastiani einen Tagmarsch vor der Garde voraus war, und sich in Krasnoje einen ganzen Tag gegen die Russen hielt, so dürften wir ihm wohl 6000 zuschreiben, mithin die Gesammtzahl der von Smolensk nach Krasnoje ausgerückten streitbaren Franzosen auf 43,000 erhöhen. (Auch vergißt Thiers ganz die in Smolensk vorgefundene Besatzung, die wenigstens 3000 Mann betrug; wir wollen aber bei der Ziffer von 43,000 bleiben). Wäre diese Zahl in Orscha auf 23,000 zusammengeschmolzen gewesen, so ergäbe sich ein Verlust von 20,000. Dazu 8000 gefangene Nachzügler gerechnet, gäbe den Gesammtverlust von 28,000 und nicht von 21,000, wie Thiers will. Die Zahl von 8000 gefangenen Nachzüglern im Ganzen ist von Thiers ganz willkürlich angenommen. Wir unsererseits rechnen ihrer auf Ney allein mehr, aber nicht mehr als 8000 weiter auf Davout, Eugen und Napoleon. Und somit erhalten wir genau die von Buturlin angegebene Summe des Gesammtverlustes von 36,000 Mann. Wie ungenau die Angabe von etwa 30,000 aus Smolensk gekommenen Nachzüglern ist, erhellt daraus, daß Thiers davon 8000 verloren gibt und doch 25,000 in Orscha findet. Wir unsererseits nehmen 40,000 an, um den Verlust der 115,000 von Moskau und Jelnia bis Smolensk an Todten, Verwundeten und Gefangenen nicht höher als 29,000 annehmen zu müssen. — Wenn Ney am Abend des 20. November 1200 Mann nach Orscha brachte, so mögen später noch 300 gutwillige Nachzügler eingetroffen sein, um die Zahl von 1500 vollzumachen. Er war angeblich mit 7000 Mann in Reih und Glied von Smolensk ausgerückt, und Thiers sagt dabei ausdrücklich: „Nachdem er so viele wie möglich von den Leuten vor sich her getrieben hatte, welchen es zur Gewohnheit geworden war, außer Reih

und Glied zu gehen.“ Da diese Leute so lange wie möglich an einem Ruheort blieben, so war der Troß derselben bei Ney gewiß größer als bei den vorausgezogenen Heertheilen, und da ihre Zahl im ganzen Heer zu Orscha sich zur Zahl der Streiter verhielt wie 25 zu 24, so kann man auf Ney ganz gut 10,000 solcher Leute rechnen. Davon können recht gut 8500 sich ergeben haben, und 1500 während des Gefechts gefangen genommen worden sein. Dann blieben 2000 verwundete Streiter, die den Russen während des Gefechts in die Hände fielen, und die Rechnung Buturlins wäre richtig. Bei jeder Rechnung wird Irrthum und Auslassung vorbehalten; wer aber andern Leuten nachrechnet, um ihnen Fehler nachzuweisen, der soll doppelt vorsichtig sein, auf daß ihm nicht zugerufen werde: Du Schalk, der du den Splitter im Auge deines Nächsten siehst, ziehe zuvor den Balken aus deinem eignen Auge!

Die Kritik über Kutúsow ist unter aller Kritik. Nachdem der Verfasser wiederholt auseinander gesetzt hat, wie weise Kutúsow gehandelt hat, trotz allem Drängen der jungen Leute, sich nicht den Schlägen des ergrimmt sich umwendenden Feindes auszusetzen, wird der weise Feldherr hier auf einmal zu einem alten Zauderer und leeren Prahler gemacht. Daß der alte russische Feldmarschall den großen Napoleon vortrefflich heimgeleitet hat, kann Herr Thiers mit dem beßten Willen nicht in Abrede stellen. Am 19. October war das Heer Napoleons zwischen Moskau und Wóronowo noch 100,000 Mann stark, von diesen waren am 20. December noch 500 Mann beisammen, welche im Stand waren, ein Gewehr loszudrücken. Nach Thiers war Napoleon im Verwaltungsfach eben so groß wie in der Kriegskunst; Niemand verstand wie er, für die Bedürfnisse des Heeres zu sorgen. Und doch wurden binnen drei Monaten 500 aus 100,000 oder vielmehr aus 150,000, denn 50,000 standen auf der Rückzugslinie. Den Waffen der Russen erlagen die Wenigsten, fast alle dem Hunger und der Kälte. Warum schaffte der Meister der Verwaltungskunst seinen 100,000 Mann nicht Brod, Kleider und Obdach? Weil ihm Kutúsow keine Zeit dazu ließ. Dies ist überaus einfach, läßt sich nicht in Abrede stellen und führt zu dem Geständniß, daß Kutúsow mit dem geringsten Kraftaufwand ein großes Ziel erreichte, daß er es dem großen Napoleon gegenüber erreichte,

also gewiß ein weiser Feldherr war. Noch verdrießlicher als dies Endergebniß ist das frühere, daß schon am 20. November, also nach fünfthalb Wochen Kutúsow von 115,000 Mann (die Division Baraguey eingerechnet) nur 24,000 übrig gelassen hatte. Daß nun gar am 17. Napoleon und Davout mit 30,000 Mann, von denen nach Herrn Thiers Meinung jeder drei Russen aufwog, bei Krasnoje nichts gegen Kutúsows 50,000 Russen ausgerichtet haben, das bringt unsern Geschichtschreiber aus der Fassung. Wir sagen: — mit 30,000 Mann — auf Davout 10,000, auf Napoleon 11,000, auf Eugen und Sebastiani 9000 rechnend. Wenn Eugen und Sebastiani nicht auf dem Schlachtfeld standen, so hielten sie eine entsprechende Zahl von Feinden im Schach, sonst wäre Napoleon kein Feldherr gewesen. Wir finden ganz natürlich, daß zwei so große Feldherrn wie Bonaparte und Davout mit so guten Truppen, aber ohne Reiterei gegen eine zahlreiche Reiterei, mit 130 Stück Geschütz gegen 300 Stück nicht Sieger bleiben konnten. Wir finden es aber auch weise von Kutúsow, daß er dem abziehenden Feind, wenn auch nicht eine goldne Brücke baute, doch den möglich größten Schaden mit der möglich größten Schonung des Seinigen zufügte. Anders Herr Thiers. Er sieht das große Loch, welches die alte Glorie bekommen hat, und will es mit Phrasen stopfen. „Kutúsow hätte den Heerzug Napoleons durchbrechen und den abzuschneidenden Heertheil entschlossen fassen sollen.“ — Das hat er am 16. und am 18. November gethan. Daß Eugen, Dank der früh einbrechenden Nacht, von 8000 Mann 5000 rettete, darüber soll Thiers froh sein, ohne übermüthig den weisen Kutúsow in einen „alten Zauderer zu verwandeln, der mit Ergebnissen prahlte, die er dem Glück verdankte.“ Daß Ney von 17,000 Mann, darunter 7000 Streitbaren, nur 1500 nach Orscha brachte, damit konnte Kutúsow besser zufrieden sein als die Franzosen. Es war gut für ihn, daß er Herrn Thiers nicht zum Lehrmeister der Kriegskunst hatte, und die Erben seines Ruhmes können nur lächeln zu Redensarten wie . . . „sie hatten die Beschämung, nicht einmal den Marschall Ney zu fangen“ — — „Ney brachte die Ehre zurück, sich selber, seinen Namen, seine Person, und er hatte den Feind durch eine wahre Beschämung die schrecklichen Vortheile büßen lassen, die er in den letzten Tagen erlangt hatte.“ So etwa mochten die losen Mäuler im kaiser-

lichen Generalstab sich vernehmen lassen, wenn sie Ney auf Kosten Davouts in die Wolken erhoben. Mit mehr Würde könnten die Russen sagen: Wir grämen uns nicht, daß Ney mit völkerrechtswidriger Festhaltung eines Friedensboten sich auf das andere Ufer gerettet hat, um sich von den Kasaken halb zu Tod hetzen zu lassen, um später bei Dennewitz von den Preußen seine Schläge zu bekommen und zuletzt wegen Eidbruch standrechtlich erschossen zu werden.

Was endlich das strategische Recept betrifft — „sich in Masse zwischen Krasnoje und Davout zu schieben" — so genügt zur Bezeichnung seines Unwerths die einfache Bemerkung, daß Davout Manns genug war, dem Fürsten Golizyn ein solches Schieben zu wehren.

Dritte Anmerkung.

Zu Seite 124 — 131 über die Treffen bei Studianka und im Briler Wald an der Beresina, am 28. November 1812.

Buturlin, trotz seinem unparteiischen Urtheil stets freigebig mit Ziffern, spricht von 7000 Gefangenen, die einer einzigen Division abgenommen worden seien. Die gemeinte Division Partouneaux war nur 4000 und etliche hundert Mann stark, sie verlor mindestens 2000 Mann im Gefecht, 300 retteten sich, also können von ihr nur 2000 in Gefangenschaft gerathen sein. Wir machen diese Bemerkung bloß der Wahrheit zur Steuer, denn die schrecklichen Unglücksfälle, deren Erzählung uns das Herz zerreißt, sind zu groß, als daß wir uns angelegen sein zu lassen brauchten, sie zu verkleinern, oder unsere Feinde, sie zu vergrößern. Da wir bloß unsern Ruhm gerettet haben, so liegt wenig daran, einige Mann mehr oder weniger gerettet zu haben, wenn es leider gewiß ist, daß fast das ganze Heer am Ende des Feldzugs vernichtet oder zersprengt war.

Buturlin nimmt an, daß Oudinot und Ney im Briler Wald 5000 Todte und Verwundete verloren, und Vic-

tor bei Studianka eben so viel. Diese Ziffern sind ungenau. Die Wahrheit ist beiläufig: 4000 auf der Seite Victors, 3000 unter Oudinot und Ney. Aber die Verluste des Feindes waren viel größer, denn abgesehen von der viel beträchtlicheren Zahl von Leuten, die wir den Russen getödtet haben, haben wir ihnen an 3000 Gefangene abgenommen durch die Hand der Kürassiere Doumercs. Buturlin sagt, wir hätten 11,000 Gefangene verloren, die allein zum Corps Victors gehörten. Nun aber bestand dies Corps, als Victor bei Studianka ankam, nur noch aus 13 — 14,000 Mann. Davon hat Victor im Kampf verloren 2000 von der Division Partouneaux, 4000 von den Divisionen Daendels und Girard. Auf das rechte Ufer der Berësina hat er 5000 gebracht; wie konnte er 11,000 in den Händen der Russen lassen? Die Uebertreibung liegt auf flacher Hand. Rechnen wir zu den 6000 im Kampfe Verlornen und zu den 5000 Davongebrachten 2000 Gefangene von der Division Partouneaux und etliche Hundert von den Divisionen Daendels und Girard, so kommen die 13 — 14,000 nach Studianka Geführten wieder heraus. Die angeblich von den Russen gemachten Gefangenen waren offenbar nichts anders als auf den Wegen eingefangene Nachzügler.

Die Russen haben auch von 200 an der Berësina genommenen Feuerschlünden gesprochen. Sie haben vorgegeben, 220 bei Krasnoje genommen zu haben, hierzu die 200 an der Berësina gerechnet, gibt 420. Und doch hat Napoleon keine 200 von Smolensk mitgenommen! Nach dem wahrhaftigen Bericht der Brückenleute ist nicht ein Stück Geschütz auf dem linken Ufer der Berësina geblieben. Aus den auf den Wegen abgefangenen Nachzüglern haben die Russen Soldaten gemacht, die auf dem Schlachtfeld gefangen genommen worden seien, und aus Troßwagen, die ihnen in die Hände fielen, im Kampf genommene Geschütze. Dies erklärt

bei einem Schriftsteller wie Buturlin die seltsamen Uebertreibungen, welche wir hervorgehoben haben.

Tschitschákow war von Minsk her nach Borißow gekommen. Die an diesen beiden Orten gefundenen Vorräthe hatten ihm die Ueberzeugung gegeben, daß Napoleon mit seinem Heere den Weg über Borißow und Minsk zu nehmen gedenke, um nach Wilna zu gelangen. Die Anwesenheit Schwarzenbergs in der Nähe dieser Straße hatte ihn weiter annehmen lassen, daß Napoleon auch darum dieselbe einzuhalten suchen würde, um die Oestreicher und Sachsen an sich zu ziehen. Obendrein hatte Kutúsow auf die Meldung von Spähern, daß die französische Rückzugslinie über Minsk gehe, dem Admiral sagen lassen, er möge gegen Borißow zu und weiter unterhalb auf seiner Hut sein. Diese Benachrichtigung war insofern von Werth für Tschitschákow, als sie seine eigne Ansicht bestätigte. War sie irrig, so hatte er sich mit Kutúsow getäuscht; hätte er allein sich getäuscht, so würde ihm das von Kutúsow, der ihn als seinen Nachfolger beim Donauheer haßte, als ein unverzeihlicher Fehler angerechnet worden sein. Eine letzte Ursache der Täuschung waren die von Napoleon gemachten Vorspiegelungen eines Uebergangsversuchs unterhalb Borißow, neben welchen die von Tschaplitz wahrgenommenen und gemeldeten Vorbereitungen bei Studianka von dem Admiral für bloße Vorspiegelungen gehalten wurden. Darum hatten wir ihn weder am 26. noch am 27. November auf dem Hals. An diesen Tagen hatte er seine Truppen unterhalb Borißow zusammengezogen. Der wirkliche Uebergang, den Tschaplitz an diesen Tagen wahrnahm und meldete, enttäuschte endlich den Admiral und nun beschloß er, uns auf dem rechten Ufer heftig anzugreifen. Da er es aber nur unter Mitwirkung der beiden andern auf dem linken Ufer der Berësina stehenden russischen Heere thun wollte, so setzte er sich eilig in Verbindung mit ihnen und schlug ihnen den 28. als

Tag eines gemeinschaftlichen kräftigen Angriffs vor. Er sollte die Hauptmasse seiner Truppen auf den von den Franzosen gewählten Uebergangspunkt führen und sich bemühen, Alles was aufs rechte Ufer gekommen war, in die Berësina zurückzuwerfen, während Kutúsow und Wittgenstein versuchen sollten, Alles in den Fluß zu treiben, was noch nicht hinübergegangen wäre. Um Zusammenhang in diese Bewegungen zu bringen, hatte Tschitschákow den Gedanken gefaßt, seine Nachhut über die Reste der verbrannten Brücke von Borißow gehen zu lassen und sich so mit Kutúsow und Wittgenstein in Verbindung zu setzen. Er konnte über 30 — 32,000 Mann verfügen, darunter 10 — 12,000 zu Pferd, was auf dem Boden, wo gekämpft werden sollte, kein Vortheil war. Kutúsow seinerseits glaubte seine Aufgabe bei Krasnoje erfüllt zu haben, indem er das französische Heer zerrüttet den Heeren Tschitschákows und Wittgensteins in die Hände lieferte. Er hatte nicht die mindeste Lust zum Ruhme Tschitschákows beizutragen, und da er seine Soldaten erschöpft fand, so war er zu Kopys am Dnjepr stehn geblieben, seinen Truppen einige Erholung zu geben und sie neu zu gliedern, denn sie befanden sich in einem traurigen Zustand. Er begnügte sich, Platow, Miloradowitsch und Jermólow mit 10,000 Mann im Ganzen als Vorhut über den Dnjepr zu senden. Diese Truppen waren in Lochniza angekommen und bereit, mit Tschitschákow und Wittgenstein zur Vernichtung des französischen Heeres mitzuwirken. Wittgenstein war wie Steinghel dem Corps Victors gefolgt und befand sich hinter diesem zwischen Borißow und Studianka mit etwa 30,000 Mann, bereit, sich mit aller Macht auf Victor zu werfen, um ihn in die Berësina zu drängen. Das waren also beiläufig 72,000 Streiter (ganz abgesehen von den 30,000 Mann, die mit Kutúsow zurückgeblieben waren) bereit, über die 12 — 13,000 Mann unter Victor von hinten, über die 9000 unter Oudinot und die 7 — 8000 von

der Garde von vorn herzufallen. Eugen, Davout und Junot, bereits auf dem Marsch nach Sembin, konnten an der Berësina nicht verwendet werden. Mithin hatten 28—30,000 Mann, auf den beiden Ufern des Flusses vertheilt, durch 40,000 Nachzügler behindert, sich hinten und vorn gegen 72,000 Mann zu wehren, während des schwierigen Geschäftes eines Uebergangs über einen Fluß.

Dieser furchtbare Kampf begann am Abend des 27. November zunächst gegen die Division Partouneaux in Borißow und endigte für diese am folgenden Morgen mit ihrer Vernichtung. Dagegen verlor am 28. im Briler Wald auf dem rechten Ufer Tschitschákow gegen Ney 3000 Todte und Verwundete nebst 3000 Gefangenen, und auf dem linken Ufer Diebitsch, der Stellvertreter Wittgensteins, gegen Victor 7—8000 Mann, da seine Truppen in beträchtlicherer Masse dem Feuer unseres Geschützes ausgesetzt waren. Also hatte diese Doppelschlacht auf beiden Ufern der Berësina die Russen 10—11,000 Mann gekostet, abgesehen von den 3000 Gefangenen, die der General Doumerc gemacht hatte. Am Abend des 28. November hatten wir das Gefühl eines wahren Triumphs, obwohl wir nur mit Mühe und wie durch ein Wunder dem Verderben entgangen waren, genöthigt auf zwei Ufern eines halb zugefrornen Flusses zu kämpfen (was die gefährlichste aller Lagen ist), und uns drei verfolgenden Heeren zu entziehen. Es war ein schmerzlicher, blutiger Triumph, erkauft mit schweren Opfern, aber doch ein Triumph und einen der rühmlichsten in unserer Geschichte, denn die 28,000 Mann, welche so auf beiden Seiten eines Flusses gegen 72,000 kämpften, hätten bis auf den letzten Mann gefangen genommen werden müssen! Das Heer fühlte es, und selbst in dieser unglücklichen Lage, wo wir den zählbaren Verlust mit den Russen theilten, wo aber die Beschämung ganz auf Seiten der Russen war, glaubte Napoleon die Größe seiner Bestimmung, wenn auch nicht sei-

ner Macht wiederzufinden. Noch waren die 5000 Mann, welche Victor übrig hatte, aus den Händen des Feindes zu reißen. Noch an demselben Abend bewerkstelligte Victor seinen Uebergang mit Mannschaft und Heergeräth.

Die Russen, erschreckt durch den großen Namen Napoleons hatten gezaudert, ihm den Weg zu verlegen, weil sie es nur in Masse thun wollten. Sie hatten ihm also Zeit gelassen, einen Uebergangspunkt zu finden, Brücken zu schlagen und hinüberzugehen. Napoleon verdankte dem wunderbaren Zufall der Ankunft Corbineaus, dem Scharfblick und Muthe dieses Generals, dem edlen Pflichteifer Eblés, dem verzweifelten Widerstande Victors und seiner Soldaten, der Thatkraft Oudinots, Legrands, Maisons, Sajonscheks, Doumercs, Neys, und endlich seinem sicheren, durchdringenden Blick, der ihm den richtigen Weg zeigte, seine Rettung vor der demüthigendsten Niederlage. Dies tragische Ende krönte würdig diesen schrecklichen Feldzug. Napoleon, unglücklich durch seine Schuld, blieb dennoch groß!

Anmerkung des Uebersetzers.

So schreibt Herr Thiers seit sechzehn Jahren Geschichte — so, wie man sie nicht schreiben soll. Ein rechter Geschichtschreiber wird nie sagen: wir — statt: die Franzosen, die Russen, die Deutschen u. s. w. Das ungebührliche wir verräth gleich den Lob- oder Schutzredner, der sich auf eine Seite stellt, anstatt im Dienste der Wahrheit über den streitenden Theilen zu stehen. Das widerliche wir ruft die Frage hervor: Warst du auch dabei? — Nein, du warst zu jung. Du machtest damals deinen ersten jugendlichen Versuch der Lobrednerei, die dir jetzt so übel ansteht. — Betrachten wir obigen Wortschwall, so finden wir als Kern desselben wieder die angebliche Beschämung der Russen. Nach Thiers sollte Kutúsow am 24. October dadurch beschämt werden, daß Napoleon vor seiner Nase die neue Kalugaer Straße gewann, er wurde aber zufällig nicht beschämt, weil er neben seiner Nase ein Auge hatte, mit dem er so viel sah, wie Andere

mit zwei, und noch etwas mehr. Nach Thiers wurde Kutúsow drei Wochen später bei Krasnoje wirklich beschämt, denn er hätte Eugen, Ney und Davout fangen sollen und hat sie nicht gefangen. Nach der gewöhnlichen Meinung wird nur derjenige beschämt, welcher sich vermißt ein Ziel zu erreichen, und es darum nicht erreicht, weil er seine Kräfte überschätzt oder auf das blinde Glück gerechnet hat. Kutúsow hatte sich nicht zum Ziel gesetzt, Eugen, Davout und Ney bei Krasnoje zu fangen, sondern nur, den gewaltigen Napoleon völlig geschwächt an die Berësina zu liefern. Dies Ziel hat er erreicht. Sehen wir nun, welche Ziele Napoleon erreichen wollte und wie er sie erreicht hat. Er wollte mit Moskau den Frieden erobern, aber er erlangte den Frieden nicht und mußte beschämt abziehen. Er wollte den alten Kutúsow zu einer Feldschlacht zwingen und sich einen bequemen Rückzug über Kaluga sichern; aber Kutúsow ließ sich nicht ins offene Feld locken, deckte vielmehr Kaluga fortwährend, und Napoleon mußte beschämt auf die Smolensker Straße zurückweichen. Napoleon wollte mit 70 — 80,000 Streitbaren Smolensk erreichen; da er aber die Bedingungen eines geregelten Rückzugs nicht erfüllte oder nicht erfüllen konnte, so fand er dort zu seiner Beschämung nur noch 30,000 Soldaten unter seinen Fahnen. Er wollte von Smolensk aus einen geregelten Rückzug nach Orscha machen, und fand zu seiner Beschämung, daß die russischen Generale, die er vor fünf Vierteljahren dem Gesandten Kurákin gegenüber für Stümper erklärt hatte, ihm gerade da den Kampf anboten, wo er es am wenigsten wünschte. Er wollte sich drei Tage in Krasnoje behaupten, um Ney nicht verloren gehen zu lassen, er führte sogar seine Garde ins Feuer, und doch mußte er beschämt nach Orscha fliehen, mit Verlust von einem Drittel seines Geschützes, weil er versäumt hatte, Orscha gehörig besetzen zu lassen. Er wollte den Grafen von Wittgenstein durch Oudinot über die Düna zurückgeworfen wissen, und fand zu seiner Beschämung, daß nicht einmal Victor und Oudinot zusammen es vermochten. Er wollte Tschitschákow durch Schwarzenberg und Reynier von der Berësina weggejagt wissen, und zu seiner Beschämung hielt Tschitschákow die Oestreicher und Sachsen im Schach, nahm Minsk mit seinen kostbaren Vorräthen und Boríßow mit seiner rettenden Brücke. Da konnte er sich mit doppelter Beschämung der Ant-

wort erinnern, mit welcher der Minister Baláchow vor fünf Monaten seine übermüthige Frage um den Weg nach Moskau abgefertigt hatte.

Fragen wir nun, worin die Beschämung der Russen und der Triumph der Franzosen an der Berësina bestanden habe, so dient uns Herr Thiers mit der gröbsten Entstellung der Wahrheit: Die Russen wollten mit 72,000 Mann höchstens 30,000 Franzosen in die Berësina werfen, und vermochten dies nicht, erlitten vielmehr einen Verlust von 14,000 Mann, während die Franzosen nur 12,000 einbüßten. — Die Ziffer 72,000 für die Russen ist falsch. Sie soll bestehen aus 32,000 Mann bei Tschitschákow, 30,000 bei Wittgenstein, 10,000 bei Miloradowitsch, Jermólow und Platow. Gegen die letzteren 10,000 ist nichts zu sagen. Aber Wittgenstein allein konnte keine 30,000 Mann bei Studianka haben, und Tschitschákow konnte bei Boríßow nicht über 32,000 Mann verfügen. Steinheil, der zu Wittgenstein gehörte, war mit 8000 Mann erst noch auf dem Weg von Glubókoje her, so daß Diebitsch bei Studianka höchstens 22,000 Mann hatte. Tschitschákow hatte zu Anfang Novembers bei seiner Trennung von Sacken 35,000 Mann von Slonim mitgenommen. Rechnen wir seinen Verlust bei der Einnahme von Minsk nur auf 1000 Mann, bei der von Boríßow auf 2000, bei dem Verlust von Boríßow gegen Oudinot auf 1000, an Kranken u. s. w. auf 1000, dazu die Entsendung von 5000 Kosaken unter Tschernyʼschew, so blieben ihm nicht 32,000, sondern höchstens 25,000. Mit diesen mußte er sich bei Minsk gegen Schwarzenberg und bei Boríßow gegen Napoleon zu halten suchen. Boríßow hatte er den 5000 Polen unter Dombrowski abnehmen, aber nicht gegen die 10,000 Mann Oudinots behaupten können. Er hatte höchstens 12,000 gegen Napoleon zu verwenden. Hierzu die 10,000 Mann Vorhut Kutúsows und die 22,000 unter Diebitsch gerechnet, gibt 44,000 (und nicht 72,000) Mann Russen gegen 40,000 Franzosen und nicht höchstens 30,000. Denn Victor hatte bei Studianka volle 14,000, Napoleon bei Sawnitzkij 19,000, Eugen, Junot und Davout bei Sembin 7000. Von Sembin bis Sawnitzkij ist nicht weiter als von Boríßow. Am Nachmittag des 27. November, wo die 10,000 Mann von Kutúsow noch fehlten, war die Lage nicht die, daß 34,000 Russen sich zur Aufgabe zu setzen hatten, 40,000

Franzosen in die Berësina zu werfen, sondern vielmehr so, daß Tschitschákow in Sorgen sein mußte, wie er vor Napoleon seinen Rückzug nach Minsk machen möchte, ohne dort dem Feldmarschall Schwarzenberg in die Hände zu fallen, während Wittgenstein sich schmeicheln durfte, der Nachhut Napoleons unter Victor eine Niederlage beizubringen. Der schlechteste Romanschreiber kann nicht so ungeschickt erfinden, wie der Geschichtschreiber Thiers es thut, indem er eine am Nachmittag des 27. November zwischen Tschitschákow, Kutúsow und Wittgenstein getroffene Uebereinkunft zu einem gemeinsamen Angriff am 28. erdichtet. Erstens war Tschitschákow nicht in der Lage, einen Angriff auf Napoleon zu machen, sondern sich gegen einen solchen zu wehren, zweitens war er durch die Berësina von aller Verbindung mit Wittgenstein und mit Kutúsow so abgeschnitten, daß er nicht einmal einen Boten an diese Feldherren schicken konnte, drittens war Kutúsow so fern, daß, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit einer Botensendung, an eine Vereinbarung mit ihm für den nächsten Tag nicht hätte gedacht werden können. Um die Unmöglichkeit einer Sendung zu beseitigen, schreibt Thiers dem Admiral den Gedanken zu, die Brücke bei Boríßow schnell wieder zu decken. Diesen Gedanken hegte er allerdings, er konnte ihn aber nicht ausführen, so lange Partouneaux in Boríßow lag. Als Partouneaux von Jermólow vertrieben war, fand sich der einzig denkbare Zweck der erträumten Botensendung erreicht: Die Mitwirkung Kutúsows gegen das Heer Napoleons. Mit Wittgenstein war nichts zu verabreden. Seine Aufgabe, über Victor herzufallen, ergab sich einfach aus der Betrachtung der Sachlage. Seine zweite Aufgabe wäre gewesen, von Studianka nach Boríßow zu eilen und über die wiederhergestellte Brücke dem Admiral gegen Napoleon und gegen Schwarzenberg zu Hülfe zu kommen, wenn Napoleon den Weg nach Minsk eingeschlagen hätte. Die Bemerkung, daß Kutúsow darum nur 10,000 Mann an die Berësina geschickt habe, weil er den Admiral haßte und seinen Ruhm nicht vermehren wollte, ist eine tückische Erdichtung in der offenbaren Absicht, zu dem unwürdigen Benehmen Napoleons gegen Davout und gegen Victor ein Gegenstück zu liefern. Sie ist für gläubige Dummköpfe bestimmt; für Verständige ist der wahre Grund gleich daneben angegeben.

Das unerwartete Erscheinen der Vorhut Kutúsows war eine

Wohlthat für Tschitschákow, da sie ihm die Verbindung mit Wittgenstein sicherte und ihn aus der Klemme zwischen Napoleon und Schwarzenberg zog. Aber gesetzt auch, die 10,000 Mann dieser Vorhut wären alle ihm zugezogen (was nicht der Fall war), so dürfte er sich immer noch nicht einfallen lassen, mit 22,000 Mann die 20,000 Napoleons in die Berësina zu werfen. Er durfte es nicht, auch wenn er Lust dazu gehabt hätte, denn von Kutúsow war ihm geboten auf seiner Hut zu sein (nicht verwegen anzugreifen), bei Boríßow gegen Napoleon, und weiter abwärts bei Minsk gegen Schwarzenberg.

Es kann also von einer Beschämung der Russen an der Berësina ohne unverschämtes Lügen keine Rede sein, denn die ihnen angedichtete Aufgabe lag ihnen gar nicht vor. Der große Name Napoleons erschreckte nicht mehr den geringsten Kosaken, geschweige russische Generale. Dieser große Name war nicht schuld, daß Tschitschákow versäumte, den Uebergang Napoleons bei Studianka zu hindern. Um ihn zu hindern, hätte er sich anderthalb Meilen weiter von Minsk entfernen und seine Stellung Boríßow gegenüber bloß geben müssen. In diesem Fall würde Davout die Brücke dieser Stadt wieder gedeckt und die Mühe des Brückenschlagens oberhalb erspart haben.

Betrachten wir nun weiter den angeblichen Triumph, den Napoleon an der Berësina gewonnen haben soll. Die russischen Heerführer, nicht erschreckt, aber doch noch geblendet durch seinen großen Namen, glaubten, er würde als Feldherr handeln, würde die Straße nach Minsk einhalten, und sich dort mit Schwarzenberg und Reynier zu vereinigen suchen. Thiers sagt ausdrücklich, Schwarzenberg hätte am 28. November in Minsk sein können, wenn Napoleon ihm nicht hätte vorspiegeln lassen, bei dem großen Heere stehe Alles aufs beßte. Hätte Napoleon der Voraussetzung der Russen gemäß gehandelt, so würde er mit Preisgebung eines Theils seines Trosses den Marschall Victor am Abend des 27. anstatt des 28. über die Brücken bei Studianka gezogen und vorher schon Davout, Eugen, Junot und Oudinot nach dem Brückenkopf von Boríßow geschickt haben, um Tschitschákow von dort zu verdrängen. Dann war Tschitschákow zwischen den 40,000 Mann Napoleons und den 40,000 unter Schwarzenberg verloren. Das wäre ein Triumph gewesen.

Aber Napoleon handelte nicht als Feldherr, der ein in der Auflösung begriffenes Heer zu retten hatte, sondern als Kaiser, der seinen Thron in Gefahr sah, wenn seine Bundesgenossen den Zustand seines Heeres gewahr wurden. Die erwiesene Täuschung Schwarzenbergs über diesen Zustand läßt sich kaum anders erklären als in folgender Weise. Napoleon dachte: An Schwarzenbergs Stelle würde ich mich hüten, den Russen wehe zu thun, ich würde Tschitschákow durchschlüpfen lassen, und wenn ich fände, daß Napoleon von den vereinigten russischen Heeren erdrückt werden könnte, würde ich meinen Frieden mit den Russen machen und die Hand zur Vernichtung Napoleons bieten, überzeugt, daß meinem Kaiser die Wiedergewinnung seiner verlornen Länder mehr werth ist als seine Schwiegervaterschaft. — Jedenfalls dachte Napoleon nicht daran, die ihn zu Schwarzenberg führende Straße über Minsk einzuschlagen, sondern den kürzeren Querweg durch Einöden nach Smorgonje, um von da Paris vor Kundwerdung der Auflösung seines Heeres zu erreichen. Das aufgelöste Heer gedachte er durch seine Feldherren nach Wilna führen und dort neu bilden zu lassen. Um so viele Trümmer wie möglich zu retten ließ er Victor noch am 28. November auf dem linken Ufer, anstatt ihn in der Nacht vorher aufs rechte zu ziehen. Und wie wurde diese Absicht erreicht? Diebitsch machte durch sein Geschützfeuer die Brücken unzugänglich, und Victor verlor 9000 Mann. Ein schöner Triumph! Daß die Russen mehr als 5000 verloren hätten, ist ein frommer Wunsch unseres Triumphredners.

Was nun das gepriesene Gefecht im Briler Wald betrifft, so wagt Thiers es nicht, den Russen hier mehr als 3000 Todte und Verwundete zuzuschreiben, welche er auch für die Franzosen zugibt. Aber die Russen sollen außerdem 3000 Gefangene verloren haben und zwar nach der umständlichen Erzählung 2000 durch die Hand der Kürassiere Doumercs und 1000 sonst, in der Triumphrede aber, alle 3000 durch die Hand der Kürassiere Doumercs. Sehen wir aber genauer zu, so finden wir schon am 29. November das Corps Oudinots von 7000 Franzosen auf 3000 und von 2500 Polen Dombrowskis und Poniatowskis auf 1500 zusammengeschmolzen, und von den furchtbaren Kürassieren Doumercs keine Spur mehr. Da nun auch Ney seine eignen 1500 Mann und weitere 1500 Polen von Claparède ins Feuer geführt

hat, und auch von diesen keine Spur mehr vorkommt, so ergibt sich eine andere Rechnung. Wir wollen den Verlust der 2500 Polen mit $^{2}/_{5}$ als maßgebend annehmen, so erhalten wir für die letzten 3000 Mann einen von 1200, welcher, zu 1000 und 4000 gezählt, in runder Summe 6000 Todte und Verwundete gibt. Dieser doppelte Verlust der Franzosen läßt sich aus verschiedenen Ursachen erklären. Tschaplitz kannte den Wald und konnte den Franzosen Hinterhalte legen, seine Jäger gedeckt schießen und auf verborgenen Pfaden entschlüpfen lassen So mag er, nachdem er den Franzosen bedeutenden Verlust zugefügt und geringen erlitten hatte, sich bis an die große Lichtung zurückgezogen haben. Dort standen 6000 Mann Linie vom Donauheer und die Reiter Pahlens. Nun wollen wir gern dem Herrn Thiers und dem 29. Bülletin glauben, daß Ney zwei Kürassierregimenter aufs Spiel setzte, um ein großes Viereck der 6000 Russen zu sprengen, daß die Kürassiere es wirklich sprengten, daß auch etliche hundert (aber nicht tausend) Russen unter ihren Schwertern fielen, und doppelt so viel die Gewehre wegwarfen. Auf der andern Seite aber glauben wir, daß dann diese zwei Kürassierregimenter, die beiden andern und die drei Regimenter Corbineaus von den Reitern Pahlens dermaßen zugerichtet wurden, daß sie fortan aus der Geschichte verschwinden, gerade wie die Reiter Murats nach dem Treffen bei Winkowo am 18. October. Aus der Vernichtung dieser Reiter erklärt sich auch der unverhältnißmäßige Verlust von $^{4}/_{7}$ beim Corps Oudinots. Bei all dem können die Russen bis halbwegs Borißow zurückgewichen sein, aber an ihre 3000 Gefangenen wird Niemand glauben, der die Redensart kennt: „il ment comme un bulletin“ (er lügt, wie ein Bonapartischer Siegesbericht). Die Hartnäckigkeit der Russen erklärt sich daraus, daß sie nicht vermessene Angreifer waren, welche die Ueberzahl der Franzosen ins Wasser werfen wollten, sondern verzweifelte Vertheidiger ihrer Stellung bei Borißow, die sie bedroht glaubten. In der That war diese Stellung nicht bedroht, sondern Napoleon wollte bloß die Vorhut Tschitschákows so weit wie möglich zurückwerfen, um für den Beginn seines Rückzugs nach Smorgonje einige Ruhe zu gewinnen. Also abermals ein großer Triumph: Zurückwerfung der russischen Vorhut auf anderthalb Stunden, erkauft mit Verlust von 6000 Mann, darunter des Restes der

Reiterei. Das war großartig gespielt, um schnell nach Smorgonje zu kommen und von da nach Paris, bevor dort die Kunde von der wahren Beschaffenheit des Triumphes einlief.

Bei diesem Triumph zählen wir einen Verlust von 15,000 guten Soldaten für Napoleon heraus, und rechnen dabei 12,000 Todte und Verwundete, gleichviel auf Victor und auf Ney, nebst 3000 Gefangenen bei Victor. Buturlin zählt nur 10,000 Todte und Verwundete, gleich vertheilt auf Ney und Victor, dagegen bei Victor 11,000 Gefangene. Was die Todten und Verwundeten bei Victor betrifft, so gibt Thiers wie ein Taschenspieler erst nur 4000 zu, um dem General Buturlin seine Ziffer 5000 zu bestreiten, dann aber, als er zusammenzählen muß, gesteht er 6000 und unterscheidet zwischen Victor und Partouneaux. Gefangene will er 2000 und etliche hundert (auf deutsch 3000) bei Victor zugeben, davon $^2/_3$ bei der Division Partouneaux, $^1/_3$ bei den zwei andern Divisionen und den Reitern. Buturlin zählt bei Partouneaux 7000, bei Victor 4000. Da sehe ein Mensch, wie die Russen die Wahrheit verdrehen! meint Thiers. Aus den auf den Wegen eingefangenen Nachzüglern machen sie Soldaten, die in der Schlacht gefangen genommen worden seien! — Dem ist nicht so. Buturlin sagt nicht, daß die 11,000 in der Schlacht gefangen genommen worden seien, sondern er meint, während des Gefechts und besonders nach dem Gefecht. Er sagt auch nicht, daß die 11,000 zu den Regimentern Victors gehört hätten, sondern nur, daß sie bei Victor, d. h. auf dem linken Ufer, wo Victor stand, den Russen in die Hände gefallen sind, nämlich bei Partouneaux 7000, bei dem übrigen Corps Victors 4000. Ob davon 8000 zu dem aufgelösten Theil des Heeres gehörten, hatten die Russen nicht zu untersuchen, genug, es waren Soldaten, welche Napoleon gern in Wilna gehabt hätte, um sie wieder einzureihen, und sie wurden nicht auf den Wegen aufgelesen, sondern auf dem Schlachtfeld. Es ist also die Ziffer der Gefangenen bei Buturlin noch weniger zu beanstanden als die der Todten. Und somit bleibt der Gesammtverlust von 21,000 Mann, den die Russen bei dem angeblichen Triumph Napoleons an der Berësina herausrechnen, eher hinter der Wahrheit zurück, als daß er über sie hinausginge. Der wahre Ruhm der Franzosen, daß sie sich am 28. November auf beiden Ufern der Berësina gut geschlagen haben, bleibt dabei

ungeschmälert, aber der falsche Ruhm eines Triumphes des großen Napoleon über einen fast viermal stärkeren Feind fällt in die Rumpelkammer Bonapartischer Bülletins.

Um die Russen zu argen Lügnern zu machen und seinem Triumphgesang die Glaubwürdigkeit eines Evangeliums zu erplaudern, erzählt uns Thiers, daß die Russen auch von 200 an der Berësina genommenen Feuerschlünden gesprochen haben, da doch nach dem wahrhaftigen Bericht der Brückenleute nicht ein Stück Geschütz auf dem linken Ufer geblieben sei. Anderwärts verräth uns Herr Thiers, daß Victor sein Geschütz, mit Ausnahme von zwei Stück aufs rechte Ufer gebracht habe. Da müßten also doch die wahrhaftigen Brückenleute mehr gesagt haben, als sie verantworten konnten. Vermuthlich aber haben diese wackeren Leute bloß gesagt, sie hätten in dem Augenblick, wo sie die Brücken verbrannten, kein Stück Geschütz am linken Ufer stehen sehen. Was am Abend des 27. November Partouneaux in und bei Borißow im Stich lassen mußte, was er bei seiner Gefangennehmung verlor, was Diebitsch am 28. in den Batterien Victors und vor der Brücke zusammengeschossen oder unbeweglich gemacht haben mag, davon konnten oder wollten die Brückenleute nicht sprechen. Wie geschickt ist nicht die Widerlegung: Napoleon hat keine 200 Stück von Smolensk mitgenommen also konnte er keine 200 an der Berësina verlieren! — Freilich hat er nur 150 von Smolensk mitgenommen, freilich hat er nur 100 nach Orscha gebracht, wenn aber Victor, Oudinot und Dombrowski über 100 weiter an die Berësina brachten, wenn in den wichtigen Besatzungsorten Orscha und Borißow, je zehn Stück lagen, so hatte er allerdings 220 Stück über den Fluß zu bringen. Und von diesen wird er die wenigsten nach Smorgonje gebracht haben und sicher ist kein Stück nach Wilna gekommen. Es ist ein absichtliches Mißverständniß, den Ausdruck „an der Berësina" zu deuten: „auf dem linken Ufer der Berësina. Die Russen wollen sagen: von Borißow bis Smorgonje," und das wird seine volle Richtigkeit haben, gerade so, wie mit dem in der Zugabe zur zweiten Anmerkung nachgewiesenen Verlust bei Krásnoje d. h. zwischen Smolensk und Orscha.

Das Bestreben, Erzählern von anerkannter Unparteilichkeit Uebertreibungen und Entstellungen anzudichten, hat offenbar den

Zweck, den eignen Uebertreibungen und Entstellungen als baarer Wahrheit Eingang zu verschaffen. Dieser Zweck kann nur bei Lesern erreicht werden, die für französische und bonapartische Größe zum Voraus eingenommen sind. Es gibt solche Leser auch in Deutschland und für diese sind die wortgetreuen Uebersetzungen von Thiers. Für die Mehrzahl der deutschen Leser müssen solche Uebertragungen ungenießbar sein. Wenn diese stets von der Dwina, als einem Flusse bei Polozk und Riga, statt von der Düna lesen (die Dwina fließt bekanntlich bei Archangel), von einem Grafen von Steinghel statt einem General Steinheil, so finden sie das störend und lächerlich. In vorliegender Uebersetzung sind solche unwillkürliche Entstellungen stillschweigend beseitigt, und die offenbar absichtlichen sind nicht stillschweigend übertragen, sondern, wo es angeht, durch Bemerkungen unter dem Text berichtigt, wo sie aber zu arg sind, daß sie den Leser bestimmen könnten, das Buch voll Verdruß wegzuwerfen, als grober Unrath aus der Erzählung herausgeworfen und, wie hiermit geschieht, an den Schluß des Buches verwiesen und verdientermaßen abgefertigt. Manchmal, wo sie ganz toll sind oder Ausflüsse einer tückischen Feder, sind sie ohne weiters ausgemärzt. So z. B. die Bemerkung: „Wrede (der baierische General) hatte sich aus Gelüst oder durch Zufall von Oudinot trennen lassen." — Da wird sich doch jedermann sagen: Wenn Napoleon den mindesten Verdacht der Art gegen Wrede gehabt hätte, so würde er anders mit ihm umgesprungen sein als mit Davout und Victor. Aber weil Wrede zu Ende Octobers 1812 dem großen Napoleon eine Unannehmlichkeit bei Hanau bereitet hat, so glaubt der kleine Thiers ihm einen Flecken anhängen zu müssen. — Bei Schilderung des Bruchs der Brücke heißt es: „Unsere heldenmüthigen Brückenleute stiegen ins Wasser, welches hier 7—8 Schuh tief war; anderwärts hatte es nur 4—5 Schuh Tiefe." — Dazu hätte nicht Heldenmuth gehört, sondern 7—8 Schuh lange Beine. Aber der Heldenmuth und die Aufopferung der Brückenleute wird ins Ungeheure gemalt, damit daneben die Narrheit Napoleons in Zerstörung der Brückenzüge zu Orscha übersehen werde.

Sechsundvierzigstes Buch.

Washington und Salamanca.

Ereignisse in Europa während des russischen Feldzugs. — Schwierige Lage Englands; steigende Noth der arbeitenden Classen, Stockung des Handels und allgemeines Verlangen, den Frieden endlich wieder hergestellt zu sehen. — Ermordung des Ministers Perceval. — Zu allen Uebeln, welche die Continentalsperre für England im Gefolge hat, gesellt sich nun noch die Gefahr eines bevorstehenden Kriegs mit den Vereinigten Staaten. — Stand der Seerechtsfragen zwischen Europa und Amerika. — Die Amerikaner erklären, mit den Mächten wieder verkehren zu wollen, welche die Rechte der Neutralen achten. — In Folge dessen verspricht Napoleon, die Decrete von Berlin und Mailand außer Wirkung zu setzen, wenn Amerika es dahin bringe, daß die Geheimrathsbefehle aufgehoben werden, oder wenn es in Ermangelung dessen seiner Flagge Achtung verschaffe. — Amerika geht mit Eifer hierauf ein. — Ueber ein Jahr wird mit England unterhandelt, um die Aufhebung der Geheimrathsbefehle zu erlangen. — England beharrt hartnäckig auf seinem System und weißt die amerikanischen Vorschläge zurück, weil die Aufhebung der Decrete von Berlin und Mailand keine aufrichtige sei. — Lächerliche Streitigkeiten, die von der britischen Diplomatie in dieser Beziehung erhoben werden. — Napoleon beschränkt sich nicht länger auf ein bloßes Versprechen, sondern erläßt das Decret vom 28. April 1811, wodurch die Decrete von Berlin und Mailand für Amerika ganz einfach außer Gültigkeit gesetzt werden. — Da England eine offene Thatsache noch bestreitet, so haben die Amerikaner Lust, den Krieg an dasselbe zu erklären. — Diese können jedoch sich immer noch nicht recht dazu entschließen. — Stand der Parteien in der Union: Föderalisten und Republicaner. — Der Krieg, der anfänglich für das Jahr 1811 beschlossen gewesen, wird auf 1812

verschoben. — Die vielen neuen Gewaltthaten Englands, insbesondere aber die Presse, die es gegen die amerikanischen Matrosen übt, bestimmen endlich die Unionsregierung zum Handeln. — Kriegserklärung an England. — Folgen, welche dieses wichtige Ereigniß ohne die Unfälle in Rußland und die Ereignisse in Spanien wohl gehabt hätte. — Stand des Kriegs auf der Halbinsel. — Vor seiner Abreise von Paris überträgt Napoleon den Oberbefehl dem König Joseph. — Zustand der verschiedenen französischen Heere, welche die Halbinsel besetzt halten. — Bei sämmtlichen Generalstäben sucht man sich der Autorität Josephs zu entziehen, nur der des portugiesischen Heers macht hievon eine Ausnahme, weil das letztere den König braucht. — Projecte Lord Wellington's, die offenbar dem portugiesischen Heere gelten. — Marschall Jourdan, Josephs Generalquartiermeister, erkennt vollkommen die Gefahr, von der man bedroht ist, und macht das im Norden, sowie das in Andalusien stehende Heer darauf aufmerksam, da sie allein im Stande sind, dem portugiesischen Heere wirksame Hülfe zu leisten. — Weigerung der Generale Dorsenne und Caffarelli, die zum Commando des Nordheeres nach einander berufen werden. — Weigerung Marschall Soult's, des Obercommandanten in Andalusien, und sein langer Hader mit Joseph. — Schwierige Lage des unter Marschall Marmont's Befehlen stehenden portugiesischen Heeres. — Vorläufige Bewegungen Lord Wellington's im Frühling 1812. — Um dem andalusischen und dem portugiesischen Heere es unmöglich zu machen, sich gegenseitig zu unterstützen, läßt er am 18. und 19. Mai durch General Hill die Werke an der Almaraz Brücke am Tajo nehmen und zerstören. — Nach diesem kühnen Schlage geht Lord Wellington in den ersten Tagen des Juni über die Agueda. — Sein Marsch auf Salamanca. — Marschall Marmont's Rückzug auf die Tormes. — Die Forts von Salamanca angegriffen und genommen. — Marschall Marmont's Rückzug hinter den Duero. — Lage und Stärke der beiden einander gegenüberstehenden Heere. — Nachdem Marschall Marmont die asturische Division an sich gezogen und an die vierzigtausend Mann beisammen hat, entschließt er sich, wieder über den Duero zu gehen, um die Engländer zu einer rückgängigen Bewegung zu nöthigen. — Er meint dieß durch seine Manöver bewirken und einer Schlacht ausweichen zu können. — Uebergang über den Duero, glücklicher Marsch auf die Tormes und Rückzug der Engländer auf Salamanca, bis sie die Stellung bei den Arapilen erreichen. — Marschall Marmont sucht auch um diese Stellung her noch zu manöveriren, um Lord Wellington zum Rückzug nach Portugal zu zwingen, aber es werden die beiden Heere ganz unvermuthet handgemein. — Schlacht von Salamanca, geliefert und verloren am 22. Juli. — Der schwer verwundete Marschall Marmont wird durch General Clausel im Obercommando

ersetzt. — Unselige Folgen dieser Schlacht. — Während sie geschlagen wird, hat König Joseph dem Marschall Marmont zu Hülfe kommen wollen, jedoch ohne ihn rechtzeitig davon zu benachrichtigen. — Unnützer Marsch Josephs auf Salamanca. — Er bleibt einige Tage jenseit des Guadarrama-Gebirgs, um Lord Wellington's Fortschritte zu hemmen und dem lebhaft verfolgten portugiesischen Heere Luft zu machen. — Seiner Anwesenheit und General Clausels Energie ist es zu verdanken, daß die Trümmer des portugiesischen Heeres um Valladolid sich wieder sammeln können. — Joseph sieht sich von den Engländern in seiner Hauptstadt bedroht. — Da ihm nichts Anderes mehr übrig bleibt, so befiehlt er auf Marschall Jourdan's Anrathen, Andalusien zu räumen. — Lord Wellington's Einzug in Madrid am 12. August. — Joseph zieht sich nach der Mancha zurück und flüchtet sich nach Valencia. — Gräßliche Leiden des Centralheeres und der flüchtigen Familien, die sich ihm anschließen. — Auf die Nachricht von Joseph's Rückzug auf Valencia entschließt Marschall Soult sich endlich zur Räumung Andalusiens. — Depeschen, die er an Napoleon richtet, um sein Benehmen zu erklären. — Ein Zufall läßt diese Depeschen in Joseph's Hände fallen. — Conferenz mit den drei Marschällen Jourdan, Soult und Suchet, um einen Feldzugsplan zur Wiedereroberung Madrid's, sowie zur Zurückwerfung der Engländer auf Portugal zu vereinbaren. — Marschall Jourdan's Plan wird angenommen. — Gegen Ende October marschirte das andalusische Heer mit der Armee des Centrums auf Madrid. — Lord Wellington verliert zu Madrid eine kostbare Zeit und zeigt sich erst spät vor Burgos. — Burgos durch das verstärkte portugiesische Heer entsetzt. Von verschiedenen Seiten sich bedroht sehend, zieht Lord Wellington sich auf's Neue unter die Mauern von Salamanca zurück und nimmt dort eine Stellung. — Inzwischen langte Joseph mit dem vereinigten andalusischen und Centralheer am Tajo an, jagt den General Hill vor sich her, wirft ihn aus Madrid hinaus, zieht am 2. November in dieser Hauptstadt wieder ein und macht sich alsbald wieder auf, um die Engländer weiter zu verfolgen. — Am 6. November steht er jenseit des Guadarrama. — Das portugiesische Heer, das am Ufer des Duero stehen geblieben, vereinigt sich mit ihm. — Achtzigtausend Franzosen, die besten Soldaten von ganz Europa, stehen vor Lord Wellington zu Salamanca. — Günstige Gelegenheit, die früheren Scharten wieder auszuwetzen. — Marschall Jourdan's Angriffsplan wird von sämmtlichen Generalen gutgeheißen und nur von Marschall Soult allein verworfen. — Aus Furcht, einen vom General des Hauptheers mißbilligten Plan schlecht ausgeführt zu sehen, verzichtet Joseph auf den Jourdan'schen Plan, überläßt es Marschall Soult zu handeln, wie er es für gut findet und macht ihn zugleich für alle Folgen verantwort-

lich. — Marschall Soult geht auf einem anderen Punkte als dem von Marschall Jourdan bezeichneten über die Tormes und sieht das englische Heer glücklich entkommen. — Lord Wellington mit seinen vierzigtausend Engländern und höchstens zwanzigtausend Portugiesen und Spaniern zieht sich, obwohl von mehr denn achtzigtausend Franzosen eingeschlossen, wohlbehalten nach Portugal zurück. — Die drei französischen Heere sind mit Recht auf ihre Führer erbittert und beziehen Cantonnirungsquartiere. — Joseph's Rückkehr nach Madrid. — Traurige Folgen dieses Feldzugs, welche, in Verbindung mit dem unglücklichen Ausgang des russischen, Frankreichs Lage zu einer äußerst ernsten machen. — Freude in Europa und besonders in Deutschland, und unerhörte Aufregung der Gemüther beim Anblick des in so unerwarteter Weise auf Napoleon einstürmenden Unglücks.

Als Napoleon, des spanischen Krieges überdrüssig, gerade in dem Augenblicke, wo eine beharrliche Fortführung desselben, die früheren Scharten auswetzen konnte, seine Streitkräfte nach dem Norden zu wenden beschloß, war Großbritannien, wie man gesehen, in einer äußerst schwierigen Lage. Wohl hatten die Erfolge Lord Wellington's in England die Gemüther etwas ruhiger gestimmt, nichts desto weniger fühlte man im Lande mehr und mehr den Druck, der auf dem Handel lastete; mit Schrecken sah man einer großen finanziellen Katastrophe entgegen und unablässig hatte man die Gefahr vor Augen, welche dem britischen Heere drohte, sobald es Napoleon einfiel, einen entscheidenden Schlag gegen dasselbe zu führen. Ungeheure Massen von Colonialwaaren, bestehend in Zucker, Kaffee, Baumwolle, lagerten entweder in den Docks oder füllten die zahllosen in der Themse liegenden Schiffe; nicht minder große Massen von Fabricaten lagen unverkauft bei den Fabrikanten oder Speculanten; Handelspapiere überschwemmten das Land, wäh-

rerd man an dem Papiergeld, welches man von der Bank dafür bekam, volle zwanzig bis fünfundzwanzig Procent verlor. So mußte der Wechselcours fortwährend ungünstiger werden. Nur durch die beständige ungesetzliche Ausfuhr von Gold und Silber wurde einer weiteren Entwerthung des Papiergeldes Einhalt gethan, und wie stark die edlen Metalle aus dem Lande strömten, läßt sich schon daraus abnehmen, daß nach Gravelines und Dünkirchen allein von Schmugglern jeden Monat mehrere Millionen Franken in Guineen gebracht wurden.

So war Englands commercielle Lage seit einigen Jahren. Die öffentlichen Ausgaben fingen an, jährlich eine Höhe von hundert Millionen Pfund Sterling zu erreichen, wogegen die Einnahmen nur neunzig Millionen einbrachten, eine Summe, worin ein jährliches Anlehen von zwanzig Millionen Pfund zu figuriren pflegte. Auch England war, wie Frankreich, im Jahre 1811 von Mißwachs heimgesucht worden, und Bandenweise durchzogen unbeschäftigte Arbeiter das Land, hier Maschinen zertrümmernd, dort Fabrikanten ermordend, überall aber um Brod schreiend mit einer Wuth und Erbitterung, welche jeder anderen Regierung wohl hätten Furcht einflößen können, und auch in dem an eine weise Freiheit gewöhnten England nicht unbeachtet gelassen werden konnten. Das waren die Früchte eines langen Krieges bei einer noch nie gesehenen Vermehrung des Nationalvermögens.

Zwar wurde das ruhmbedeckte England für diese Leiden entschädigt durch hundert Linienschiffe und zweihundert Fregatten, welche über alle Meere eine siegreiche Flagge trugen; durch ein allerdings nur wenig

zahlreiches, aber tapferes und besonnen geführtes Landheer, und endlich durch ein Cabinet, das allein in Europa Napoleons despotischem Willen sich nicht gefügt hatte. Doch erkannten alle Verständigen klar, daß eine solche Lage große Gefahren berge; daß, wenn das furchtbare Genie, mit welchem man es zu thun hatte, auch nur einigermaßen besonnen handle und sich consequent zeige, es in etlichen Jahren durch Aufrechthaltung der Continentalsperre, Englands Handel und Finanzen gänzlich ruiniren und sogar dem nicht enden wollenden spanischen Kriege ein Ende machen könne, indem es Wellington mit seiner tapferen Armee in's Meer hinein dränge. Wäre Napoleon persönlich mit hunderttausend Mann auf der Halbinsel erschienen, anstatt sechsmalhunderttausend Soldaten in Rußlands Gefilden liegen zu lassen, so wäre dieses Resultat sicherlich erreicht worden. Alle Welt fühlte dieß dunkel, und Jedermann drückte dieß in der Sprache aus, die ihm eigen war. Im Parlament die Opposition, in den Straßen von London der Pöbel; selbst im Schooße des englischen Cabinets sagte man sich dieß, und so weit ging das schon, daß der Marquis von Wellesley, ein Bruder des berühmten Lord Wellington und bekannt durch seinen klaren politischen Blick, sowie nicht minder durch seine Beredsamkeit, aus Widerwillen gegen den Charakter Perceval's und dessen unbeugsame Politik aus dem Ministerium getreten war. Aber so tief stack man im Kriege, daß man in England ebenso wenig wie in Frankreich daraus hinauskommen konnte. Man war nun einmal darin und blieb darin, trotzdem daß man mehr denn ein Mal daran gedacht hatte, demselben ein Ende zu machen. Allerdings sollte das End-

resultat denjenigen Recht geben, welche auf dem bisherigen Wege fortwandeln wollten; sicherlich aber wäre der Ausgang ein ganz anderer gewesen, wenn Napoleon auch nur einigermaßen besonnen gehandelt hätte.

Was Lord Wellington selbst betrifft, der auf der Halbinsel jeden Tag neue Lorbeeren erntete, so glaubte sein seltener Scharfsinn in der Führung der spanischen Angelegenheiten einen Anfang von Unverstand zu erblicken, der für das riesige napoleonische Reich verderblich werden müsse. Der Prinz-Regent, der seit einem Jahre das englische Staatsruder führte, wußte nicht, ob er die ihm seit langer Zeit befreundeten Oppositionsführer in den Ministerrath berufen, oder aber ob er die Minister, welche das Vertrauen seines Vaters genossen, behalten sollte. Allmählig hatte er sich an die letzteren gewöhnt und den ersteren sich entfremdet; gleichwohl fühlte auch er die Gefahr, einen Krieg fortzuführen, dessen Ende unabsehbar war.

Zu Anfang des Jahres 1812 hatte er deßhalb zwischen den Lords Grey und Grenville einerseits und seinen Ministern andererseits eine Annäherung herbeizuführen gesucht, jedoch ohne Resultat. Da verschwand plötzlich durch ein sonderbares Verbrechen, wofür man keine andere Ursache als den Wahnsinn eines Individuums zu entdecken vermochte, diejenige ministerielle Persönlichkeit von der politischen Schaubühne, welche den meisten Einfluß ausübte. Ein gewisser Bellingham, der seinem Vaterlande in Rußland wichtige Dienste geleistet zu haben vermeinte, und bald den Gesandten, Lord Gower, bald die verschiedenen Mitglieder des Cabinets mit seinen Bitten um endliche Belohnung bestürmte, beschloß einen der hochstehenden Männer zu

worden, bei denen er vergebens gebeten. Der Mann, den er seiner Rache gern geopfert hätte, war Lord Gower; da kam ihm Perceval in den Wurf, den er durch einen Pistolenschuß zu Boden streckte. Er selbst überlieferte sich dem Gerichte, bekannte sich schuldig und starb mit der Ruhe eines Wahnsinnigen. So wenig nun dieses Verbrechen politischer Natur war, so nahm es doch dadurch gewissermaßen eine politische Färbung an, daß der durch seine Leiden erbitterte Pöbel dem Elenden Zeichen von Theilnahme gab, der den bisher so einflußreichen Mann aus dem Wege geschafft hatte.

Hätte dieses Ereigniß Statt gehabt, ehe man den russischen Krieg voraussehen konnte, so würde es wahrscheinlich eine Aenderung in das politische System gebracht haben. Aber Perceval war am 11. Mai erschossen worden, gerade in dem Augenblicke, wo Napoleon auf den Njemen zumarschirte, und dieser Krieg, welcher der alten Pill'schen Politik ganz neue Aussichten eröffnete, erlaubte nicht, daß man plötzlich eine andere Richtung einschlug. Indem der Prinz-Regent die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Lord Castlereagh übertrug, hatte er den Entschluß ausgesprochen, der Pitt'schen und Perceval'schen Politik auch ferner treu bleiben zu wollen.

So machte denn der russische Feldzug den Kaiser um eine günstige Chance ärmer. Bald sollte er eine zweite sich entgehen sehen, die der zwischen England und Amerika bevorstehende Krieg bieten konnte.

Es war endlich dieser seit einem Jahre stets mögliche, stets wahrscheinliche Krieg erklärt worden.

Mußte Napoleon, um die Continentalmächte der

ganzen Strenge seiner Handelssperre zu unterwerfen, dieselben empfindlich verletzen, so sah England, wenn es seine despotische Herrschaft über alle Meere ausdehnen wollte, sich gleichfalls verdammt, bei den Seemächten nicht minder anzustoßen. In der That, um sämmtliche seefahrenden Völker zu zwingen, daß sie in London oder in Malta anlegten, um dort die Erlaubniß zum Weitersegeln sich geben zu lassen, Tribut zu zahlen und englische Waaren an Bord zu nehmen; um sie zu zwingen, daß sie Häfen als blokirt anerkannten, welche es nie gewesen waren, mußte man auf dem Wasser eine nicht minder unerträgliche und gehässige Tyrannei ausüben als Napoleon auf dem festen Lande. Wenn Napoleon unter dem Vorwande, dem britischen Handel weitere Uferstrecken zu verschließen, diese wegnahm, wie z. B. Holland, Oldenburg und die Hansestädte, so maßte sich England, da es den Ocean nicht in Besitz nehmen konnte, dort Rechte an, welche um kein Haar besser waren als die Napoleon'schen Anmaßungen, und früher oder später alle Nationen empören mußten, welche an der Freiheit der Meere festhielten.

Es war dieß ein Umstand, der Napoleon hätte nützen können und der ihm sicherlich Verbündete verschafft haben würde, gleichwie er selbst durch die Strenge der Continentalsperre solche England in die Arme trieb, wenn er in irgend einem Dinge der Zeit auch etwas hätte gönnen können.

Die meisten Seemächte der alten Welt waren in dem ungeheuren Napoleon'schen Reich aufgegangen. Aber jenseit des atlantischen Oceans blieb noch eine Macht den europäischen Heeren unzugänglich — eine Macht, die in aller Stille groß wurde und mit jedem Tage

Kräfte gewann, welche man wohl ahnte, nicht aber kannte; es war dieß Amerika, das, ein neuer Herkules in der Wiege, das Staunen der Welt erregen sollte, sobald es seine angeborene Kraft versuchte. Unsere Leser wissen, welche Stellung England und Frankreich zu der großen transatlantischen Republik in Betreff des Seerechts einnahmen, und fast schien es, als wollten die beiden erstgenannten Mächte Alles thun, um auf einem Schauplatze, wo ihre Interessen ein kluges Benehmen so sehr gefordert hätten, möglichst viele Fehler zu machen. Als aber das britische Cabinet über die Fehler Napoleons noch weit hinausgegangen war, da sollte endlich die Wage zu Gunsten des letzteren sich neigen und es hatte der Krieg von Frankreich sich abgewendet, um England zu seinem Spielball zu machen — ein überaus günstiger Umstand, wenn überhaupt noch etwas für Frankreich hätte günstig sein können, nachdem einmal der nordische Abgrund sich unter ihm geöffnet hatte.

Die Amerikaner hatten, wie man sich noch erinnern wird, den englischen Geheimrathsbefehlen und den Decreten von Berlin und Mailand mit der berühmten Acte geantwortet, welche allen Verkehr mit den beiden kriegführenden Mächten untersagte. Nichtsdestoweniger hatten gar viele amerikanische Schiffe, von den hohen Gewinnsten angelockt, die ihnen winkten, den Gesetzen und der Souveränetät Englands sich gefügt, die englische Flagge angenommen und jene Menge falscher Neutralen geliefert, von denen Napoleon so viele gefangen, und worauf sämmtliche Staaten, Rußland mit inbegriffen, gleichfalls Jagd machen sollten. Man erinnert sich ferner, wie Amerika, noch ehe zwei Jahre

um waren, es satt hatte, sich selbst zu strafen, um Andere zu strafen und, sein System ändernd, erklärte, daß es bereit sei, mit denjenigen von den beiden kriegführenden Mächten wieder zu verkehren, welche jeder tyrannischen Herrschaft über die Meere entsage.

Napoleon hatte, diesen Umstand geschickt nützend, erklärt, es würden vom 1. November 1810 an die Decrete von Berlin und Mailand für Amerika außer Gültigkeit gesetzt werden, wenn es demselben gelänge, für sich selbst die Widerrufung der Geheimrathsbefehle auszuwirken oder, in Ermangelung dessen, seinen Rechten Achtung zu verschaffen. Es war diese Erklärung, wie man sieht, in ihrer Form zwar unvollständig und an gewisse Bedingungen geknüpft, nichts desto weniger aber war sie durchaus aufrichtig gemeint, sobald Amerika sich entschließen konnte, an England den Krieg zu erklären, wenn es ihm nicht gelang, die Widerrufung der Geheimrathsbefehle durchzusetzen. Zwar hatte Napoleon das Wort Krieg nicht geradezu ausgesprochen, um Amerika durch solch' gebieterisches Begehren nicht allzu sehr zu verletzen; indessen war der Wink, den er gab, bedeutsam genug, wenn er von den Amerikanern einfach verlangte, daß sie ihren Rechten Achtung verschaffen sollten.

In Folge dieser Eröffnung hatte Amerika am 2. März 1811 alle maritimen Beziehungen zu Frankreich für wiederhergestellt erklärt, während es mit England so lange nicht verkehren wollte, als dieses seine Geheimrathsbefehle nicht zurücknähme. Hierauf hatte das britische Cabinet, das mehr aus Eigenliebe, denn aus Interesse auf den bisherigen Bestimmungen beharrte, seine Geheimrathsbefehle in einigen ihrer Anordnungen

abgeändert, wenn auch nicht im Princip abgeschafft. So hatte es zum Beispiel, die Handelsschiffe von der Pflicht, in London oder Malta anzulegen, entbunden; auch sein Blocadesystem hatte es gemildert, indem es erklärte, es seien die Küsten des französischen Kaiserreichs von der Elbe bis Sanct Sebastian, von Port-Vendre bis Cattaro im Blocadezustand; was aber das Recht, feindliches Eigenthum auf neutralen Schiffen wegzunehmen, betrifft, so hatte es dasselbe ungeschmälert aufrecht erhalten.

Wie man sieht, so blieb dadurch die angemaßte Tyrannei zur See so ziemlich dieselbe; denn hörte auch die Pflicht, nach London zu gehen, auf, und wär die Blocade auf dem Papier etwas minder ausgedehnt, so maßte man sich gegen die Neutralen doch immer noch das Recht an, ihre Schiffe zu andern Zwecken als zum Behuf der Constatirung der Flagge zu durchsuchen und feindliches Eigenthum darauf wegzunehmen. Hierin aber bestanden eben die Klagen der Neutralen, und gerade diese Anmaßungen hatten die Decrete von Berlin und Mailand in's Leben gerufen. Es konnten also nach wie vor die Engländer auf den amerikanischen Schiffen die Seidenwaaren und die Weine wegnehmen, welche den Hauptgegenstand des Handels mit Frankreich bildeten, weil sie ja nur feindliches Eigenthum darin erblicken wollten; zugleich aber gab dieses lästige Durchsuchungsrecht Gelegenheit zu einer weit unerträglicheren Bedrückung, nämlich zu der Matrosenpresse. In der That, es behaupteten die Engländer, sie hätten das Recht, die aus ihrem Vaterlande entronnenen englischen Matrosen überall zu verfolgen, wo sich dieselben finden ließen. So pflegten sie denn,

wenn sie auf den amerikanischen Schiffen Alles weggenommen hatten, was wie französisches Gut aussah, auch noch die amerikanischen Matrosen wegzuschleppen unter dem Vorwande, daß, da sie englisch sprächen, sie auch Engländer sein müßten. Wenn nun aber auch in Amerika entronnene englische Matrosen sein mochten, so waren sie sicherlich doch nicht so zahlreich, als England vorzugeben beliebte; denn, zur Ehre der Völker sei es gesagt, die Anzahl solcher, welche in einem Kriege die Flagge ihrer Nation verlassen, wird immer nur klein sein. Nun aber hatte man den Amerikanern laut amtlichen Erhebungen bereits über sechstausend Matrosen weggenommen, was zum Wenigsten auf eine doppelt so hohe Zahl schließen ließ. Denkt man sich nun zu allen diesen Uebelständen noch den Blocadezustand des französischen Kaiserreichs hinzu, so wird man gerne zugeben, daß der Handel mit Europa für die Amerikaner immer noch eine Unmöglichkeit blieb. Trotzdem behauptete Lord Castlereagh mit unglaublichem Uebermuth und einem sophistischen Starrsinn, der England nur wenig Ehre machte, es habe die britische Regierung durch die bewußte Abänderung der Geheimrathsbefehle den Neutralen mehr geboten als Napoleon durch die Widerrufung der Decrete von Berlin und Mailand; in Wirklichkeit beständen die letzteren immer noch, da ja jeden Tag eine Menge amerikanischer Schiffe durch die französische Marine aufgebracht würden; verlange man für die neutrale Flagge die Freiheit, Alles zu führen, was sie wolle, mit alleiniger Ausnahme der Kriegscontrebande, so fordere man einfach die freie Circulation der französischen Producte in der ganzen Welt, wie z. B. der Weine, Seiden-

waaren u. dgl., während doch die Amerikaner die freie Circulation der englischen Producte nicht ausgewirkt hätten. Was die Matrosenpresse betrifft, so zeigte Lord Castlereagh sich durchaus unbeugsam; es seien, sagte er, die Seeleute das kostbarste Eigenthum, das Großbritannien habe, und es nehme sein Gut überall, wo es dasselbe finde.

Hierauf erwiederten die Amerikaner mit vielem Grunde, es seien die vielgerühmten Abänderungen an den Geheimrathsbefehlen gleich Null, so lange man sich das Recht vorbehalte, feindliches Eigenthum unter neutraler Flagge aufzusuchen, und man außerdem noch an einer eingebildeten Blocade festhalte; es sei die Wiederaufhebung der Decrete von Berlin und Mailand ein Act, der sie allein angehe und dessen Aufrichtigkeit sie allein beurtheilen bedürften, da er sich auf ihren Handel, nicht aber auf den andrer Völker beziehe; zudem hätten sie die officielle Erklärung des französischen Ministeriums in Händen, welche alsbald in ein Decret verwandelt werden solle, wenn die französischer Seits aufgestellte Bedingung von Amerika erfüllt sei; allerdings seien noch verschiedene Willküracte zu beklagen, welche hauptsächlich durch die Gewaltthaten der Engländer hervorgerufen würden, doch sei es an Amerika allein, denselben ein Ende zu machen; auf jeden Fall gehe die Widerrufung der Napoleonischen Decrete Amerika an, und wenn es daran glaube, so genüge dieß, um es zu der Forderung zu berechtigen, daß auch England etwas Aehnliches thue. Was den Vorwurf betreffe, daß Amerika von Frankreich die Circulation der englischen Waaren nicht erlangt habe, so sei er so lächerlich, daß er gar nicht in Er=

wägung gezogen zu werden verdiene; denn wenn Amerika für den Neutralen das Recht in Anspruch nehme, Alles, was er wolle, laden zu können, so wolle es damit die Weine und die Seidenwaaren Frankreichs nicht in England einführen, sondern sie bloß den Völkern bringen, welche nach solchen Dingen verlangten; das sei ein unbestreitbares Recht jeder neutralen Nation, denn da sie am Kriege keinen Theil nehme, so dürfe sie auch nicht darunter leiden; dieses Recht beanspruche es und werde es durch den Widerruf der Decrete von Berlin und Mailand von Frankreich auswirken; es könne demnach auch alle englischen Waaren und insbesondere Baumwollenwaaren laden und sämmtlichen Ländern, welche solche wünschten, anbieten; nicht aber könne es von diesen Ländern und am Wenigsten von Frankreich verlangen, daß sie diese Waaren annehmen sollen, da die Freiheit der Flagge noch nicht die Freiheit des Handels sei; die Freiheit der Flagge sei das Recht, etwas, was man wolle, demjenigen zuzuführen, der geneigt sei, es anzunehmen, keineswegs aber das Recht, bei einem Andern einzuführen, was er auf seinem Boden nicht zulassen wolle; wenn man sich endlich darüber beklage, daß es der amerikanischen Diplomatie nicht gelungen sei, noch mehr zu erlangen, daß sie zum Beispiel es versäumt habe, von Frankreich die freie Einfuhr der englischen Producte auszuwirken, so mache man sich einfach lächerlich, und wenn man daraus eine Beschwerde machen zu können vermeine, so zeige man bloß, daß man nicht ernstlich unterhandeln wolle.

Was die Matrosenpresse betrifft, so setzten die Amerikaner hinzu, daß, wenn das Ausreißen ein Ver-

brechen sei, die Engländer unbestreitbar das Recht hätten, es auf ihrem Boden zu verfolgen und zu bestrafen; auf fremdem Boden dürften sie das nicht; auf den Meeren, die Jedermanns und Niemands Eigenthum, sei ein unter seiner nationalen Flagge segelndes Schiff nationaler Boden. Das sei ein von allen Völkern anerkanntes Princip; maße man sich daher das Recht an, nach einem Matrosen, sei derselbe nun Engländer oder nicht, auf einem amerikanischen Schiffe zu suchen, so sei das ebenso empörend, als wenn ein englischer Constabler zu Washington ohne Weiteres einen englischen Verbrecher festnehmen zu können glaube, um ihn vor ein englisches Gericht oder unter englisches Gesetz zu stellen; es sei das ganz einfach eben eine Verletzung fremden Bodens; höchstens dürfe eine Regierung von einer fremden die Auslieferung eines Verbrechers verlangen, wozu aber specielle Verträge, Auslieferungsverträge genannt, schon vorher bestehen mußten!

Alles dieses war so klar und einleuchtend, daß Lord Castlereagh mit seinen Juristen schweigen mußte, und daß schon im Jahre 1811 die Vereinigten Staaten an England den Krieg erklärt hatten, wenn die Freunde Englands und des Friedens um jeden Preis in den strengen Maßregeln, welche, von Frankreich ausgehend, die amerikanischen Schiffe noch trafen, nicht Scheingründe wider den Krieg gefunden hätten; denn wenn auch das amerikanische Gesetz vom 2. März 1811 das Napoleon'sche Decret vom 28. April des gleichen Jahres hervorrief, wodurch die berühmten Decrete von Berlin und Mailand für Amerika aufgehoben wurden, so blieben doch noch gewisse Ausnahmen und Bedin=

gungen bestehen, welche für den amerikanischen Handel besonders lästig sein mußten.

Fürs Erste wollte der Kaiser die in Holland mit Beschlag belegten amerikanischen Ladungen nicht wieder heraus geben, weil sie höchst werthvoll waren und jener Classe von Amerikanern gehörten, welche sich allen britischen Anmaßungen stets unterworfen hatten, und die ihm noch mehr verhaßt waren als die Engländer selbst. Für solche Strenge führte er erstens an, daß die Eigner dieser Ladungen gar keine Amerikaner mehr seien, da sie dem Gesetze ihres eigenen Vaterlandes zum Trotze in Europa Handel trieben; und zweitens, daß man zu gleicher Zeit in Amerika französische Schiffe mit Beschlag belegt habe, weil sie, der bekannten Note zuwider, in den Häfen der Union sich eingefunden hätten, wodurch den Franzosen natürlich gleichfalls das Recht eingeräumt sei, Amerikaner festzuhalten. Indessen wolle die kaiserliche Regierung dennoch die Beschlagnahmen, die seit der Erklärung vom 1. November 1810, das heißt, seit dem Tage, wo man gegen Amerika sich erboten, die Decrete von Berlin und Mailand außer Wirkung zu setzen, erfolgt seien, wieder aufheben, wenn die Union auf die an diese Widerrufung geknüpften Bedingungen eingehe.

Was das Recht der Neutralen betrifft, so hatte Napoleon, indem er es zu Gunsten der Amerikaner wieder herstellte, zu gleicher Zeit verschiedene Ausnahmen fortbestehen lassen. Er verzichtete vollständig auf das Recht, Feindes-Eigenthum unter neutraler Flagge aufzusuchen, und gab zu, daß der Neutrale, was er immer wolle, überall führen könne, da die Flagge die Waare decke. Er wollte nicht länger untersuchen, ob

ein amerikanisches Schiff in London oder Malta angelegt habe oder nicht; ebenso verzichtete er auf alle bloß eingebildeten Blocaden. Woran er aber festhielt, war, daß es ihm erlaubt sein müsse, ein unter englischer Bedeckung segelndes amerikanisches Schiff wegzunehmen, da es durch solche Association zu einem feindlichen geworden; ferner sollte, da die Engländer die französischen Gestade zu blokiren fortfuhren, es jedem Schiffe untersagt sein, in einen englischen Hafen einzulaufen, was, sagte er, keineswegs den Amerikanern, sondern einzig und allein den englischen Gestaden gelte, als Repressalie für das, was man gegen die französischen Gestade sich erlaube. Endlich behauptete er, es heiße eine wirkliche Blocade verletzen, wenn amerikanische Schiffe Lissabon und Cadix, vor denen er Armeen stehen habe, mit Mehl und Lebensmitteln überhaupt versorgten.

Ferner sollten die amerikanischen Schiffe einzig und allein aus New-York und New-Orleans aus- und in Bordeaux, Nantes und Havre einlaufen dürfen. Jede Ladung sollte in Amerika zuvor vom französischen Consul beglaubigt und inventarisirt werden, damit unterwegs keine anderen Güter dafür unterschoben werden möchten. Noch nicht genug: Es hatte der Kaiser auch die Dinge bezeichnet, die man in Frankreich sollte einführen können, und ausdrücklich den Zucker und den Kaffee, da ihr Ursprung stets zweifelhaft sei, davon ausgenommen; dagegen sollten die Amerikaner ein Drittel vom Werth dieser Güter in Weinen und zwei Drittel in Seidenwaaren ausführen. Endlich hatte er die aus Amerika eingeführten Güter dem bekannten Tarif vom 5. August 1810 unterworfen, wornach ein Zoll

von fünfzig Procent an die Stelle des wider sämmtliche exotische Producte geschleuderten absoluten Verbots trat.

Solche Beschränkungen konnten den amerikanischen Kaufleuten nicht gefallen, und bald hallten die Vereinigten Staaten von neuen Klagen wider. Man kann es nur beklagen, daß Napoleon um eines winzigen Vortheils willen, muthwillig ein so höchst wichtiges politisches Resultat, wie eine Kriegserklärung Amerika's an England gewesen wäre, in die Schanze schlug. Mochte er darin auch Recht haben, daß er durch die Neutralen keine englischen Producte in Frankreich einschmuggeln lassen wollte, so war es doch über allen Zweifel erhaben, daß die Amerikaner nach erfolgter Kriegserklärung sich kaum mehr mit der Einführung von englischen Waaren befassen würden. Auch das war fehlerhaft, daß er die Schiffe der Union in Amerika auf zwei, in Frankreich aber auf drei Häfen beschränkte; denn eben damit wurde nun auch den Engländern die Blocade allzu sehr erleichtert. Was die Güter betrifft, so waren die meisten, wie z. B. die Hölzer, Tabacke, Mehle, den Vereinigten Staaten so eigenthümlich, die Andern aber, wie die Baumwolle, in Beziehung auf ihren Ursprungsort so leicht zu erkennen, daß man nicht zu fürchten brauchte, es werde während der Ueberfahrt ein englisches Product für das amerikanische eingenommen werden. Den Zucker und den Kaffee anlangend, so wäre es, da man in Frankreich nun einmal ein gewisses Quantum haben mußte und Napoleon sogar selbst erlaubte, solche Waaren vermittelst der Licenzen in England zu holen, weit einfacher gewesen, sie von den Amerikanern zu nehmen, selbst auf die

Gefahr hin, daß letztere sie in den englischen Colonien holten. Wenn man endlich den Amerikanern die Verpflichtung auferlegte, in Frankreich ein gewisses Quantum von Weinen und Seidewaaren zu kaufen, so wäre es klüger gewesen, sich der Städte Bordeaux und Lyon etwas weniger anzunehmen, da man ihnen durch allzu großen Eifer nur schadete; man hätte es füglich den Amerikanern selbst überlassen können, sich diejenigen französischen Producte auszuwählen, bei deren Ausfuhr sie am Meisten ihre Rechnung fanden.

Das erste und höchste Interesse war jetzt, daß Amerika mit England in einen Krieg verwickelt wurde. Es galt, diesen Krieg um jeden Preis herbeizuführen, selbst wenn bis zu einem gewissen Grade der Schmuggel dadurch befördert wurde; denn dann verloren die Engländer auf der Stelle ihren Handel mit Amerika, wodurch jährlich für zweihundert Millionen Franken Waaren abgesetzt wurden, und nichts konnte sie für einen solchen Verlust entschädigen. Ferner war das Verschwinden der amerikanischen, als einer intermediären Flagge für sie noch ein anderer Schaden, der alle augenblicklichen Opfer aufwog, die man sich zu Gunsten Amerika's auferlegte. Hatten auch die Schweden, die Dänen, die Preußen, von Napoleon gezwungen, an England den Krieg erklärt, so wurde dieser doch immer nur höchst saumselig betrieben, wenn sich die Sache überhaupt nicht auf bloßen Schein beschränkte. Sobald aber zwischen Amerika und England die ersten Kanonenkugeln gewechselt waren, mußte zwischen den beiden Völkern der heftigste Nationalhaß entbrennen und die amerikanische Flagge aufhören, die willige Dienerin der britischen Marine zu sein; und läßt es sich denken,

wie verderblich die Continentalsperre für England geworden wäre, wenn die Amerikaner sich nicht mehr erboten hätten, diese Sperre mehr oder minder unnütz zu machen, indem sie den Engländern ihre angeblich neutrale Flagge liehen?

Nordamerika hatte damals, wie früher und später, zwei politische Parteien, die einander auf's Heftigste befehdeten: Die Föderalisten und die Demokraten. Die ersten waren, obgleich sie einst den Krieg gegen England gewollt, als es die Befreiung des amerikanischen Bodens galt, seitdem zu einer Art Vorliebe für das alte Mutterland zurückgekommen und wünschten mit ihm Handel zu treiben und seine Politik zu der Amerika's zu machen, völlig unbekümmert darum, ob sie sich dadurch einer Undankbarkeit gegen Frankreich schuldig machten oder nicht. Ihre Interessen und politischen Ansichten waren die Ursache dieses Hinneigens zu der toryistischen Politik Englands. Die Demokraten oder Republikaner dagegen waren durch ihre Interessen und Ansichten das gerade Widerspiel von den Föderalisten. Während die letzteren hauptsächlich die nordöstliche Küste bewohnten und zum größten Theil aus ehemaligen englischen Kaufleuten bestanden, waren die ersteren stark vertreten in Virginien, Carolina, Ohio, Kentucky — Ländern, reich an Baumwolle, Taback, Zucker, Cerealien und Hölzern jeder Art, welche Producte alle Frankreich brauchte. Sie waren ihrem Hasse gegen England treu geblieben, selbst nachdem sie es hatten besiegen helfen, und wollten nun dem Werke ihrer Unabhängigkeit die Krone aufsetzen, indem sie sich vom Handel, von den Gebräuchen, von der Allianz des alten Mutterlandes frei machten.

So oft Nachrichten aus Europa anlangten, welche neue Ausschreitungen der Engländer meldeten, pflegten die Demokraten ein lautes Triumphgeschrei zu erheben; erfuhr man dagegen, daß die Franzosen abermals dieses oder jenes amerikanische Schiff weggenommen, so pflegten die Föderalisten zu sagen, daß man, wenn man billig sein wollte, an beide Mächte den Krieg erklären müßte; da dieß nun aber einmal nicht angehe, so dürfe man keine bekriegen. Hierauf pflegten die Demokraten zu erwidern, nur Menschen ohne alle Ehre und ohne alle Vaterlandsliebe könnten es dulden, daß ihre Matrosen gepreßt und ihre Flagge nicht respectirt würde; daß die Föderalisten, als ehemalige Colonisten Englands, dieß wieder zu werden wünschten, und was dergleichen Vorwürfe mehr waren. Dagegen mußten die Demokraten von ihren Gegnern sich Störenfriede schelten lassen, welche dem französischen Einflusse blind dienten.

So bekämpften sich die beiden Parteien, und so kam es, daß der Krieg, der schon im Jahre 1811 hätte erklärt werden können, immer wieder hinausgeschoben wurde. Als aber zu Anfang des Jahres 1812 an den Prinzen von Wales die ganze königliche Machtvollkommenheit übertragen worden war, ohne daß in der britischen Politik dadurch sich etwas änderte, mußte man verzweifeln. Nun faßte die Union endlich den Entschluß, Englands Bedrückungen sich nicht länger gefallen zu lassen und auch auf die so oft versprochenen Gunstbezeigungen Napoleons nicht länger zu warten. Es bereitete die amerikanische Regierung eine Reihe militärischer Maßregeln vor, welche entschieden auf Krieg hinwiesen; zu gleicher Zeit hütete sie sich sorg-

fältigst mit der französischen Gesandtschaft zu verkehren, damit man ihre Entschließungen nicht napoleonischem Einflusse zuschreiben möchte. Sie schlug vor, das stehende Heer auf zwanzigtausend Mann zu erhöhen, Freiwillige bis zu einer Anzahl von fünfzigtausend anzuwerben, eine Flotte von zwölf Linienschiffen und siebzehn Fregatten aufzustellen und ein Anlehen von elf Millionen Dollars aufzunehmen. Diese Maßregeln wurden mit vielem Feuer erörtert. Die Föderalisten, stets darauf bedacht, die Centralgewalt zu verstärken, und sich zum Kriege gezwungen sehend, neigten zu einer Verstärkung des stehenden Heeres und der Marine hin, wollten aber von einer Anwerbung Freiwilliger nichts wissen. Dagegen mißtrauten die Demokraten instinktmäßig der Centralgewalt und konnten sich daher auch mit der Idee, das stehende Heer zu vermehren, nicht befreunden; sie begriffen nur eine Art Krieg, und es bestand dieselbe darin, daß ein Schwarm Freiwilliger über Canada sich verbreiten sollte, um es aufzuwiegeln, und der amerikanischen Union einzuverleiben. Dieser Meinungsstreit, wodurch die beiden Parteien in ihren Tendenzen sich so scharf kennzeichneten, endigte mit einem gemeinschaftlichen Votum zu Gunsten der an die beiden gesetzgebenden Körper gelangten Vorschläge; doch wurden diese ein Bischen im Sinne der Föderalisten abgeändert, denn es erhöhte der Senat, wo letztere am Einflußreichsten waren, die zwanzigtausend Mann des stehenden Heeres auf fünfunddreißigtausend. Zu diesen Maßregeln kam noch eine, das Embargo, welches darin bestand, daß sämmtlichen amerikanischen Schiffen untersagt wurde, in den nächsten zwei Monaten aus den Häfen Amerika's auszu-

laufen, damit die Engländer möglichst wenig zu kapern hätten. Nach Verfluß dieser Zeit sollte der Krieg selbst erklärt werden, was denn endlich auch am 19. Juni 1812 geschah. In der Repräsentantenkammer des amerikanischen Congresses stimmten für den Krieg 79, dagegen nur 37, wogegen im Senat die Kriegspartei zur Friedenspartei sich verhielt wie 19 zu 13.

Während Englands Fehler solchen Ausgang hatten — einen Ausgang, der ihm hätte so verderblich werden können, — machte das britische Cabinet endlich die Augen auf, es nahm, freilich zu spät, die Geheimrathsbefehle zurück. In dem Augenblicke, wo Forster in einem der Unionshäfen sich einschiffen wollte, hatte derselbe die so wichtige Nachricht empfangen, die nun ein Geschäftsträger dem Präsidenten Madison mittheilen sollte.

Aber es hatten die Demokraten sich beeilt, die Feindseligkeiten zu beginnen, und es wurde Amerika in diesem Augenblicke von zwei Kriegsthaten mächtig aufgeregt. Die eine erfüllte die freien Bürger der Union mit Freude, die andere mit Traurigkeit. General Hull hatte an der Spitze von dreitausend Mann die canadische Grenze unweit des Forts von Detroit unkluger Weise überschritten und unter die Canadier Massen von aufwieglerischen Proclamationen geschleudert. Da hatte er sich zwischen dem Huron- und dem Erie-See von den englischen Truppen umzingelt gesehen, so daß er hatte das Gewehr strecken müssen. In demselben Augenblicke aber hatte ein Bruder dieses General Hull, der die Fregatte Constitution commandirte, einen Sieg erfochten, welcher Alles, was Amerikaner hieß, mit einer Zuversicht erfüllte, der nichts mehr

unerreichbar schien. Schon ein Jahr lang hatten mehrere englische Fregatten die amerikanischen Küsten insultirt und frecher Weise am Eingange ihrer Häfen die Matrosenpresse geübt. Namentlich hatte die Fregatte la Guerrière, einst französisches Eigenthum, dem amerikanischen Commodore Rogers, der sie suchte, um ihr eine heilsame Lection zu geben, Trotz geboten. Capitän Hull hatte mit der Constitution die Guerrière gefunden, binnen dreißig Minuten sie entmastet und mit ihr dreihundert Mann gezwungen, sich zu ergeben, nachdem er ihr etwa fünfzig davon getödtet oder verwundet hatte. Die Schüsse und die Manöver der amerikanischen Fregatte hatten eine unglaubliche Präcision verrathen. Ihre Offiziere und Matrosen hatten eine Unerschrockenheit an den Tag gelegt, welche der Welt bewies, daß ein neues Heldengeschlecht nun angefangen habe, die Meere sich unterthan zu machen. Die Begeisterung, welche die letztere dieser Großthaten bei den Amerikanern hervorrief, und die Schamröthe, welche die erstere den Unionsbürgern auf die Wangen trieb, machten alle Versuche zur Herbeiführung einer Wiederaussöhnung mit den Engländern unnütz.

Solches hatte sich jenseit des atlantischen Meeres zugetragen, während ein tragisches Geschick die französische Armee in Rußland ereilte. Welche Wirkung hätte nicht eine solche Kriegserklärung ein Jahr früher gehabt, wenn England, ohne Verbündete in Europa, jenseit der Meere hätte einen neuen Feind aufstehen sehen; wenn die Amerikaner, die alleinigen Verletzer der Continentalsperre, feurige Mithelfer geworden wären; wenn man darum Rußland nicht mehr hätte vorwerfen können, daß es sich allzu gefällig gegen die amerikanische

Flagge zeige, und wenn also auch lediglich kein Vorwand zu einem Kriege mit letzterem vorhanden gewesen wäre; wenn man zu den Amerikanern auf einer der vielen, in den französischen Häfen müßig liegenden Flotten zwanzigtausend erprobte Krieger mit einem neuen Lafayette hätte hinüberschicken können; wenn endlich durch einen letzten kräftigen Schlag in Spanien das Ende des Seekrieges herbeigeführt worden wäre! Jetzt aber, nach dem unheilvollen russischen Feldzuge war der Krieg Amerika's mit England nur noch ein unnützes Glück!

In Spanien hatten sich gleichernste Ereignisse abgerollt, und es konnten dieselben wenigstens kein unnützes Glück genannt werden, da sie fast immer unglücklich gewesen waren. Man wird sich noch erinnern, wie der kluge englische Heerführer auf der Halbinsel, das Feuer der spanischen Insurrection beharrlich schürend, die wichtigen Plätze Ciudad-Rodrigo und Badajoz nach einander wieder genommen und so die einzigen Resultate zweier blutigen Feldzüge wieder zu nichte gemacht hatte. Fast unmittelbar nach diesen zwei schweren Schlappen hatte Napoleon sich nach Rußland aufgemacht. Joseph hatte das Obercommando sämmtlicher französischen Armeen in Spanien erhalten, nachdem der Kaiser denselben die Polen, die junge Garde, einen Theil der Stämme der Dragonerregimenter und endlich eine gute Anzahl trefflicher Offiziere, wie die Generale Eblé, Montbrun, Haxo, entzogen hatte. Die vierundzwanzig Millionen Franken, welche er jedes Jahr für den Sold bestimmt hatte, waren 1812 für das Jahr 1811 noch nicht bezahlt; von der Million aber, welche Joseph jeden Monat erhalten sollte, damit ihm

die Schaffung einer geregelten Verwaltung leichter gemacht würde, waren für das Jahr 1811 noch dritthalb Millionen, für das Jahr 1812 aber noch sechs Millionen im Rückstande. Napoleon gab seinem Bruder Joseph immer nur die Weisung, darüber zu wachen, daß seine Verbindungen mit Frankreich nicht gefährdet würden, sowie daß das Marmont'sche und das andalusische Heer jeden Augenblick bereit wären, gegen Lord Wellington vereint zu wirken. Und in der That hing der ganze Erfolg des Krieges davon ab, daß diese beiden Heere beständig sich einander unterstützten. Aber wie durfte man das hoffen? Wie war ein solches Resultat zu erreichen? Napoleon hatte sich mit dem Gedanken geschmeichelt, daß Joseph, ins Obercommando eingesetzt, mit seinen zweimalhundertdreißigtausend kampffertigen Soldaten sich wenigstens würde behaupten können, wenn er auch keine Wunder verrichtete. Dieß genügte ihm, besonders da er sich mit der süßen Hoffnung trug, alle Angelegenheiten der Welt in Rußland endlich zu ordnen. Obgleich er an Josephs militärisches Genie nur wenig glaubte, so zählte er doch auf die Besonnenheit und die große Erfahrung Marschall Jourdans, dem er, trotzdem daß er ihn nicht liebte, im Grunde doch Gerechtigkeit widerfahren ließ, und so hatte er denn nicht weiter an diese höchst ernste Sache gedacht, deren er in die Länge höchst überdrüssig geworden war. Sicherlich hätten Joseph und Jourdan, wenn sie strengen Gehorsam gefunden hätten, gethan, was Napoleon von ihnen erwartete; ja es wären die Erwartungen des Kaisers übertroffen worden; allein man wird bald sehen, ob die Dinge darnach angethan waren, daß der König auch nur den geringsten Gehorsam finden konnte.

Was die Stellung und die Stärke der verschiedenen Heere betrifft, so waren sie, wie folgt:

General Dorsenne mit seinen sechsundvierzigtausend Mann stand in Navarra, Guipuzcoa, Biscaya, Alava und Altcastilien bis Burgos. In dieser Zahl waren die Garnisonen von Bayonne, Sanct Sebastian, Pamplona, Bülbao, Tolosa, Vittoria, Burgos und mehreren kleinen Posten mitbegriffen. Es blieben ihm keine fünfundzwanzigtausend Mann activer Truppen, um gegen Mina, der Navarra verwüstete und beherrschte, sowie gegen Longa, Campilo, Porliër, Merino zu wirken, welche Guipuzcoa, Biscaya, Alava heimsuchten, bis nach Burgos hinstreiften, den Engländern eine Hand reichten und, vereint oder getrennt, die Wege dermaßen unsicher machten, daß eine Depesche oft zwei volle Monate brauchte, um von Paris nach Madrid zu gelangen. Gleichwohl hätte ein geschickter General mit fünfundzwanzig, ja selbst mit zwanzigtausend Mann activer Truppen diesen Banden das Garaus machen oder ihnen wenigstens ebenso wenig Ruhe lassen können, als sie selbst dem französischen Heere ließen. Allein es besaß General Dorsenne, einst General bei der Garde und, was Tapferkeit betrifft, der ersten einer, weder die Thätigkeit, noch die List, deren es bedurft hätte, um solche Gegner zu Paaren zu treiben und in Hinterhalte zu locken. Steif und stolz, verstand er es nur, Napoleon zu gehorchen. Dazu kommt noch, daß er noch seine alten Verhaltungsbefehle hatte, welche dem Commandirenden der Nordprovinzen vorschrieben, ausschließlich darauf bedacht zu sein, daß Friede und Ordnung in denselben wieder hergestellt würden, es wäre denn, daß die Engländer das Heer Marmonts schwer bedroheten.

Da General Dorsenne wußte, daß Napoleon damit umging, diese Provinzen von der spanischen Monarchie abzutrennen, so gefiel er sich viel zu sehr in der Specialität seiner Rolle, als daß er sich Josephs Oberherrschaft hätte leicht fügen können. Daher antwortete denn auch, als der König seinen Generalen die Befehle des Kaisers mittheilte, die ihn zum Obercommando sämmtlicher französischen Heere in Spanien beriefen, General Dorsenne, daß diese Befehle ihn nichts angingen, da er eine besondere Mission zu erfüllen hätte, deren Ausdehnung und Zweck ihm von Paris vorgezeichnet worden, und die mit den Befehlen, die man ihm von Madrid aus etwa zukommen lassen möchte, so gut wie unvereinbar wäre.

Den Rest von Altcastilien, das Königreich Leon, die Provinz Salamanca bis an den Tajo hielt Marmont mit der sogenannten portugiesischen Armee besetzt. Die Aufgabe dieses Heeres war keine kleine, da es sich nöthigenfalls von Astorga bis Badajoz, das heißt, auf einer Linie von wenigstens hundertfünfzig Stunden, schlagen sollte. Im Uebrigen war die Benennung dieser Armee eine ziemlich eitle, da sie nicht mehr daran dachte, den portugiesischen Boden zu betreten und ihr Zweck einzig und allein war, den Engländern die Spitze zu bieten, hauptsächlich dann, wenn sie in Altcastilien einfallen und die französische Verbindungslinie bedrohen zu wollen Miene machten. In diesem Falle sollte Marschall Marmont dem Marsche der Engländer entschlossen sich widersetzen. General Dorsenne sollte ihm dann zu Hülfe kommen, ebenso Joseph, indem er einen Theil des Centralheeres von Madrid abgeben ließ, und endlich sollte Marschall Soult, aus Anda-

lusien nach Estremadura heraufrücken, ihm über die Almarazbrücke fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann als Verstärkung zuschicken. Marschirte dagegen Lord Wellington am Tajo auf Madrid zu, wie er es nach der Schlacht von Talavera schon ein Mal versucht hatte, so sollte Marschall Marmont über das Guadarrama-Gebirg gehen, über Avila auf den Tajo zu marschiren und Madrid decken. Bedrohte endlich Lord Wellington auf's Neue Unter-Estremadura, so sollte Marschall Marmont auf der Almarazbrücke über den Tajo gehen und selbst bis Badajoz vordringen, ein Marsch von mehr denn hundert Stunden, den aber dieser Marschall bereits im vorangegangenen Jahre ausgeführt hatte, um dem Marschall Soult zu Hülfe zu kommen. Im Glauben, daß Wellington ein solches Vorhaben wohl kaum ausführen würde, und vor Allem darauf bedacht, die Verbindungen zu sichern, in einem Augenblicke, wo er sich anschickte, den Mittelpunkt seines weitgedehnten Reiches zu verlassen, hatte Napoleon den Marschall Marmont vom Tajo nach dem Duero, von Plasencia nach Salamanca rücken lassen, was es Lord Wellington so leicht gemacht hatte, sich eines so wichtigen Platzes wie Badajoz zu bemächtigen. Napoleon dachte mit allem Recht, daß die Sicherheit seiner spanischen Eroberung einzig und allein von dem Eifer abhänge, womit die ebengenannten Generale sich unterstützten, und hatte ihnen diesen Punkt ganz speciell an's Herz gelegt. An dem guten Willen Marmont's, dem Marschall Soult zu Hülfe zu kommen, konnte man nicht zweifeln, da er, trotz der großen Entfernung, im abgeflossenen Jahre solches schon ein Mal gethan hatte; durfte man aber ein Gleiches von Marschall Soult,

der für die portugiesische Armee nie hatte etwas thun wollen, von General Dorsenne, der sich als einen unabhängigen König ansah, sowie von dem unglücklichen Joseph erwarten, der, dem Namen nach König von ganz Spanien, alle Mühe hatte, sich in Madrid und in dessen Umgebung zu halten? Damit durfte man sich nicht schmeicheln, und doch war dieser nämliche Marschall Marmont gerade der General, welcher der Hülfe am bedürftigsten war, da Wellington, nun Herr der zwei Thore, die aus Portugal nach Spanien führten, das erste, Ciudad-Rodrigo, nicht aber das zweite, Badajoz, passiren mußte, weil dieses letztere ihn nach Andalusien führte, wo er nichts Nützliches zu schaffen hatte und wo ihn sogar ernste Gefahren bedrohten, während er durch das erstere in Castilien eindringen konnte, von wo aus er, die französischen Armeen im Rücken fassend, Napoleons Händen Spanien mit einem einzigen Schlage entwinden konnte. Ohne jenen tiefen, kühnen Blick zu besitzen, der dem Genie eigen ist, hatte Wellington ein so gesundes, so festes Urtheil gezeigt, daß man wohl kaum zweifeln konnte, welchen Weg er einschlagen würde. Napoleon selbst bewies durch alle seine Verhaltungsbefehle, daß er den Wellington'schen Feldzugsplan vollkommen errathen hatte. Nun aber hatte Marmont den vierzigtausend Engländern und den mit ihnen vereinigten zwanzigtausend Portugiesen — lauter guten Soldaten — nur etwa zweiundfünfzigtausend Mann entgegenzustellen, die zwar lauter Kerntruppen und von trefflichen Generalen, einem Bonnet, Foy, Clausel, Taupin, commandirt, aber über ein weites Gebiet verbreitet waren. Nicht genug: es hatte Napoleon, stets auf die Sicherung der Nordprovinzen be-

dacht, von Marschall Marmont verlangt, er solle Bonnet nach Asturien schicken, dieser aber zu Oviedo sich festsetzen, wodurch das Marmont'sche Heer alsbald noch um siebentausend Soldaten und einem tüchtigen Generale ärmer wurde. Mithin waren es nur noch fünfundvierzigtausend Mann. Fünfzehnhundert brauchte Astorga, fünfhundert Zamora, fünfhundert Leon, eintausend Valladolid, eintausend Salamanca, fünfzehnhundert verschiedene kleinere Posten, wie Benavente, Toro, Valencia, Avila u. s. w; wenigstens zweitausend waren erforderlich, um die Wege offen zu halten, wodurch also Marschall Marmont höchstens noch siebenunddreißigtausend schlagfertige Soldaten blieben, vorausgesetzt, daß er die zu Valladolid stehenden Divisionen mit denen am Tajo aufgestellten rechtzeitig vereinigen konnte. Dieß war aber nicht mehr genug, um sechszigtausend Anglo-Portugiesen zu widerstehen.

Marmont hatte daher seinen Adjutanten, den Obersten Jardet, an Napoleon abgeschickt, um ihm das Mißliche seiner Lage vorzustellen; der Kaiser aber, obwohl von der Triftigkeit der Marmont'schen Gründe anscheinend betroffen, hatte sich über den Ehrgeiz des Marschalls lustig gemacht, der ein seine Talente so unendlich übersteigendes Commando wünsche, und, weit mehr mit dem, was er selbst ausführen wollte, als mit dem, wovon gesprochen wurde, beschäftigt, dem Obersten zur Antwort gegeben: „Marmont beklagt sich über die Entfernungen, über die Schwierigkeit, seine Mannschaften zu erhalten . . . . mich selbst erwarten in Rußland ganz andere Entfernungen und ganz andere Schwierigkeiten! . . . . Nun, wir müssen uns eben helfen, so gut wir können . . . ." — Dann hatte Napoleon

den Obersten entlassen mit dem Versprechen, die Sache sich weiter überlegen zu wollen. Da er aber diesen oder jenen General, bei dem die Hingebung an das gemeinsame Werk nicht eben allzu groß war, hätte abberufen, die Vertheilung seiner Streitmacht ändern, vielleicht selbst wichtige Gebietstheile räumen müssen, um sich zu concentriren, so war er von Paris abgereißt, ohne an den bisherigen allgemeinen Bestimmungen zu rütteln. Schmeichelte er sich doch dabei immer, daß er selbst in Rußland Alles zu einem guten Ende führen würde.

So sehr nun Marmont sich eine Pflicht daraus machte, Josephs Befehlen nachzukommen, was sich insbesondere auch dadurch kund gab, daß er dem Könige über den Stand seiner Mannschaften Bericht über Bericht zuschickte, so bestand doch zwischen den Beiden ein Zwist hinsichtlich der den verschiedenen Armeen für ihren Unterhalt anzuweisenden Bezirke. Obgleich im Tajo-Thal nur eine einzige Division stand und sein ganzes übriges Heer nordwärts verlegt worden war, so wollte dennoch der Marschall seinen Fütterungsbezirk von Talavera bis nach Alcantara ausdehnen, was den armen Joseph nicht wenig genirte, da er darauf angewiesen war, seine Civilbeamten mit Rationen zu ernähren, mithin auch seine Hülfsquellen sich nicht schmälern lassen konnte. Diesen Zwist abgerechnet, stand Marschall Marmont mit Joseph auf dem allerbesten Fuß.

Joseph, der die Centralarmee befehligte, hatte dreizehn- bis vierzehntausend kampffertige Krieger, unter denen sich viele Trümmer von verschiedenen Corps befanden, wie solches in einem Hauptquartier immer der

Fall ist. Außerdem standen unter ihm zweitausend Mann, welche Marschall Soult gehörten, und die letzterer fortwährend von ihm zurückverlangte. Mit dieser Truppenmacht, zu welcher noch dreitausend Spanier kamen, die er aus seinem eigenen Beutel besoldete, und die nur treu waren, wenn sie pünktlich bezahlt wurden, sollte Joseph Madrid, sowie die Provinz Toledo zur Rechten und die von Guadalaxara zur Linken decken; im Rücken aber sollte er mit dem Nordheer, sowie nach vorn, über die Mancha hin, mit der andalusischen Armee seine Verbindungen unterhalten. Er mußte sogar einen seiner Arme bis nach Cuença ausstrecken, um mit der in Valencia stehenden Armee regelmäßige Verbindungen unterhalten zu können. Hörte auch nur einer dieser Punkte auf, gehörig bewacht zu sein, so sah Joseph sich plötzlich von einem wichtigen Theil des Königreichs abgeschnitten und verlor damit zugleich die schwachen Hülfsquellen, von denen er lebte, — Hülfsquellen, welche in etwas Korn, Heu und Stroh, die man zur Zeit der Ernte bekam, sowie in den Abgaben der Hauptstadt Madrid bestanden. Gerade in diesem Augenblicke hatte er, um den unablässigen und dringenden Forderungen Marmonts zu genügen, Madrid so viele Lebensmittel entziehen müssen, daß der Preis von einem Pfund Brod dort auf sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Sous gestiegen war. Es herrschte darum auch in der Hauptstadt unsägliches Elend, was sicherlich kein Mittel war, die Spanier dem neuen Königthum geneigt zu machen.

Was Andalusien betrifft, so befand es sich in den Händen Marschall Soults, dem der schönste Theil der französischen Armee untergeordnet war. In der That,

er konnte über achtundfünfzig Tausend schlagfertige Krieger verfügen, wobei wir ein für alle Mal bemerkt haben wollen, daß wir von unseren Zahlen stets die nicht kampffähigen Mannschaften auszuschließen pflegen. Diese Truppen waren vertheilt wie folgt: zwölftausend Mann standen vor Cadix, um dort den Schein einer Belagerung zu unterhalten; zehntausend zu Granada, um diese Provinz zu vertheidigen; fünftausend zu Arcos, um zwischen Sevilla, Cadix und Tarifa zu streifen; fünfzehntausend in Estremadura unter dem Grafen von Erlon, um den zu Badajoz stehenden General Hill zu beobachten; endlich nach Baeza hin eine Reitermasse von zwei- bis dreitausend Mann, um nach den Pässen der Sierra-Morena hin Streifzüge zu machen. Mit dem Rest, der etwa einen Truppenkörper von dreizehn- bis vierzehntausend Mann bildete, hielt der Marschall Sevilla besetzt und führte einen kleinen Krieg gegen Ballesteros, der über die englische Marine verfügen konnte und bald rechts in die Grafschaft Niebla herunterkam, bald links nach Tarifa hin streifte.

In diesem reichen Lande fand Marschall Soult so viel, daß er seine Truppen ohne fremde Unterstützung vollkommen unterhalten konnte. Gleichwohl und trotz der gemessenen Befehle Napoleons, wornach den verschiedenen Generalen vorgeschrieben war, dem Könige einen Theil des Ertrags der Kriegssteuern zufließen zu lassen, hatte Soult sich geweigert, Joseph etwas zu schicken, indem er behauptete, er selbst habe kaum genug, um die Bedürfnisse seiner Armee und die Kosten zu bestreiten, welche die Belagerung von Cadix verursache. Nicht zufrieden damit, hatte der Marschall jämmtliche Posten an sich gezogen, welche durch die

Mancha hin es ihm möglich gemacht hatten, mit Madrid in Verbindung zu bleiben, unter dem Vorwande, an der Armee des Centrums sei es, die Mancha zu hüten. Die wahre Ursache aber mochte eine andere sein; es gefiel ihm nicht, Beziehungen zu unterhalten, die in nichts Anderem bestehen konnten als in höchst lästigen Forderungen, denen zufolge er stets hätte Geld und Mannschaften abgeben müssen. Obgleich der König sein Obercommandant geworden war, so konnte der Marschall doch mit Recht sagen, daß er davon lediglich nichts wisse, da ihm weder von Paris, noch von Madrid eine Depesche zugekommen war.

Diese Lage der Dinge bewies, wie groß der Fehler war, den man gemacht, indem man nach Andalusien vordrang, hatte man frühzeitig sich durchaus im Süden Spaniens festsetzen wollen, so hätte Jedermann eingesehen, daß man auf Valencia rücken müsse, denn neben den Hülfsmitteln, die man dort zu finden gewiß war, sicherte Valencia auch den Besitz Cataloniens und Aragons, das heißt, des beßten Theils der Grenzen Frankreichs, stellte eine von den Engländern ganz unabhängige Verbindung mit Madrid her, und gab endlich dem Eroberer die eine Hälfte der spanischen Gestade, besonders aber denjenigen Theil derselben, welcher am Mittelmeere liegt. Die Eroberung Andalusiens aber, wozu Napoleon fast wider seinen Willen sich hatte fortreißen lassen, lieferte keines von den Resultaten, die man sich davon versprochen hatte. Napoleon hatte geglaubt, daß man Cadix nehmen würde und dann über Badajoz der auf Lissabon marschirenden Armee die Hand bieten könne. Allein die Belagerung von Cadix beschränkte sich einzig und allein auf die Besetzung etlicher Redou-

ten, aus denen nicht einmal gefeuert wurde, auf das Gießen großer, theurer Mörser, womit man dann und wann einige Bomben in die Rhede von Cadix, fast nie aber in die Stadt selbst werfen konnte. Während Massena auf den Tajo zumarschirt war, hatte man ihn in keiner andern Weise unterstützt als durch die Eroberung von Badajoz, das aber fast alsbald wieder verloren ging; und endlich hatte man seitdem den Grafen von Erlon mit fünfzehntausend Mann zu Elerena stehen lassen, wo er über hundert Stunden von Marschall Marmont entfernt war. Was die Unterstützung an Geldern betrifft, welche Andalusien hatte liefern sollen, so war sie gleichfalls eine Chimäre geblieben; im Gegentheil verlangte Soult noch dringend seinen Antheil an den vierundzwanzig Millionen, welche Napoleon sich entschlossen hatte in baarem Golde nach Spanien zu schicken.

Noch blieb das Königreich Valencia übrig, wo Marschall Suchet commandirte. Seit der Eroberung von Valencia, hatte die gewaltige Streitmacht, welche Napoleon in diesem Theile des Landes anzusammeln befohlen hatte, an jede Provinz wieder ein entsprechendes Contingent abgeben müssen. General Reille war mit vierzehntausend Mann nach Aragon zurückgekehrt, um Saragossa, Lerida, Tortosa besetzt zu halten, der Nordarmee gegen Mina die Hand zu reichen, dem Heere des Centrums gegen den unermüdlichen Villa-Campa, gegen Duran, gegen Empecinado beizustehen, und endlich nöthigenfalls die in Catalonien stehende Armee zu unterstützen. Der seit dem Verlust von Ile-de-France nach Europa zurückgekehrte General Decaen commandirte in Catalonien und stand unter Marschall Suchet.

Er hatte siebenundzwanzigtausend Mann, um Figueras, Hostalrich, Barcelona besetzt zu halten und von Zeit zu Zeit vor Tarragona, der wichtigsten von Suchets Eroberungen, sich zu zeigen. Wir haben diese Eroberung als so wichtig bezeichnet, weil es den Engländern dadurch unmöglich gemacht war, in dem nordöstlichen Spanien sich festzusetzen. Wohl wissend, wie schwer es den Franzosen war, die Plätze zu verproviantiren, suchten dieselben von der Seeseite her alle Verbindungen abzuschneiden, während General Lacy auf dem festen Lande ein Gleiches zu thun versuchte. So schmeichelten sich die Engländer, daß es ihnen endlich gelingen würde, Tarragona auszuhungern. Fiel aber dieser Platz in ihre Hände, so wurde aus dem durch die Engländer verstärkten und reichlich unterstützten Lacy ein höchst gefährlicher Feind, der, Tortosa und die Straße von Valencia bedrohend, die Räumung der letzteren Stadt fast unvermeidlich machte. General Decaen, General Moritz Mathieu, der unter ihm commandirte, General Reille, sowie Marschall Suchet selbst hatten daher vollauf zu thun, um ihrer Aufgabe zu genügen. In den drei Provinzen Catalonien, Aragon und Valencia stand zusammen eine Streitmacht von achtundfünfzigtausend schlagfertigen Kriegern. Zog man die vierzehntausend Mann des General Reille, sowie die siebenundzwanzigtausend des General Decaen ab, so blieben Suchet noch sechzehn- bis siebzehntausend Mann, nur die lange, an der mittelländischen Küste von Tortosa nach Valencia sich hinziehende Straße zu bewachen, vor Alicante einen Truppenkörper zu haben und Josephs Truppen zu Cuença selbst die Hand zu reichen. Es blieb also dem Marschall eine mobile

Division von höchstens sieben- bis achttausend Mann, um die bedrohten Punkte zu decken.

Unter den Gefahren, welche das aragonische Heer (mit diesem allgemeinen Namen pflegte man die drei in Aragon, Catalonien und Valencia stehenden Armeen zu bezeichnen) zu fürchten hatte, müssen wir das plötzliche Erscheinen der anglo-sicilischen Armee rechnen, welche in Sicilien von Lord William Bentinck gebildet worden war. Lord William, einer jener schlichten, edlen und liberalen Engländer, die sich mit einem Male recht eigennützig zeigen können, wenn sich von ihrem Vaterlande handelt, war der wahre König Siciliens geworden. Er hatte sich des Königs und der Königin entledigt, indem er sie zwang, die königliche Gewalt einem blutjungen Prinzen zu übertragen, und das sicilische Volk für sich zu gewinnen gesucht, indem er ihm eine Constitution nach englischem Zuschnitte gab. So einerseits vom Hofe befreit und andererseits die Unternehmungen des in Rußland abwesenden Murat nicht länger fürchtend, hatte er eine halb aus Engländern, halb aus tüchtig geschulten Sicilianern bestehende Armee gesammelt, die, an die zwölftausend Mann stark, Dank der Beweglichkeit der englischen Flotten bald da, bald dort einbrechen konnte und so eine Wirkung hervorbrachte, welche die numerische Stärke des Heeres weit überstieg. Noch nicht genug damit, hatten die Engländer auch eine gewisse Anzahl von Spaniern in ihren Sold genommen und denselben englische Offiziere gegeben. Zu letzterer Schöpfung benutzten sie die Balearen, die in ihrem Besitze waren, sowie die Küste von Murcia, wo sie fast in gleichem Grade die Herren waren. Auf den Balearen organisirte General Wit-

tingham, im Königreich Murcia aber General Roche zwei spanische Legionen, die ihnen gar bald zwölftausend weitere gute Soldaten liefern sollten.

Dagegen hatte Marschall Suchet seine Truppen nicht nur verständig vertheilt, sondern es war auch der überaus schlaue und wenig leichtgläubige Mann stets darauf bedacht, seine Leute nicht durch unnütze Märsche zu ermüden; und mußte man einmal Märsche von zwanzig bis dreißig Stunden ausführen, so war dafür gesorgt, daß die Soldaten nicht aus Mangel an guter Nahrung den Strapazen erlagen; überall hatte die gewandte Verwaltung des Marschalls wohlgefüllte Magazine errichtet.

Dieser Umstand trug wenigstens zur Hälfte zu Suchets vielen schönen Erfolgen bei. Seiner Menschlichkeit hatte er es zu verdanken, daß die eingeborenen Beamten entweder auf ihren Posten blieben oder auf dieselben zurückkehrten; so hatte er ferner eine Junta zur Umlegung der Steuern bilden, sogar nützliche Reformen einführen und ohne Erpressungen sein Heer all der Schätze des Königreichs Valencia theilhaftig machen können. Für das im Jahre 1808 vergossene französische Blut hatte der Kaiser Valencia die Bezahlung eines Lösegeldes von fünfzig Millionen Franken auferlegt. So groß nun auch inmitten der Verwüstungen und der Unruhe des Krieges eine solche Contribution scheinen mochte, so stand, Dank Suchets Verwaltungssystem, dennoch zu hoffen, daß es gelingen würde, einen großen Theil dieser Steuer, und sicherlich die ganze Summe zu erheben, wenn man länger als ein Jahr in Valencia sich zu behaupten vermochte. Schon hatte der Marschall seine Soldaten bis auf den letzten Mann geklei-

det, bezahlt, bewaffnet; schon hatte er seine Magazine gefüllt, eine Reserve vorbereitet und Joseph eine erste Abschlagszahlung von drei Millionen geschickt, mit dem Versprechen, daß bald eine noch stärkere Summe nachfolgen würde. Nur die Suchet'sche Armee befand sich in Spanien in einem so befriedigenden Zustande. Darum diente auch dabei Jeder mit Lust und zeigte sich zu den größten Anstrengungen bereit.

Es war, wir müssen es gestehen, ein recht sonderbares Ding um das Obercommando, welches dem König von Spanien und seinem Generalquartiermeister, Marschall Jourdan, übertragen worden war. Die Nordarmee verweigerte geradezu den Gehorsam aus den weiter oben angegebenen Gründen; das Heer Marmonts gehorchte zwar, aber nur um selbst unterstützt zu werden; das unter dem unmittelbaren Befehle Josephs stehende Centralheer gehorchte unbedingt, war aber wegen seiner Schwäche fast gar nicht in Anschlag zu bringen; das andalusische Heer war trotz seiner großen numerischen Stärke fest entschlossen, nicht zu gehorchen, wußte zudem bisher nichts von der an Joseph übergegangenen Gewalt und konnte noch lange Zeit sich stellen, als wisse es nichts davon; der aragonischen Armee endlich war es, wann sie auch den König mit Geld unterstützte, doch unmöglich, demselben Hülfe anderer Art zu gewähren; und doch hing die Behauptung Spaniens einzig und allein davon ab, daß diese fünf Heere gegenseitig sich unterstützten!

Wohl sah der erfahrene und sicher urtheilende, aber alternde Marschall Jourdan das Fehlerhafte einer solchen Lage ein, und machte Joseph in einem eigenen vollständigen Berichte darauf aufmerksam. Was ließ

sich aber dagegen thun? Höchstens konnte man nach Paris schreiben, um etwa nach zwei Monaten von dem zwar arbeitsamen, aber gern Ausflüchte suchenden Kriegsminister, Herzog von Feltre, eine ebenso lange, als nichtssagende Antwort zu erhalten. Nichts desto weniger that Jourdan diesen Schritt, um wenigstens seine Verantwortlichkeit zu vermindern, und ließ sich dann angelegen sein, die in der nächsten Zeit drohenden Pläne des Feindes zu errathen und allgemein zum Verständniß zu bringen.

Der einzige Feind, welchen man wirklich fürchten mußte, war die englische Armee. Nachdem Lord Wellington im Januar Ciudad-Rodrigo, im März Badajoz genommen und den ganzen April und Mai seinen Truppen als Ruhezeit gegönnt hatte, mußte er im Juni wieder handelnd auftreten. Da er keine festen Plätze mehr zu nehmen hatte, so mußte er nothwendig einen Angriffsmarsch ausführen. Aber in welcher Richtung? Wollte er über Badajoz in Andalusien, oder über Ciudad-Rodrigo in Altcastilien eindringen? Das war die Frage, und legte man alle Anzeichen zu Grunde, die man hatte, so konnte ein so hellsehender Mann wie Jourdan nicht lange im Zweifel bleiben.

In der That, Alles wies auf die Absicht Wellingtons hin, auf das in Altcastilien stehende Marmont'sche Heer loszugehen. Nicht nur befand sich der englische Obergeneral zu Fuente-Guinaldo, sondern es setzten sich auch in Beira, Tras-os-Montes, Leon, Truppen in Bewegung; zu Coruña wurden ungeheure Magazine errichtet, in Galicien aber zahlreiche Züge von Mauleseln aufgekauft. Hiezu kam noch der Hauptgrund, der für jeden Denkenden entscheidend sein mußte, daß

nämlich Wellington, wenn er nach Norden vordrang, in einem einzigen Marsch die französischen Verbindungslinien abschnitt und durch einen einzigen großen Erfolg Josephs Herrschaft in Spanien ein Ende machte, während er, wenn er in den Süden eindrang, höchstens die andalusische Armee beunruhigen, vielleicht sie auch zur Aufhebung der Belagerung von Cadix — wenn diese Comödie überhaupt so genannt werden durfte — zwingen konnte. Alles dieß konnte er aber weit sicherer erreichen, wenn er nach Norden hin operirte; denn war einmal die französische Herrschaft ernstlich bedroht, so mußten auch, wohl oder übel, Andalusien, die Mancha, vielleicht sogar die Hauptstadt Madrid geräumt werden. Eine nie zu vergessende Lehre war der Feldzug des General Moore, der, trotzdem daß man es mit Napoleon selbst zu thun gehabt, den Engländern so wenig gekostet und ihnen um ein Haar so große Vortheile verschafft hätte.

Nun aber konnten Wellingtons Absichten einzig und allein dadurch vereitelt werden, daß sämmtliche disponible Streitkräfte rechtzeitig concentrirt wurden. Hatte auch die Nordarmee nicht mehr die sechsundvierzigtausend Mann, die sie zu Anfang des Feldzugs gehabt, so zählte sie doch immer noch zwanzigtausend Mann activer Truppen. Selbst wenn man diese alle auf vierzehn Tage heranziehen und Mina, Longa, Porlier, Merino Herren der französischen Verbindungslinien werden lassen mußte, durfte man doch keinen Anstand nehmen, es zu thun. Waren die Engländer geschlagen, so waren diese Streifer nichts mehr. Wie dem auch sein mag, man hätte wenigstens zehntausend Mann auf einige Wochen detaschiren können (als Beweis hiefür

diene die Thatsache, daß später die Nordarmee, freilich zu unrechter Zeit solches wirklich that); die Verbindungen würden dadurch allerdings ein bischen schwieriger geworden sein, aber sie waren es ja ohnehin schon so sehr, daß das Uebel nicht wohl viel größer geworden wäre. Joseph, welcher dreizehn- bis vierzehntausend Mann activer Truppen und dreitausend Spanier hatte, konnte leicht zehntausend Mann entbehren (er entsandte dreizehntausend, als der Augenblick ihm gekommen schien); dieß wäre denn eine Totalverstärkung von zwanzigtausend Mann gewesen. Nichts hinderte endlich die andalusische Armee, das Corps des Grafen von Erlon ganz, oder wenigstens zehntausend Mann von den sechzehntausend, woraus es bestand, zu schicken. Fünf- bis sechstausend genügten zu Llerena, um den General Hill zu beobachten, und wenn dieser General die ganz unwahrscheinliche Unbesonnenheit sich hätte zu Schulden kommen lassen, in Andalusien einzufallen, so hätte Marschall Soult mit den sechstausend Mann von Llerena und mit Allem, was er in Sevilla zusammenbringen konnte, ihm fünfundzwanzigtausend Mann entgegenstellen können, während General Hill nicht einmal die Hälfte hatte. Man hätte also, wenn man der Nord- und Centralarmee, sowie der andalusischen in passender Weise Mannschaften entnommen hätte, Marschall Marmont mit dreißigtausend Mann verstärken können — eine Verstärkung, welche sein Heer auf siebzigtausend Mann gebracht und ihm das Mittel gegeben hätte, Lord Wellington zu erdrücken und ihn dicht an den Ocean hinzudrängen. Allerdings hätten diese siebzigtausend Mann einen Führer haben müssen, und Massena, der bei der ganzen Armee als müde, verbraucht, ge-

altert galt, war nicht mehr in Spanien. Doch wären immerhin die siebzigtausend Mann beisammen gewesen; zudem war Marschall Marmont kein ungeschickter Heerführer, und auf jeden Fall wäre der Sieger von Fleurus, Jourdan, der Aufgabe vollkommen gewachsen gewesen, wenn er den nöthigen Gehorsam gefunden hätte. Uebrigens würde sich Wellington, sobald er sich so gewaltigen Streitkräften gegenüber gesehen hätte, sicherlich nach Portugal zurückgezogen haben, wodurch er für den Feldzug wenigstens nicht mehr gefährlich gewesen wäre.

In Anbetracht aller dieser Umstände ließen Joseph und Marschall Jourdan dem General Caffarelli, sowie dem Marschall Soult in aller Eile den Befehl zukommen, daß sie dem Marmont'schen Heere zu Hülfe kommen sollten. Caffarelli sollte eine Abtheilung von etwa zehntausend Mann auf Salamanca marschiren lassen, wogegen Marschall Soult den Grafen Erlon beträchtlich verstärken, ihn an den Tajo vorschieben und ihm befehlen sollte, die Bewegungen General Hills stets zu verfolgen, diesem, wenn er Miene machte, zu seinem Obergeneral zu stoßen, nachzurücken, bei der Almarazbrücke über den Tajo zu gehen, während der Feind wahrscheinlich auf der Alcantara-Brücke ein Gleiches thun würde, und Marschall Marmont Verstärkungen zuzuführen, die wenigstens denen gleich wären, welche Wellington durch Hill erhielte.

Dieser Befehl war indessen nicht der beste, der gegeben werden konnte, und wäre er später nicht abgeändert worden, so hätte man ihn als einen für das Marmont'sche Heer durchaus unersprießlichen Dienst ansehen können. Man war dabei von der Voraus-

setzung ausgegangen, daß General Hill mit einer ansehnlichen Macht vor Badajoz stände, sowie daß er sich auf Fuente-Guinaldo ziehen würde, sobald Wellington bereit wäre, den Feldzug zu beginnen. Nun aber war diese Vermuthung durchaus falsch. Anstatt der dreißigtausend Mann, die man General Hill lieh, hatte er nur fünfzehntausend, und darunter kaum eine englische Division. Er sollte, indem er durchaus unbeweglich blieb, die Absichten seines Obergenerals maskiren und Marschall Soult beschäftigen, während Lord Wellington mit seinen sieben englischen Divisionen und mehreren portugiesischen von Fuente-Guinaldo aus auf Salamanca zu marschiren gedachte.

Wie Josephs Befehle aufgenommen wurden, läßt sich leicht denken, da ihnen jener Ton abging, welcher nur Napoleon eigen war. Der die Nordarmee commandirende General Caffarelli war ziemlich eigensinnig und bei Weitem nicht so intelligent als der berühmte gleichnamige Offizier mit dem hölzernen Bein, welcher das Glück dieser ausgezeichneten Familie begründet hatte. Er hatte von seinen sechsundvierzigtausend Mann etwa zehntausend an die große Armee abgeben müssen, welche in Rußland eindringen sollte; und ferner flößten ihm die unermüdlichen Guerilla-Banden in den baskischen Provinzen fortwährend große Unruhe ein. Sich gleich dem General Dorsenne unabhängig wähnend, weigerte er sich zwar nicht geradezu, Marmont zu unterstützen, doch beschränkte er sich auf bloße Versprechungen, indem er weder sagte, wann, noch wie und mit welcher Macht er dem Marschall zu Hülfe kommen würde.

In Andalusien wurden Josephs Befehle wo möglich noch kühler aufgenommen. Marschall Soult, der,

über die Folgen des Feldzugs von Oporto beruhigt, stets gehofft hatte, daß er Josephs Generalquartiermeister werden würde, weigerte sich geradezu, den aus Madrid ihm zugekommenen Befehlen Folge zu leisten, weil, nach seiner Ansicht, die Engländer nicht Altcastilien, sondern Andalusien bedrohten. Was sollte aber Wellington in Andalusien schaffen, während er durch einen einzigen Erfolg in Castilien sämmtliche französische Heere im Rücken fassen konnte? Nichts desto weniger wollte Soult für gewiß wissen, daß Wellington durch eine Vereinigung mit Hill die dreißigtausend Mann des letzteren auf siebzigtausend bringen werde, mithin also er, Soult, um Verstärkungen bitten müsse.

Marschall Suchet dagegen that, was man von ihm verlangte, indem er eine italiänische Division auf den General Reille zuschob und zu Cuença die Truppen des Centralheers ersetzen ließ, obgleich es für ihn ein großer Uebelstand sein mußte, sich so weit auszudehnen.

Indessen konnte man mit jedem Tage weniger im Zweifel darüber sein, welcher Punkt von Lord Wellington angegriffen werden würde. Joseph ließ also auf Marschall Jourdans Andringen Caffarelli und Soult neue, noch bestimmtere Befehle zugehen, und sagte ersterem, man wisse ganz gewiß, daß Wellington auf Salamanca und auf das Marmont'sche Heer zumarschire. Was das andalusische Heer betrifft, so dachte Joseph einen Augenblick daran, einen Entschluß zu fassen, der wohl den Franzosen Spanien erhalten, mit Spanien aber wohl auch das Kaiserreich gerettet hätte. Er wollte nämlich Andalusien von den dort stehenden neunzigtausend Mann ganz und gar räumen lassen, um damit auf die Engländer einzudringen und diese zu

vernichten. Dann hätte er aber auch Soult seines Commandos entsetzen müssen. Aber es war Joseph nicht der Mann, so große Pläne auszuführen. Er beschränkte sich darauf, den Obersten Desprez an den Marschall abzusenden, um ihn über das Irrige seiner Ansichten aufzuklären, ihm wiederholt zu befehlen, daß er den General Drouet d'Erlon alsbald auf den Tajo vorschieben solle, und ihm zugleich ganz unverblumt zu sagen, daß, wenn er nicht länger dienen wolle, ihm sein Commando alsbald abgenommen werden würde. Zu gleicher Zeit wurden dem Kriegsminister Clarke in Paris alle Gefahren einer solchen Lage auseinandergesetzt und demselben nicht verhehlt, wie lächerlich es sei, vom Könige zu verlangen, daß er Spanien behaupten solle, während die vom Kaiser bestellten Commandanten sich weigerten, die ihnen zukommenden Befehle auszuführen.

Inzwischen schickte Joseph dem Marschall Marmont eine erste Verstärkung zu. Seitdem der eben genannte Marschall auf den Befehl des Kaisers das Tajo-Thal verlassen, um im Duero-Thale sich festzusetzen, hatte er eine seiner Divisionen, die Division Foy, am Tajo, an der Almaraz-Brücke, stehen lassen. Marmont hatte dieß gethan, weil er dieser Brücke, sowie den zahlreichen Werken, wovon dieselbe umgeben war, mit Recht eine große Wichtigkeit beimaß. Da nun einmal in Folge mangelhafter Anordnungen die active französische Streitmacht, welche den Engländern sich entgegenstellen sollte, getrennt war, indem ein Theil in Andalusien, der andere in Castilien stand, so konnte man diesem Uebelstande einzig und allein dadurch begegnen, daß man stets miteinander in Verbindung

blieb, um im Nothfalle sich gegenseitig zu Hülfe kommen zu können. Es hatte Marschall Marmont, da der Tajo für den Feind das Haupthinderniß war, dort eine Brücke, sowie verschiedene Werke und Magazine erbauen lassen. Im Uebrigen hätte man es bloß wie die Engländer zu machen gebraucht. Diese hatten nur eine einzige Armee, einen einzigen General, der auf einer guten Straße bald nach Norden, bald nach Süden vordrang und überall gewiß war, Brücken und Magazine zu finden.

Darum hatte denn auch Marmont die Division Foy in den Werken von Almaraz stehen lassen. Trotzdem aber, daß er die Absicht hatte, sie über das Guadarrama-Gebirge her rasch an sich zu ziehen, so gingen bei einer solchen Bewegung doch immer fünf bis sechs Tage verloren, was höchst unerwünscht sein mußte, wenn durch ein plötzliches Erscheinen des Feindes ein rasches Zusammenziehen der Streitkräfte geboten war; und so bat er denn Joseph, ihm die Bewachung der Almaraz-Brücke abzunehmen. Der König kam diesem Verlangen alsbald nach und schickte die Division Armagnac hin, obgleich für die schwache Centralarmee der Uebelstand einer abermaligen Verlegung daraus entstand.

Kaum war dieß geschehen, als ein recht tollkühner und dem Charakter der englischen Armee nur wenig angemessener Versuch Wellingtons große Projecte für diesen Feldzug, sowie die Wichtigkeit verrieth, die er der Verhinderung einer Vereinigung eines Theils des andalusischen Heeres mit dem Marmontsheer beilegte.

In Folge eines Befehls des Obergenerals verließ General Hill, die Wachsamkeit der in Estremadura

ihm gegenüberstehenden Soult'schen Truppen täuschend, völlig unbemerkt seinen Posten, marschirte mit einer Division auf den Tajo zu, ging an demselben hinauf, stand am 18. Mai an der Almaraz-Brücke und ließ seine Engländer vermittelst Leitern die nur nothdürftig gemauerten Böschungen der zwei Werke ersteigen, welche an den beiden Ufern des Flusses Brückenköpfe bildeten. Zuerst wurde der Brückenkopf auf dem linken Ufer genommen. Die dort postirten, aus allen möglichen Nationen bestehenden Truppen ließen sich erschrecken, flohen, suchten sich in einige Barken zu werfen und wurden entweder gefangen oder fanden ihren Tod im Wasser. Als das Werk auf dem linken Ufer genommen war, übergab sich das auf dem rechten auf der Stelle. Die Engländer aber zerstörten die eroberten Werke, verbrannten die vorhandenen Schiffe und zogen sich mit ungeheurem Stolze zurück. Im Grunde war dieser kühne Handstreich von keiner allzugroßen Bedeutung; doch kam der mit seiner Division auf Castilien zu marschirende General Foy plötzlich zurück und eilte den Engländern nach, die es ihm aber nicht gelang zu erreichen. Man konnte sich französischer Seits, so unangenehm die Geschichte war, damit trösten, daß man immer wieder über den Tajo gehen könne, wenn eine Armee rechtzeitig auf der Straße von Estremadura an demselben hinaufginge.

Dieser Unfall machte zu Madrid großen Eindruck, weil nun klar zu ersehen war, daß Lord Wellington den Feldzug nächstens zu eröffnen gedenke und die Absicht habe, eine Vereinigung des andalusischen und des Marmont'schen Heeres zu verhindern. Diese Anzeige hätte ein Wink sein sollen für diejenige der zwei Ar-

meen, welche die andere unterstützen sollte, und es erneuerte daher Joseph seine Bitten, obgleich vergebens. Marschall Soult ließ sich nun einmal um keinen Preis von seiner Meinung abbringen, und hatte er auch das Erlon'sche Corps verstärkt, so weigerte er sich doch fortwährend, es der Marmont'schen Armee in Castilien zu Hülfe zu schicken. Wie sehr man auch in ihn dringen mochte, so war doch nichts weiter aus ihm herauszubringen, als daß er Andalusien räumen müsse, sobald man ihm irgend einen Truppentheil entziehe; nur dem Befehle, daß er die Provinz ganz zu räumen habe, könne er Folge leisten.

So ging eine kostbare Zeit verloren, während welcher Lord Wellington in aller Eile auf das Marmont'sche Heer zu marschirte. In den ersten Tagen des Juni erfuhr man, daß er aus seinen Cantonirungsquartieren aufgebrochen und im Begriffe sei, über die Agueda zu gehen, um auf der Straße von Ciudad-Rodrigo in die Provinz Salamanca einzudringen. Bei dieser Nachricht schickte sich General Caffarelli an, mit einem Detaschement von zehntausend Mann dem Marmont'schen Heere zu Hülfe zu eilen. Marschall Soult seinerseits erhielt den Befehl, alsbald ein Detaschement von zehntausend Mann auf den Tajo vorzuschieben, zu diesem Behuf einen entsprechenden Theil der von ihm besetzten Provinz zu räumen und endlich, falls er sich weigere zu gehorchen, das Commando alsbald an den Grafen von Erlon abzugeben.

Joseph, der keinen Augenblick zweifelte, daß so Marmont's Heer rasch etwa auf siebzigtausend Mann gebracht werden würde, sah den in Castilien sich vorbereitenden Ereignissen mit aller Ruhe entgegen. Wäre

er wirklich ein Mann der That, wie Napoleon, gewesen, so hätte er nur an das geglaubt, was er mit eigenen Augen gesehen; so hätte er allen Versprechungen mißtraut, so lange dieselben nicht in der Ausführung begriffen gewesen wären, so lange er dieselben nicht selbst hätte ausführen sehen; so hätte er keinen Befehl gegeben, ohne daß er auch über dessen Vollzug gewacht hätte; denn eben dieser Eigenschaft, Alles selbst zu überwachen und sich möglichst wenig auf Andere zu verlassen, verdankte der Kaiser zum Theil seine ungeheuren Erfolge.

Während so auf Seite der Franzosen eine kostbare Zeit elendiglich vergeudet wurde, hatte Lord Wellington sich in Bewegung gesetzt, um Castilien, das heißt, den einzigen Theil Spaniens zu bedrohen, wo er mit Nutzen wirken konnte. Auch er war, obgleich er allein commandirte und der reichsten Macht Europas angehörte, mit seiner Lage nicht ganz zufrieden. Seinen Soldaten war der Sold schon lange nicht mehr regelmäßig ausbezahlt worden; nur mit großer Mühe konnte er klingende Münze erhalten, weil seine Regierung das in England circulirende Papiergeld erst in edle Metalle, und zwar mit einem Verlust von wenigstens fünfundzwanzig Procent umsetzen mußte; ferner lieferten die Spanier lediglich nichts umsonst, wenn man die Nachrichten ausnahm, die ihm von Nutzen sein konnten. Schon seit mehreren Monaten waren die Mauleseltreiber, die auf ihren sechstausend Thieren den Proviant der englischen Armee transportirten, nicht bezahlt worden, so daß sie sich in den bittersten Klagen ergossen. Hätten sie nun auch nur einen einzigen Tag ihre Dienste verweigert, so wäre es um die englische Armee

geschehen gewesen; denn sobald es Abends an den nöthigen Lebensmitteln gefehlt, sobald man nicht mehr Zeit gehabt hätte zum Kochen und Verzehren derselben, hätte Lord Wellington seine ganze Armee auseinandergehen sehen. Darum bestürmte er auch seine Regierung in Einem fort mit Bitten und Vorstellungen. Allein nicht allein in materieller Hinsicht ließ seine Lage viel zu wünschen übrig, sondern es wäre ihm auch erwünscht gewesen, sein im Ganzen treffliches Heer noch stärker, insbesondere aber mehr Spanier darin zu sehen. Anstatt der dreißig- bis vierzigtausend Mann, worauf er sich Rechnung gemacht, hatten die Spanier kaum eine Division von zehntausend geschickt, und diese waren obendrein noch schlecht disciplinirt und schlecht commandirt, und leisteten keinen jener Dienste, die man von der natürlichen Tapferkeit und Mäßigkeit des spanischen Soldaten zu erwarten berechtigt war.

So stand Wellington in den ersten Tagen des Juni an der Agueda, 1) mit sieben Divisionen englischen Fußvolks, die, in einer Stärke von fünfunddreißig- bis vierzigtausend Mann, durchaus zuverlässig waren (eine achte Division unter General Hill stand in Estremadura), 2) mit fünf- bis sechstausend Mann englischer und deutscher Reiterei von bester Beschaffenheit, 3) mit zwei Brigaden portugiesischen Fußvolks, und endlich 4) mit einer spanischen Division unter General Don Carlos d'España. Diese Hülfstruppen, welche — unter ihnen hauptsächlich die Spanier — wegen ihrer unvollkommenen Organisation schwer zu zählen waren, mochten vierzehn- bis fünfzehntausend Mann betragen. Demnach war Lord Wellingtons Armee etwa fünfundfünfzigtausend Mann stark. Was die Guerillas betrifft,

so waren sie eine weitere, jedoch nur schwer zu schätzende Hülfsmacht, welche den Dienst leichter Truppen versehen konnte.

Wie man sieht, so wäre es, wenn die französischen Generale sich nur halbwegs hätten verständigen können, ein Leichtes gewesen, mit den jeden Augenblick schlagfertigen zweimalhundertdreißigtausend Kriegern das Häufchen Engländer zu erdrücken, die allerdings lauter Kerntruppen und gut commandirt waren, deren Hauptstärke aber einzig und allein auf der Besonnenheit ihres Obergenerals, sowie auf der französischen Uneinigkeit beruhte.

Bevor Wellington ins Feld rückte, glaubte er seiner Regierung mittheilen zu müssen, daß man keine großen Resultate erwarten dürfe, da die Franzosen sich bloß zu vereinigen brauchten, um ihn nach Portugal zurückzuwerfen. Es sollte also die anglo-sicilische Armee in der Provinz Murcia oder Catalonien zu landen suchen, um dem in Aragon stehenden französischen Heere es unmöglich zu machen, Mannschaften an das Centralheer abzugeben, und ferner sollten die im Meerbusen von Biscaya kreuzenden und mit den Guerillaführern in Verbindung stehenden Flotten mit einer Landung drohen, um General Caffarelli im Norden festzuhalten. Nachdem alles dieß angeordnet war, ging er in den ersten Tagen des Juni über die Agueda und auf Salamanca los.

Marschall Marmont, der, obgleich von seinen Spaniern schlecht bedient, auf seiner Hut war, erfuhr bald die Annäherung des Feindes und ergriff die nöthigen Maßregeln, um von ihm nicht überfallen zu werden. Da er so viel Zeit gehabt hatte, vier bis fünf Divi-

sionen, darunter auch die Division Foy, an sich zu ziehen, so war er stark genug, um den Feind zu einem äußerst behutsamen Vorgehen zu nöthigen. In Ermangelung größerer Magazine, die er nicht hatte errichten können, hatte er, so lange sein Heer noch weiter auseinander gelegen war, in der Nähe jeder Division eine kleine Niederlage von Zwieback errichtet, die es ihm möglich machte, etwa vierzehn Tage lang zu manövriren, ohne wegen der Ernährung seiner Soldaten in Sorge sein zu müssen. Drei Klöster, welche Salamanca, sowie den Uebergang über die Tormes beherrschten, hatte er in ebenso viele Citadellen umgeschaffen. Er hatte eine Garnison von etwa tausend Mann hineingelegt und konnte sich entfernen, ohne befürchten zu müssen, daß dem Feinde es gelingen würde, sich dort festzusetzen. Die Duero-Linie, die hinter Salamanca lag und mit dem Nebenflusse Esla zu gleicher Zeit Altcastilien und das Königreich Leon deckte, zeigte überall ziemlich gut besetzte Posten. Toro, Zamora, Benavente, Astorga ließen eine gewisse Widerstandsfähigkeit hoffen und manövrirte man besonnen, so konnte man, da man es mit einem so äußerst vorsichtigen Gegner zu thun hatte, eine Zeitlang im Felde stehen, ohne zu einem entscheidenden Schlage gezwungen zu werden.

Zuerst zog sich Marschall Marmont bis auf eine gewisse Entfernung von Salamanca weg und überließ die Stadt sich selbst, um Zeit zur Zusammenziehung seiner Divisionen und näheren Erforschung der Pläne des Feindes zu gewinnen. Hinter den Duero zog er sich darum nicht zurück, weil die Tormes ihn deckte

und weil er der kleinen Garnison in den drei befestigten Klöstern Muth einflößen wollte.

Am 16. Juni erschien Lord Wellington vor Salamanca. Von den Einwohnern mit Freude empfangen, gönnte er ein paar Tage der Reflexion, sowie der Freude, daß er so ohne alle Gefahr die Ehre der Offensive errungen. Die Einwohner baten ihn, daß er sie von den drei die Stadt beherrschenden, befestigten Klöstern befreien möchte, welche den Franzosen die Thore wieder öffnen konnten. Bei näherer Untersuchung aber schien es, daß zu deren Wegnahme eine förmliche Belagerung nothwendig sei.

Das größte, welches den Namen des heiligen Vincenz führte, war ein gewaltiges, viereckiges, einem Fort gleichendes Gebäude mit Schießscharten; auch war es mit einer Masse von Schutt umgeben, dem man die Form eines Glacis gegeben hatte. Auf der einen Seite beherrschte es die an Salamanca vorüberfließende Tormes, auf der andern aber Salamanca selbst. Die beiden andern Klöster, welche den Namen San-Gaetano und la Merced hatten, lagen etwas niederer und nach der Stadt zu: sie bildeten so zu sagen ein zweites Stockwerk, und wer sie hatte, der hatte auch Salamanca.

Vor dem Kloster zum heiligen Vincenz ließ Lord Wellington förmliche Laufgräben eröffnen, während er die beiden andern ohne Weiteres mit stürmender Hand nehmen zu können glaubte. Allein die dort aufgestellten Truppen trieben die Engländer mit großer Tapferkeit zurück und tödteten ihnen etliche hundert Mann. Nun beschloß Wellington auf das grobe Geschütz zu warten, das von Ciudad-Rodrigo kommen sollte. Endlich, am 26. und 27. Juni, wurde Bresche geschossen.

Die drei Klöster hielten sich wacker und richteten ein mörderisches Feuer auf den Feind. Als aber das zum heiligen Vincenz durch Haubitzenkugeln in Brand gesteckt war, konnte man sich dort nicht länger halten, und so mußte man denn schon am 28. diese improvisirten Citadellen übergeben, vermittelst deren man Salamanca behaupten zu können geglaubt hatte, oder die wenigstens dessen Wiederbesetzung hatten erleichtern sollen. Den Franzosen wurden dabei an die tausend Mann kampfunfähig gemacht oder gefangen genommen; allein es hatten die Engländer wenigstens eben so viele Leute verloren, sowie, was noch viel wichtiger war, zwölf volle Tage.

Bis daher hatte Marschall Marmont Alles gethan, was er thun konnte; nachdem aber Salamanca einmal genommen war, wäre es unklug von ihm gewesen, so nahe bei der englischen Armee zu bleiben; er ging also bei Tordesillas über den Duero, fest entschlossen, diese Linie kräftigst zu vertheidigen. Wellington folgte ihm nach und forderte, während die Marmont'sche Armee, wenn die französischen Heerführer einig waren, leicht hätte auf siebenzigtausend Streiter gebracht werden können, einerseits das anglo-sicilische Heer dringend auf, dem Marschall Suchet genügend zu beschäftigen, und verlangte andererseits von der in der Bucht von Biscaya kreuzenden englischen Seemacht, sie solle den General Caffarelli eine starke Landung an der Küste von Asturien fürchten lassen.

Unterdessen hatte Marschall Marmont, hinter dem Duero stehend, sich angelegen sein lassen, die acht Divisionen zusammenzuziehen, woraus sein Armeecorps bestand. Nachdem er die erste derselben, die Division

Foy, an sich gezogen, galt es, noch die Division Bonnet, die achte, heranzuziehen. Es bestand dieselbe aus lauter trefflichen Truppen unter gleich trefflichen Führern; ihre bisherige Stellung war im Rücken von Asturien, wo sie den Engländern und Porlier's Banden in den Haaren lag. Auf Marmont's Weisung hatte General Bonnet sich alsbald aufgemacht, um ihm zu Hülfe zu kommen, wohl begreifend, was so viele andere, höher Stehende nicht begreifen konnten, daß nämlich alle anderen Interessen vor der Nothwendigkeit, die Engländer zurückzutreiben, in den Hintergrund treten müßten. Er führte dem Marschall sechstausend Mann zu, wodurch das Fußvolk auf sechsunddreißig bis siebenunddreißigtausend Mann gebracht wurde. Woran es Marmont fehlte, das war die Reiterei, indem dieselbe durch das einige Jagen hinter den Guerillabanden her aufgerieben oder kampfunfähig geworden war. Die gesammte dienstfähige Reiterei des Marschalls belief sich auf etwa dreitausend Mann. Rechnen wir noch seine gut bediente und etwa hundert Feuerschlünde zählende Artillerie hinzu, so hatte er an die zweiundvierzigtausend Mann, die, wenn nur durch weitere zehntausend Mann verstärkt, den Engländern sehr überlegen gewesen wären und diesen selbst jetzt die Spitze zu bieten vermochten, sobald sie mit einiger Besonnenheit und einigem Glück geführt würden. So sehr wir nun auch anerkennen wollen, daß Marmont in seiner Bildung, seiner Tapferkeit, seinem Talente, seine Truppen gut zu verpflegen, einige der Eigenschaften besaß, die für einen Obergeneral nöthig sind, so war er doch weit entfernt, sie alle in seiner Person zu vereinigen. Er liebte zwar ein lustiges Leben, doch dachte er auch viel an das,

was er zu thun hatte; er war unermüdlich im Combiniren, und vielleicht ging dieß bei ihm allzuweit; denn beim Handeln, ist Richtigkeit der Ideen mehr werth als ein Ueberfluß an solchen. Ferner galt dieser Marschall nicht für glücklich. Ist das Glück, jene nicht näher zu bestimmende Eigenschaft, ein eitler Aberglaube der Menschen, oder ist es etwas Wirkliches? Ist es eine Gunst des launenhaften Schicksals, das dem Einen gibt, was es dem Andern verweigert, das heißt Kälte, Hitze, Regen, Sonnenschein, unerwartete Eintreffen von Truppen, und dergleichen, wodurch oft die mittelmäßigsten Combinationen gelingen, während die genialsten scheitern? Oder ist es nicht vielmehr ein schönes Zusammenwirken von Eigenschaften, das selbst da, wo das Genie fehlt, jene einfachen und starken Entschlüsse eingibt, wodurch Armen und Reiche gerettet werden? Wie dem immer sein mag, Marschall Marmont hat in seiner militärischen Laufbahn nie als glücklich gegolten, und doch war er sonderbarer Weise voller Vertrauen auf sich selbst, sei es nun daß der Muth bei ihm das Glück ersetzte, sei es daß er selbst sein Geschick noch nicht kannte.

Mußte Marmont, hinter dem Duero stehend, dort sich ruhig verhalten? Ohne Zweifel hätte er besser daran gethan, seinem Gegner die Initiative zu lassen und ihm dabei den Uebergang über den Duero möglichst zu erschweren; dann hätte er sich methodisch auf die Nordarmee zurückziehen können, die unter solchen Umständen wohl oder übel sich hätte mit ihm vereinigen müssen. Allein er war jung und eitel, und sah sich an der Spitze einer Armee von erprobter Tapferkeit, der die Engländer bis jetzt nichts hatten anhaben

können und die nur ungern zurückwich. Dazu kam noch, daß er Nachrichten erhielt, welche seine Hoffnungen auf Hülfe auf nichts herabstimmen mußten. Hätte der Marschall geglaubt auf zehn bis zwölftausend Mann vom Centralheer rechnen zu können, so hätte er sicherlich diese Hülfe erst abgewartet, bevor er etwas unternommen hätte; denn lieber theilt man die Ehre eines Sieges, als daß man sich der Gefahr aussetzt, die ungetheilte Last einer Niederlage allein tragen zu müssen.

Von allen Seiten sich verlassen sehend und die Uebergabe von Astorga fürchtend, faßte Marmont nun den Entschluß, Lord Wellington durch geschickte Manöver wieder zu entfernen; den Engländern aber eine Schlacht zu liefern, lag ihm durchaus ferne. Das von Spaniern belagerte Astorga war höchstens noch auf vierzehn Tage verproviantirt, durfte man sich aber von dem englischen Heere entfernen, um diesen Platz auf's Neue zu verproviantiren? Und wenn das nicht anging, mußte man dann nicht durch den Fall von Astorga auf der Rechten umgangen werden und in Folge dessen sich immer weiter zurückziehen? So brach denn Marmont plötzlich aus der Zufluchtsstätte hervor, die er hinter dem Duero gefunden. Zuerst versuchte er im Angesichte der englischen Armee wieder über diesen Fluß zu gehen, was ihm auch vollkommen gelang. Er stellte sich, als wolle er auf seiner Rechten Colonnen nach Toro hinabgehen lassen, und bereitete unterdessen bei Tordesillas, auf seiner Linken, die Mittel vor, auf mehreren Bockbrücken wirklich über den Duero zu gehen. In der That, während in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli sein verlängerter rechter Flügel sich stellte, als suche er nach Toro hin den Uebergang zu erzwingen,

ging oberhalb Tordesillas, sein linker Flügel und mit demselben das Centrum wirklich über den Fluß. An dem darauf folgenden Tage zog er, das Staunen und die Verwirrung der Engländer nützend, seinen rechten Flügel an sich und stand mit seinen wohl verproviantirten, von edlem Vertrauen beseelten zweiundvierzigtausend Mann wohlbehalten auf dem andern Ufer des Duero, allem Anschein nach Dinge im Schilde führend, welche für die britische Armee beunruhigend sein mußten.

Nun wollte Lord Wellington ebenso wenig wie Marschall Marmont eine Schlacht schlagen; auf der andern Seite war er jedoch entschlossen, sich um keinen Preis von Ciudad-Rodrigo abschneiden zu lassen, da er seinen Proviant, sowie seine Kriegsvorräthe aller Art dort liegen hatte und ihm dieser Platz zu jeder Zeit eine gute Thüre war, die ihn nach Portugal zurückführte. Er beeilte sich also aufzubrechen und auf dem Wege, auf dem er hergekommen, auf Salamanca zurückzugehen. Mithin war Marmonts Plan, ihn zu einer rückgängigen Bewegung zu bestimmen, vollkommen gelungen.

Ging man wieder auf Salamanca zurück, so fand man verschiedene Nebenflüsse des Duero vor sich, und zwar zuerst die Guarena und dann die Tormes, an welcher Salamanca liegt. Es waren dieß ebenso viele Staffeln, welche man auf dem Rückzuge dem Gegner streitig machen konnte. Wellington wich klug und langsam von der einen auf die andere zurück. Am Ufer der Guarena angekommen, beeilte sich Clausel, ein junger, sehr talentvoller General, allzusehr über dieses Wasser zu gehen, so daß er sich genöthigt sah, seine Stellung wieder zu räumen. Es war dieser Verlust

jedoch von keinem Belang, und am 19. Abends lagerten sich die beiden Armeen bei einer drückenden Hitze an diesem Flüßchen, die eine auf dem rechten, die andre auf dem linken Ufer, und zwar in solcher Nähe, daß die Kanonenkugeln von einem Lager in das andere hineinfliegen konnten.

In der Nacht ging Marschall Marmont von seiner Linken aus die Guarena hinauf, überschritt sie an einem Punkte, wo sie nur noch ein unbedeutender Waldbach war und stand mit einem Male vor den Engländern, die sich darüber gar nicht genug wundern konnten. So verblüfft waren sie, daß sie in aller Eile aufbrachen. Sie marschirten, durch leichte Reiterei und Artillerie gedeckt, eine ziemlich weite Hochfläche entlang in festgeschlossenen Massen. Die französische Armee ließ sie keinen Augenblick aus dem Auge und folgte auf einer parallelen Hochfläche; dabei zeigte sie eine unbegrenzte Zuversicht, wovon der Obergeneral selbst sich berauschen ließ. Von Zeit zu Zeit blieb die am Rande der Hochfläche dahingaloppirende leichte Artillerie stehen, um auf die Engländer zu feuern und ihnen dann weiter zu folgen. Die beiden Positionen führten zu einem Dorfe, wo ganz natürlich jede Armee zuerst anzukommen versucht war. Die Franzosen langten dort zuerst an, verjagten einige Streifer und hatten das Vergnügen, den an ihnen vorbeidefilirenden Feind beschießen zu können. Seit dem Duero-Uebergang hatten sie etwa tausend Gefangene gemacht, theils Verwundete, theils Nachzügler. Am Abend des 20. gingen die Engländer wieder über die Tormes, während die Franzosen sich an dem diesseitigen Ufer lagerten.

Am 21. ging Marmont anderthalb Stunden ober-

halb Salamanca über den eben genannten Fluß und stellte sich den sogenannten Arapilhöhen gegenüber auf, wo die Engländer sich bereits festgesetzt hatten, und wo es nicht leicht war, ihnen etwas anzuhaben. So stolz nun auch Marmont auf die Vortheile sein mochte, die er eben errungen, so war er doch fest entschlossen, die Fehler seiner Vorgänger zu vermeiden; das heißt, die Engländer nicht an Orten anzugreifen, wo sie nicht zu besiegen waren. Er lagerte sich ihnen gerade gegenüber, nachdem er seinerseits eine ziemlich vortheilhafte Stellung genommen, die durch ein kleines Thal von der des Feindes getrennt war, rechts auf das Dorf Calvarossa de Ariba, links auf Waldungen sich stützend, deren er sich bemächtigt hatte. Er hatte also nichts zu fürchten und schlief mit seinen Soldaten ganz ruhig, einzig und allein darauf bedacht, ein System von Manövern fortzusetzen, bei dem er bisher sich so wohl befunden hatte.

An dem darauf folgenden Morgen, das heißt, am 22. Juli, setzte sich Marmont in aller Frühe zu Pferd, um die Absichten des Feindes zu erforschen. Noch ruhte auf beiden Seiten Alles, nichts deutete darauf hin, daß Wellington etwas im Schild führe, höchstens konnte man glauben, er wolle seine Stellung verbessern und sich Salamanca, sowie die Straße von Ciudad-Rodrigo noch mehr sichern. Eine Art Thälchen von geringer Tiefe und ziemlicher Breite, das bei Salamanca auf die Tormes auslief, trennte das französische Heer von dem englischen und machte die beiderseitigen Stellungen gleich sicher. Das von der Division Foy besetzte Dorf Calvarossa de Ariba diente dem rechten Flügel der Franzosen als Angelpunkt, während ihr Centrum und

ihr linker Flügel auf Waldungen sich stützten. So konnte man beiderseits zuwarten, ohne sich zu schaden. Indessen wollte Marschall Marmont, auf die Geschicklichkeit seiner Armee im Manövriren vertrauend, seinen linken Flügel eine Bewegung ausführen lassen, wodurch die Rechte der Engländer ein wenig überflügelt, mithin ihre Verbindungen mit Ciudad-Rodrigo bedroht werden sollten; würden sie dann aufbrechen, sei es, um Salamanca sich zu nähern, sei es, um die Straße von Ciudad-Rodrigo wieder zu gewinnen, so sollte ihre Nachhut angegriffen und ein Theil davon abgeschnitten werden. Dieß ließ sich allerdings thun, war aber viel zu kühn, und da man aus Allem ersehen konnte, daß Lord Wellington einzig und allein darauf sann, wie er Ciudad-Rodrigo möglichst bald wieder erreichen möchte, so wäre es klüger gewesen, ihm eine goldene Brücke zu bauen, als Bewegungen zu wagen, welche, ohne daß man es wollte, zu einer Schlacht führen konnten.

Wie dem immer sein mag, Marmont ließ, seine Rechte unter General Foy im Dorfe Calvarossa de Ariba mit der Division Ferey stehen lassend, hinter diesem Stützpunkt sein Centrum und seinen linken Flügel die Waldungen entlang defiliren, an die er sich mit dem Rücken anlehnte, und zwar so, daß er immer am Rande der Höhen fortmarschirte, die er eingenommen hatte. Zwischen den Engländern und den Franzosen, zur Rechten der letzteren, erhoben sich zwei Hügel, welche seitdem eine traurige Berühmtheit erlangt haben und unter dem Namen Arapile bekannt sind. Von diesen beiden Arapilen war der den Franzosen zunächstliegende zugleich auch der höchste, und hatte man diesen,

so konnte man von seiner Spitze mit großem Vortheil den kleinen Arapil beschießen, dessen die Engländer sich bemächtigt hatten. Man hielt es also für gerathen, den großen Arapil zu nehmen, als zur Stellung der Franzosen gehörend und deren rechten Flügel noch mehr sichernd. Die tapfere Division Bonnet, welcher diese Aufgabe zufiel, vertrieb ohne viele Mühe einige leichte Truppen, die sich dort befanden und stellte daselbst eine starke Batterie auf. Es war eine Art sicheren Angelpunkts, um den man herumzugehen anfing, um das beabsichtigte Manöver auszuführen. In der That, Marschall Marmont ging mit seinen übrigen Divisionen, die Linke an der Spitze, vorwärts, defilirte an den Engländern vorüber, so daß das Thälchen fortwährend die beiden feindlichen Armeen trennte. Die Division Thomières, die seine äußerste Linke bildete, ging etwas pfeilförmig vor, um den rechten Flügel der Engländer zu bedrohen; die Divisionen Sarrut und Maucune bildeten das Centrum, die Division Clausel die Reserve, während die Division Brenier das Gepäck und den Artilleriepark deckte. Diese Bewegungen wurden, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche Marmont in den Besitz des großen Arapil setzte, in aller Ordnung und in ziemlich großer Entfernung vom Feinde aufgeführt, und schienen, wenigstens für den Augenblick, keine ernste Folgen nach sich ziehen zu sollen.

Während Marschall Marmont also manövrirte, ließ Wellington, um seine Verbindungslinien zu sichern, rasch entschlossen, ein ganz ähnliches Manöver ausführen, das heißt, er ließ seinen rechten Flügel ebenso weit vorgehen, als die Franzosen ihren linken, um jeder Zeit ungehindert abziehen zu können. Seinen linken Flügel

aber ließ er unbeweglich vor dem gleichfalls unbeweglichen rechten französischen Flügel stehen und verstärkte ihn zugleich beträchtlich, da er die leichte Division unter General Karl Alton, die erste Division unter General Campbell und gewaltige Reitermassen dort aufstellte; mit seinem Centrum stellte er sich zwischen dem kleinen Arapil und dem sogenannten Arapilendorfe auf, und zwar stets auf dem Rande der Anhöhen, die den von den Franzosen besetzten gegenüber lagen. Dieses Centrum bestand aus vier englischen Divisionen, das heißt, aus mehr als zwanzigtausend Mann: — lauter ausgezeichnete Infanterie. In erster Linie, und zwar mit der Linken am kleinen Arapil, standen die vierte Division unter General Cole, die fünfte unter General Leith; in zweiter Linie die sechste unter General Clinton, die siebente unter General Hope. Lord Wellington schob seine Rechte auf das Dorf Las-Torres vor, Marmonts Linken gegenüber, und bildete dieselbe aus der portugiesischen Brigade Bradford, sowie aus der spanischen Division Don Carlos. Mit ihr verband er die dritte englische, ehemals Picton'sche, von den Ufern der Tormes zurückgezogene Division, sowie alle übrige berittene Mannschaft, weil sich hier der Boden stark senkte und zu Manövern für die Reiterei ganz geeignet war.

Durch diese Maßregeln war der englische Obergeneral den Anordnungen seines Gegners gehörig begegnet, doch ohne zu einer Schlacht herauszufordern, die er immer noch zu vermeiden wünschte. Es war Mittag; den ganzen Tag würde man in solcher Weise fortmanövrirt haben, und sicherlich hätte gegen Einbruch der Nacht Wellington sich auf vollem Rückzuge

befunden, um Ciudad-Rodrigo wieder zu erreichen, wodurch Salamanca den Franzosen ohne Schwertstreich wieder in die Hände gefallen wäre. Da glaubte Marmont den Augenblick gekommen, die Nachhut seines Gegners abzuschneiden, ohne daß es nöthig wäre, sich auf eine förmliche Schlacht einzulassen. Er schob also seine aus der Division Thomières bestehende Linke noch mehr vor, und zwar so weit, daß sie anfing, Angesichts der dritten englischen Division, die ihr mit einer gewaltigen Reitermasse den Weg versperren sollte, von den Anhöhen herabzusteigen. Was sein aus den Divisionen Maucune und Sarrut bestehendes Centrum betrifft, so schob er es noch näher an den Rand des Thälchens, das ihn von den Engländern trennte, ließ diese zwei Divisionen durch den General Clausel unterstützen und zog die Division Brenier näher heran, jedoch ohne einer von ihnen Befehl zum Angriffe zu geben, da es immer noch seine Absicht war, nur die feindliche Nachhut theilweise abzuschneiden. Doch es wurde ihm dieser Plan durch den General Maucune verrückt, der schon glaubte, daß die Engländer in vollem Rückzuge wären und mit großem Vortheil angegriffen werden könnten. Er ließ also den Marschall um den Befehl zum Angriff bitten und ging, ohne denselben erst abzuwarten, in das die beiden Armeen trennende Thälchen hinab, wo er mit den im Centrum stehenden Divisionen Cole und Leith handgemein wurde. Bei diesem Anblicke nahm Lord Wellington, der sich wohl zurückziehen, nicht aber fliehen wollte, die Schlacht an, die man ihm anzubieten schien, und gab seinem Centrum Befehl, den Angriff zurückzuweisen.

Während General Maucune solches that, stieg auf

der Linken der immer noch pfeilförmig fortmarschirende General Thomières gleichfalls allein in die Ebene herab und setzte sich so der Gefahr aus, mit seiner Fronte auf die Infanterie-Division Picton, mit seinen beiden Flanken aber auf dichtgedrängte Reiterschaaren zu stoßen. So wurde man auf der ganzen Fronte der beiden Armeen handgemein, ohne daß die beiden Obergenerale selbst es gewollt hatten.

Zum Unglück für die französische Armee war die Division Clausel noch zurück und konnte also den handgemein gewordenen Divisionen nicht die Hülfe gewähren, deren sie bedurft hätten.

Als Marschall Marmont auf dem großen Arapil, von wo aus er diese verschiedenen Bewegungen seines Heeres leiten wollte, mit seinem Fernrohr sah, welche Fehler man machte, stieg er alsbald wieder zu Pferd, um der Ungeduld seiner Untergenerale in eigener Person Einhalt zu thun. Kaum aber saß er im Sattel, als eine Haubitzenkugel ihm einen Arm zerschmetterte und ihn in der Weiche schwer verletzte. In seinem Blute schwimmend, stürzte der unglückliche Marschall vom Pferde herab und konnte nur noch General Bonnet, den ältesten seiner Divisionsgenerale, als seinen Nachfolger bezeichnen. So schwer war seine Wunde, daß man jeden Augenblick gewärtig sein mußte, ihn verscheiden zu sehen. Während man nun General Bonnet auf der Rechten suchte, wüthete die Schlacht, die sich nun überall entsponnen hatte, fort. General Maucune trieb die Engländer auf das Arapilen-Dorf zurück, und General Sarrut unterstützte ihn. Aber es standen ihm vier Divisionen gegenüber, deren jede stärker war als eine der französischen. So war es denn kein Wun-

der, daß General Maucune vor dem furchtbaren Feuer der Engländer wieder zurückweichen mußte. Da erschien General Clausel, nahm die Stellung der Division Maucune ein und trieb die Engländer wieder zurück. Als Marschall Beresford dieß sah, befahl er seiner zweiten Linie sich so aufzustellen, daß sie mit der ersten einen rechten Winkel bildete, so daß sie der Division Clausel in die Flanke fallen konnte. Zugleich ließ Lord Wellington auf seiner Linken den großen Arapil durch die Portugiesen unter General Packenham angreifen; auf seiner Rechten aber warf er, neben der Infanterie der Division Picton, die ganze Masse seiner Reiterei auf die Division Thomières, die höchst unkluger Weise in die Ebene herabgestiegen war. Trotz dieser gewaltigen Anstrengungen englischerseits behaupteten die Franzosen sich fortwährend auf dem Boden, den sie nun einmal eingenommen hatten. Obgleich ihres Generals beraubt, der nach dem Centrum geeilt war, um den Oberbefehl zu übernehmen, ließ die Division Bonnet die Portugiesen unter General Packenham keinen Schritt vorrücken. Das 120. Regiment tödtete ihnen achthundert Mann und blieb Herr des großen Arapil. General Clausel seinerseits hielt gegen den Frontangriff der Division Clinton wacker Stand, litt aber furchtbar unter dem Flankenfeuer der Division Leith. Man schlug sich in solcher Nähe, daß überall die Generale verwundet wurden. Auf Seiten der Franzosen erhielt General Bonnet eine schwere Verletzung; auch General Clausel wurde verwundet. Auf Seiten der Engländer erhielten Marschall Beresford, sowie die Generale Cole und Leith mehr oder minder schwere Wunden. Auf der Linken der Franzosen und der Rech-

ten der Engländer war der Kampf nicht minder heftig. Mitten in der Ebene von der englischen Reiterei angegriffen, verlor die Division Thomières ihren Führer, der auf dem Schlachtfelde todt niedersank, worauf sie in ziemlicher Unordnung zurückwich. Zwar eilte die Division Brenier ihr zu Hülfe, aber vergebens; denn sie wurde von der rückgängigen Bewegung mit fortgerissen und namentlich das tapfere 22. Regiment, als es Stand halten wollte, übel mitgenommen.

Unterdessen hatte der gleichfalls verwundete General Clausel den Oberbefehl übernommen. Von der Ansicht sich leiten lassend, daß es nicht gerathen sei, Alles zu wagen, gab er Befehl zum Rückzug, und leitete diesen mit großer Geistesgegenwart wieder nach der Hochfläche hin, die man so unkluger Weise verlassen hatte. Er zog die Division Ferey, die auf der äußersten Rechten hinter der Division Foy geblieben war, sowie die Division Sarrut an sich. Hinter diesem soliden Stützpunkt sammelten sich dann nach und nach die Divisionen Thomières, Brenier, Maucune und Clausel. Die Division Bonnet, die, auf dem großen Arapil aufgestellt, den Fuß des Hügels mit feindlichen Leichnamen bedeckt hatte, zog sich gleichfalls in Achtung gebietender Ordnung zurück. Nun versuchten es die Engländer ihrerseits, die Anhöhen zu ersteigen, worauf die Franzosen sich wieder zurückgezogen, doch alle ihre Anstrengungen brachen sich an der Standhaftigkeit der Division Sarrut und Ferey. Bei diesem Anlasse wurde der letztern Division ihr General tödtlich verwundet. Als die Hitze der Engländer sich gelegt hatte, zogen sich die französischen Divisionen nach einander hinter die Divisionen Sarrut und Ferey, dann hinter die Division

Foy, die zu Calvarossa de Ariba unbeweglich stehen geblieben war, und kamen wieder auf den Weg, den sie am Morgen des gleichen Tages in so ganz anderer Absicht und mit so ganz anderen Hoffnungen verfolgt hatten. Jetzt warf sich die ganze englische Reiterei auf die Division Foy, die, da sie noch nicht im Kampfe gewesen, den Rückzug decken sollte. Diese Division bildete ein großes Viereck und zog sich, nachdem sie der englischen Reiterei viele Leute getödtet, in guter Ordnung zurück. So erreichten die Franzosen mit einbrechender Nacht die Ufer der Tormes, über die sie gingen, ohne weiter verfolgt zu werden.

Das war die Schlacht von Salamanca, welche der englischen Armee zu einem unverhofften Siege verhalf und, wie man später sehen wird, einen Wendepunkt in den spanischen Angelegenheiten bezeichnete. Den Franzosen waren nacheinander drei Obergenerale verwundet worden, auf einen mehrtägigen Marsch, der nicht hätte glücklicher sein können, war eine unerhörte Verwirrung gefolgt! Es bewies diese Schlacht abermals auf's deutlichste, daß die moralische Wirkung der Kriegsereignisse meistens weit über ihre materielle Wirkung hinausgeht. Hatten die Franzosen die Generale Thomières und Ferey verloren, waren auf ihrer Seite ferner Marschall Marmont, sowie die Generale Bonnet, Clausel und Maucune verwundet worden, so war bei den Engländern General le Marchant gefallen, sowie der Marschall Beresford und die Generale Cole, Leith, Cotton schwer verwundet. Die Franzosen hatten etwa fünf- bis sechstausend Todte und Verwundete, die Engländer etwa eben so viele. Ferner hatten die ersteren zwölf Kanonen im Stiche lassen müssen, die

ihre Bespannung verloren hatten. Der Unterschied in den materiellen Resultaten war daher nicht gar groß, und doch war die beiderseitige Lage nun eine total veränderte. Die Franzosen durften sich jetzt keine Hoffnung mehr machen, die Engländer zum Rückzuge zu zwingen; mithin war es an ihnen selbst, nun zurückzuweichen. Man mußte hinter den Duero zurückgehen, ja vielleicht noch weiter, wenn man einer mit Recht über solche Kriegsführung erbitterten Armee wieder das nöthige Vertrauen zu sich selbst und zu ihren Führern schenken wollte. Lord Wellington dagegen war nun Herr in Castilien und hinter den Franzosen her, da nirgends eine Streitmacht stand, welche ihm die Spitze zu bieten vermochte. Das Marmont'sche Heer mußte, wohl oder übel, sich so lange zurückziehen, bis es sich mit der Nordarmee vereinigen konnte; das Centralheer war viel zu schwach, um es mit den Engländern aufzunehmen, die andalusische Armee aber viel zu weit entfernt; es konnte also Wellington entweder den General Clausel verfolgen, um ihn zu vernichten zu suchen, oder aber konnte er sich auf Madrid werfen, um im Triumph dort einzuziehen. Solcher Art waren die Folgen der Uneinigkeit und Unbesonnenheit der französischen Heerführer!

Dem nun das Obercommando führenden General Clausel hatte das Marmont'sche Heer es allein zu danken, daß der Rückzug in Ordnung und mit Ruhe vor sich ging. Am 23. Juli ging er, so schnell er nur konnte, hinter den Duero zurück. Die Engländer, die ihm mit ihrer Reiterei nachzusetzen suchten, wurden von dem französischen Führer übel zugerichtet. Nur das sechste leichte französische Regiment litt etwas, da

es sich nicht geschwind genug zu einem Vierecke hatte bilden können. Einmal hinter dem Duero, hatte Clausel die Engländer vom Halse; statt ihrer aber hatte er nun Schwärme von Guerilla-Banden abzuschlagen, die ihm seine Verwundeten, seine Nachzügler, seine Futterholer tödteten.

Vergebens hatte, wie wir wissen, Marmont auf Verstärkungen gewartet. Jetzt, am ersten Tage des Rückzugs, traf General Clausel auf tausend Mann, die General Caffarelli endlich hatte abgehen lassen, und die in zwei Reiterregimentern, sowie in einem Detaschement reitender Artillerie bestanden. Ein anderes Hülfscorps ward in dem Augenblicke, wo die Armee über den Duero ging, durch eine Depesche Josephs angekündigt. Es bestand aus etwa dreizehntausend Mann, das heißt, fast aus dem ganzen Centralheere, das Joseph in eigner Person nach Salamanca zu führen beschlossen hatte. Am 21. Juli aus Madrid ausmarschirt, stand es am 23. zu Villa-Castin. Erst am 24. erfuhr es gerüchtweise die Schlacht von Salamanca. Jetzt blieb es noch einige Tage im Angesichte der Engländer stehen, um dem auf Burgos sich zurückziehenden Marmont'schen Heere Luft zu machen. Am 9. August war es wieder in Madrid.

Die Lage der Franzosen war plötzlich eine ziemlich kritische geworden, und es war nun klarer denn je, daß man sich möglichst bald concentriren müsse, um mit sämmtlichen verfügbaren Streitkräften, die in Spanien standen, den Engländern eine entscheidende Schlacht zu liefern. Diese Concentration aber war nur um den Preis der alsbaldigen Räumung Andalusiens zu erlangen. Joseph schrieb daher an Marschall Soult

einen derben Brief, worin er ihm den gemessenen Befehl gab, Andalusien sofort zu verlassen, das heißt, die Linien von Cadix, Granada und Sevilla zu räumen, so viel zu retten, als er könnte, und nach der Mancha sich zurückzuziehen. Wolle, so hieß es in der Depesche, der Marschall nicht gehorchen, so habe er das Commando an den Grafen von Erlon abzugeben.

Die große Frage des Augenblicks war, ob Wellington das Marmont'sche Heer noch weiter verfolgen, oder ob er sich auf Madrid werfen würde. Doch bald genug sollte sie entschieden werden; denn plötzlich blieb der englische Heerführer in der Nähe von Valladolid stehen, um auf Madrid zu marschiren. Obgleich die moralische Wirkung, welche durch eine Besetzung der Hauptstadt Spaniens hervorgebracht werden mußte, groß war, so hätte Wellington vielleicht doch besser daran gethan, dem ermüdeten, in halbem Aufruhr befindlichen Marmont'schen Heere weiter zu folgen; denn bei dem Zustande, worin es sich dermalen befand, konnte es zweifelhaft erscheinen, ob es selbst einem Clausel gelingen werde, es vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren.

Vom 10. August an konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Wellington auf Madrid zumarschirte. Was sollte der arme König nun thun? Sollte er nach der Mancha sich zurückziehen, um dort mit dem von Sevilla heranziehenden Soult'schen Heere sich zu vereinigen, Wellington eine Schlacht zu liefern und diesem Madrid streitig zu machen? Aber war es nicht recht sonderbar, einer siegreichen Armee eine Schlacht liefern zu wollen, während man das mittägliche Spanien und das Meer, das heißt, einen offenen Abgrund

im Fall einer Niederlage vor sich hatte? Dieser Plan war also ziemlich gefährlich, doch brauchte man ihn nicht erst lange zu prüfen, da man nicht annehmen durfte, daß Soult bereits auf dem Marsche und die ihm gegebenen Befehle in voller Ausführung begriffen seien. Man mußte somit entweder sich auf den in Sevilla stehenden Soult oder aber auf Marschall Suchet in Valencia zurückziehen. Welches das Räthlichere sei, konnte nicht lange zweifelhaft sein. Sevilla war nicht allein die entfernteste Provinz Spaniens, sondern es war auch ganz und gar von Frankreich abgeschnitten, während man zu Valencia über Tortosa, Tarragona, Lerida, Saragossa mit den Pyrenäen leicht und sicher communicirte. Ferner fand man dort ein reiches, unterworfenes, trefflich verwaltetes Land, und endlich — was entscheidend war — konnte man die andalusische Armee nach Valencia führen, während es wahrhaft wahnsinnig gewesen wäre, die aragonische Armee nach Sevilla führen zu wollen. Marschall Soult wurde also demgemäß instruirt.

Aber es galt nun, Madrid zu verlassen und es mußte ein solcher Schritt dem König peinlich genug sein. Sollte er seine Anhänger, deren die Hauptstadt nicht weniger denn zehntausend von jedem Geschlecht und jedem Alter zählte, der Wuth ihrer Landsleute aussetzen, die weder Verwundete, noch Kranke schonten? Ließ man sie zurück, so weihte man sie einem gewissen Tode; führte man sie mitten im August über die Ebenen der Mancha und die unfruchtbaren Berge von Cuença, so gab man sie wiederum dem Tode, das heißt, dem Hungertode preis. Die Wahl war eine grausame und doch wollten, da der Mensch stets die zunächstliegende

Gefahr zu vermeiden sucht, sämmtliche Afrancesados mit der Armee die Stadt verlassen, sobald das Gerücht von einer demnächstigen Räumung derselben sich verbreitete. Man brachte also so viele Wagen zusammen, als man immer bespannen konnte, und so fingen sie am 10. August an, auf wenigstens 2000 Wagen und unter dem Schutze des Centralheeres aus Madrid auszuziehen. Sie bildeten mit diesem Heere eine Masse von etwa vierundzwanzigtausend Individuen, die zur Hälfte mit Waffen und nur wenige mit Lebensmitteln versehen waren. Zu Madrid aber ließ man noch viele Kranke und Verwundete zurück. Man brachte diese alle nach dem befestigten Retiro, wo man unter Oberst Caffond eine Garnison von zwölfhundert Mann zurückließ. Diese opferte man, da man in Folge einer Nachlässigkeit des königlichen Generalstabs sich nicht einmal versichert hatte, ob auch Wasser in den Brunnen des Retiro wäre. Dennoch sollten diese zwölfhundert Mann sich sehr nützlich machen, da sie einige tausend Kranke und Verwundete von der Wuth der Guerilla-Banden retteten und der englischen Armee übergaben, welche entwaffnete Feinde achtete und denselben Achtung zu verschaffen wußte.

Der Weg Joseph's ging über Ocaña, Albacete und Chinchilla nach Valencia. Am 15. August verließ man bei einer wahren Glühhitze den Tajo. Es hatte dieser Zug etwas ungemein Peinliches. Hunderte von Familien bedeckten mit ihren schlechtbespannten Wagen die Wege und streckten jeden Abend den Soldaten bittend die Hände entgegen, damit sie ihnen von dem Geraubten etwas zukommen lassen möchten. Ueberall fand man die Einwohner auf der Flucht, abgebrannte oder

leere Speicher, und keine Seele, von der man gegen gutes Geld ein bischen Brod, oder Fleisch hätte bekommen können. Anstatt der Einwohner traf man häufig nur auf Guerilla-Banden, die unbarmherzig Alles mordeten, was sich von der fliehenden Colonne entfernte. War es wieder Tag geworden, so mußte man, müde, krank, dem Hungertode nahe, wieder aufbrechen, wenn man nicht vor den Augen der Nachhut ermordet werden wollte. Das war Alles, was vom Königthum Joseph's noch übrig war — jenem Königthum, das man so leichtsinnig hatte an die Stelle des alten setzen wollen, das bereits die Absendung von sechsmalhunderttausend Franzosen nach Spanien nothwendig gemacht und dreimalhunderttausend von ihnen das Leben gekostet hatte!

Schon nach wenigen Tagen existirten viele von diesen Unglücklichen nicht mehr. Andere, die nicht mehr nachfolgen konnten, suchten Dörfer auf, um dort ein Mitleid anzuflehen, das ihnen gar oft nicht zu Theil ward. Von den spanischen Truppen, welche Joseph's Garde bildeten, riß ein Theil aus, und endlich kam man weit weniger zahlreich, als man Madrid verlassen, vor Chinchilla an. Das Fort gleichen Namens war vom Feinde besetzt und beherrschte die Straße. Man mußte also diese verlassen, um sie einige Stunden weiter weg mit Mühe wieder zu erreichen. An den Grenzen von Valencia traf man auf die Vorposten Suchet's, und wer Kraft genug gehabt zu dieser schwierigen Reise, hatte nun die Freude, ein ruhiges, bewohntes, reiches und freundschaftlich gesinntes Land zu finden. Am 1. September zog man in Valencia ein, und hier beschloß man, die andalusische Armee zu erwarten und

im Schooße des Ueberflusses von den erlittenen Strapazen auszuruhen.

Obgleich es Marschall Soult sehr widerwärtig war, Andalusien zu verlassen, so konnte er nun denn doch nicht umhin, der erhaltenen Weisung nachzukommen. Er, der sich geweigert, auf einige Wochen Mannschaften an das Marmont'sche Heer abzugeben, hatte nun die letzte Möglichkeit, sich dort zu behaupten, sich entschwinden sehen; denn blieb er noch länger im Süden, so setzte er sich dem Schicksal des General Dupont aus. Aber was mußte der Kaiser, der über die Affaire von Gorto geschwiegen, über das jüngst in Castilien Geschehene sagen? Wie mußte sein Urtheil ausfallen, wenn Spanien, wie es jetzt allen Anschein hatte, in Folge des Zusammenstoßes bei Salamanca für ihn verloren ging? Um daher seinen Ungehorsam zu erklären, war der Marschall auf eine sonderbare Ausrede verfallen. Er hatte gemeint, es habe Joseph ihm sämmtliche Befehle, die er, Soult, sich geweigert auszuführen, nur in Folge eines geheimen Einverständnisses mit dem ihm verschwägerten Bernadotte, mit den Engländern, mit den Russen, zu deren Mitschuldner er sich gemacht, gegeben, so daß der König an Frankreich und an seinem Bruder ganz einfach zum Verräther geworden wäre! Habe doch, meinte der Marschall, Bernadotte mehrere hundert Spanier in seine Dienste genommen, sei doch Joseph's Gesandter in Rußland geblieben, sei doch Moreau aus Amerika in Schweden angekommen, sei doch Joseph Bernadotte's Schwager, und was dergleichen Ausflüchte mehr waren.

Alles dieses hatte der Marschall zu seiner größeren Sicherheit dem Kaiser berichtet und in einer an den

Kriegsminister in Paris gerichteten Depesche niedergelegt, die von einem der Handelsmarine angehörigen Capitän nach einem der französischen Häfen am mittelländischen Meere gebracht werden sollte.

Nachdem er diese seine Depesche abgefertigt, hatte der Marschall dem Könige geschrieben, wie er, trotzdem daß er auf allen seinen früheren Ansichten beharren müsse, den königlichen Befehlen nun unversäumt nachkommen und, sobald er seine zerstreut umherliegenden Truppen beisammen habe, über Murcia nach Valencia marschiren werde. Und in der That begann der Marschall, nachdem er das in den Linien von Cadix vorhandene ungeheure Material in's Meer versenkt und die nöthigen Kriegs- und Mundvorräthe beisammen hatte, seinen Rückzug am 25. August. Diejenigen Kranken und Verwundeten, die er nicht mitnehmen konnte, der Menschlichkeit der Bewohner von Sevilla empfehlend. Natürlich durfte auch der zu Granada stehende Truppentheil nicht vergessen werden. Das Corps, das unter dem Grafen Erlon völlig unnütz Estremadura besetzt hielt, mußte an den Ufern des Guadalquivir hinab-, an demselben dann über Cordova bis Baeza wieder hinaufgehen und zu Huescar mit dem Hauptcorps sich vereinigen. War auch diese Räumung minder jämmerlich als die von Madrid, so war doch auch sie traurig genug und durch nur allzu viele Leiden bezeichnet. Endlich, in den letzten Tagen des September, gewahrte die Vorhut der Soult'schen Armee in der Gegend von Almanza die des Marschalls Suchet. Wonnetrunken stürzten sich die Soldaten einander in die Arme, denn in diesen fernen Gegenden, wo man keinen Augenblick seines Lebens sicher war und man

bis auf den letzten Mann umkommen zu müssen glaubte, begegnete man einander nie, ohne die lebhafteste Freude zu äußern.

Während Joseph Soults baldiger Ankunft entgegensah, wurde ihm eines Tages gemeldet, es habe der Capitän eines Kauffahrteischiffes im Grao (dem Hafen von Valencia) gelandet und wolle, da er sich von den Engländern heftig verfolgt sehe, ein ihm übergebenes Paket französischer Depeschen dem Könige übergeben. Joseph erbrach das Paket und sah zu seinem nicht geringen Erstaunen, wie er von Marschall Soult darin als ein Verräther an seiner Familie und an seinem Vaterlande hingestellt war. Es mußte also seine erste Unterredung mit Soult peinlicher, ja selbst stürmischer Natur werden.

Zu Fuente de Higuera sahen sich die Beiden zum ersten Mal wieder. Der König war von den Marschällen Jourdan und Suchet begleitet, die aber, eine peinliche Scene fürchtend, der ersten Unterredung anzuwohnen sich weigerten. Wie sich leicht denken läßt, war Soult höchst unangenehm überrascht, als der König ihm bewies, daß er die für den Kaiser bestimmten Depeschen gelesen. Doch hatte diese Entdeckung vielleicht das Gute, daß der Marschall seine Fehler fortan durch um so größeren Gehorsam wieder gut zu machen suchte. Weiter wollte auch Joseph für den Augenblick nichts, und darum beschränkte er sich nach einer scharfen Erklärung darauf, die drei Marschälle in einen Kriegsrath zu vereinigen zur Feststellung eines vernünftigen Feldzugsplans, wodurch den Engländern ihr neulicher Triumph etwas verbittert werden sollte.

Marschall Soults Meinung ging nun dahin, man

müsse mit der andalusischen Armee das ganze Centralheer, sowie einen Theil des in Aragon stehenden vereinigen und mit dieser Truppenmasse durch die Mancha auf den Tajo und auf Madrid marschiren. Marschall Suchet dagegen schlug vor, man solle das vereinigte andalusische und Centralheer in die Provinz Guadalaxara einrücken lassen. Dort den Uebergang über den Tajo erzwingen, beide Heere sodann trennen, das Centralheer wieder auf Cuença zurückführen, wo es der an der Grenze von Valencia stehenden aragonischen Armee jeder Zeit die Hand reichen könne, und die andalusische Armee in der Provinz Guadalaxara sich festsetzen lassen, so daß sie ihre Basis in Calatayud, ihre Spitze in Madrid hätte und mit ihrer Rechten über Soria mit dem Marmont'schen Heere in beständiger Verbindung wäre. Auf diese Art würden die vier Hauptarmeen sich auf einander stützen, mit dem Rücken sich an die Pyrenäen anlehnen, zu jeder Zeit bälder zu zweien sich vereinigen können, als es dem Feinde möglich wäre, auf eine von ihnen loszumarschiren, da sie in dem gesicherten Besitze von Valencia, Tortosa, Tarragona, Barcelona, Lerida, Saragossa, Burgos, Valladolid wären; mithin würden sie auch nie in ihren Stellungen überwältigt oder von Frankreich abgeschnitten werden.

So trefflich nun auch dieser Plan sein mochte, so war die erste Frage doch die, wie es am Besten anzugreifen wäre, um wieder nach Madrid zu kommen und dort die Tajo-Linie sich wieder zu sichern. Konnte nicht Lord Wellington, wenn er das nicht von General Bonaparte gegebene Beispiel nachahmte, der Durchfüh-

rung so große Geschicklichkeit erheischender Operationen ernste Hindernisse in den Weg legen?

Marschall Jourdan meinte also, man müsse vom oberen Tajo her wieder auf Madrid marschiren, um dem Marmont'schen Heere wieder die Hand zu reichen, und dann mit den drei vereinigten Heeren, das heißt, mit dem Marmont'schen, dem andalusischen und dem Centralheer, zusammen achtzig- bis neunzigtausend Mann und hundertfünfzig Feuerschlünde zählend, auf die Engländer zumarschiren. Wahrscheinlich werde man den britischen General mit zwei bis drei Divisionen in Madrid finden, während seine übrigen Truppen sich in Castilien mit General Clausel herumschlügen. Die Tajo-Linie werde also ohne viele Mühe zu erobern sein; sodann werde man sich mit dem Marmont'schen Heere vereinigen und mit dieser entschiedenen Uebermacht in Madrid wieder einziehen. Da es aber möglich sei, daß man sich täusche, daß der Tajo besser bewacht sei, als man glaube, so müsse man auf Valencia zurückgehen können, um dort ein willkommenes Asyl, sowie den Knotenpunkt aller Verbindungen mit Frankreich wieder zu finden. Darum sei es durchaus nothwendig, daß man Suchet auch nicht ein einziges Bataillon entziehe. Marschall Jourdan meinte also, man solle sich vor der Hand darauf beschränken, das Centralheer mit dem andalusischen zu vereinigen, wodurch man ein Corps von etwa sechsundfünfzigtausend Mann sammt hundert Feuerschlünden erhalten werde — eine Macht, die zur Eroberung der Tajo-Linie völlig genügend sei. Diese sechsundfünfzigtausend Mann, so aber dann in zwei Colonnen marschiren, und zwar so, daß die andalusische Armee über Chinchilla, San-Cle-

mente und Ocaña Aranjuez erreichte, während das Centralheer auf der Straße von Cuença über Requena, Cuença, Fuente-Dueña vordrang, so daß beide bei ihrer Vorwärtsbewegung sich die Hand reichen könnten und an dem gewünschten Punkte am Tajo ankommen müßten. Nur wollte der Marschall der auf der Rechten marschirenden Colonne (dem Centralheer) sechs- bis siebentausend Mann von der andalusischen Armee beigegeben wissen, so daß die erstere auf sechzehn- bis siebzehntausend Mann gebracht, die letztere aber auf neununddreißig- bis vierzigtausend Mann vermindert werden mußte. Endlich schlug er noch vor, dem Centralheere in der Person des Grafen von Erlon einen tüchtigen Befehlshaber zu geben, dem Könige die beiden Obergenerale unterzuordnen und alsbald nach dem oberen Tajo aufzubrechen. Was den König betrifft, so sollte er bald mit der einen, bald mit der andern Colonne marschiren.

Dieser so verständige, der Lage der Dinge so angemessene Plan ward von Joseph auf der Stelle angenommen. Zwar machte Soult Anfangs allerlei Schwierigkeiten, und namentlich wollte er keinen Theil der unter ihm stehenden Truppen abgeben; endlich aber fügte er sich doch, als Joseph ihm kategorisch erklärte, daß er entweder zu gehorchen oder sein Commando auf der Stelle an den Grafen von Erlon abzugeben hätte.

So brach man, mit Kriegs- und Mundvorräthen aller Art wohl versehen, zwischen dem 18. und 20. October in zwei Colonnen, zusammen sechsundfünfzigtausend Mann stark, auf und ließ bei Suchet alle Kranken und Dienstuntüchtigen zurück. Letzterer durfte

seine ganze Armee behalten, und um mit den Truppen des Königs auf dem kürzesten Wege, das heißt, auf dem von Cuença, statt communiciren zu können, ließ er an dem Theile dieser Straße arbeiten, welcher zwischen Buñoz und Requena liegt. Diesen Weg schlug das Centralheer mit seiner Artillerie ein.

So marschirten die beiden Colonnen gleichzeitig auf den Tajo zu, ohne durch ein ernstes Hinderniß sich aufgehalten zu sehen. Das Centralheer unter dem Grafen von Erlon hatte zwar die Banden eines Villa-Campa, eines Empecinado, eines Duran auf dem Halse, welche die ganze Gegend des oberen Tajo, das heißt, die zwei Provinzen Guadalaxara und Cuença, überschwemmten. Indessen gelang es ohne allzu viele Mühe, sie auseinander zu jagen, da das Centralheer kluger Weise auf etwa sechzehntausend Mann gebracht worden war. Was die andalusische Armee betrifft, so fand sie gar kein Hinderniß auf ihrem Wege, indem das Fort von Chinchilla ihr ohne Weiteres die Thore öffnete. Und so stand man, zwischen Fuente-Dueña und Aranjuez, um den 27. und 28. October am Ufer des Tajo, in einer Verfassung, die es erlaubte, auf dem einen oder dem andern dieser beiden Punkte sich in Masse zu vereinigen.

Die Hauptfrage war jetzt nur, ob man Lord Wellington vor Madrid treffen würde oder nicht. Wollte der englische Oberbefehlshaber seine Eroberung hartnäckig vertheidigen, oder lag ihm nicht allzu viel daran? Diese Frage durfte Joseph und seinen Generalquartiermeister Jourdan wohl beschäftigen; indessen lauteten alle Nachrichten beruhigend. Durfte man einem allge-

mein verbreiteten Gerüchte glauben, so hatte man bloß General Hill mit zwei bis drei Divisionen vor sich.

Was während der Reise Josephs nach Valencia zu Madrid und im Norden von Spanien vorgefallen war, war etwa Folgendes:

Am 12. August war Wellington, von sämmtlichen spanischen Volksführern umgeben, in Madrid eingezogen. Bedenkt man, in welcher Lage sich dieselben lange Zeit befunden und wie sie auf der ganzen Halbinsel nur noch Carthagena, Cadix und Lissabon inne gehabt, so läßt sich begreifen, wie ihre Freude sich bis zum Wahnsinn steigern konnte. Das unglückliche Unternehmen gegen Rußland, die Nachlässigkeit, womit Napoleon die spanischen Angelegenheiten behandelte, der mangelhafte Gehorsam, den Josephs Befehle fanden, die Uneinigkeit der französischen Generale: Alles das hatte den Spaniern und insbesondere dem britischen General zu Erfolgen verholfen, die sie selbst nie gehofft. Don Carlos d'España und Empecinado waren die Herren Madrids geworden. Sie begannen damit, daß sie die eben fertig gewordene Constitution von Cadix beschwören ließen. Im Grunde aber ließ man der insurrectionellen Regierung von Cadix huldigen. Nachdem dieß geschehen war, mußte man über die Afrancesados, unter denen sich viele hohe Personen und Beamte, sowie etliche tausend treffliche Soldaten befanden, sich aussprechen. Während Don Miguel de Alava, ein Officier der spanischen Armee, den Lord Wellington oft verwendete, seinem edlen Charakter gemäß auf dem Stadthause von Madrid von Schonung und Milde sprach, führten Don Carlos d'España und Empecinado Worte im Munde, welche keineswegs geeignet waren,

Jemand zu gewinnen, wohl aber alle Vernünftigen verletzen und empören mußten. Sämmtliche Münzen, welche Joseph hatte prägen lassen, wurden außer Curs gesetzt, und ferner that man lediglich nichts, um der ungeheuren Theurung, welche in Madrid herrschte, ein Ende zu machen. Zu allen Ausschreitungen seiner Freunde, die, wenn man ihre Bildungsstufe in Anschlag brachte, nichts Ueberraschendes hatten, gesellte Lord Wellington die Fehler des britischen Stolzes. Er hatte sich im königlichen Palaste einquartiert, was den Stolz der Spanier nicht wenig verletzte, und hatte, als Oberst Laffond aus Mangel an Trinkwasser den Retiro übergab, ein Etablissement zerstört, woran den Spaniern sehr viel gelegen und das unter dem Namen la China ihnen das war, was für die Franzosen die Fabrik von Sèvres und für die Sachsen die von Meißen ist.

Während Wellington solches that, hatte General Clausel das Marmont'sche Heer reorganisirt und war, obgleich er nur noch fünfundzwanzigtausend Mann hatte, voller Kühnheit auf den Duero zumarschirt, an dem die Hauptmasse der englischen Armee aufgestellt war. Er hatte überall die feindlichen Vorposten zurückgetrieben und General Foy mit einer Division entsandt, um die Garnisonen von Astorga, Benavente, Zamora und Toro an sich zu ziehen. Leider hatte die Garnison von Astorga einen Tag vor seiner Ankunft sich an die Spanier ergeben; doch hatte er die Kranken und Verwundeten gerettet, die übrigen kleinen Posten am Duero und an der Esla an sich gezogen und sich dann wieder mit Clausel vereinigt.

Als Wellington sah, daß ein so junger Gegner

mit den Trümmern einer geschlagenen Armee solch' stolze Haltung annahm, war er, den General Hill zu Madrid lassend, nach Altcastilien aufgebrochen und, unterwegs die galicische Armee an sich ziehend, mit fünfzigtausend Mann auf Burgos marschirt.

Bei Wellingtons Annäherung hatte General Clausel die Ufer des Duero verlassen und sich auf Valladolid, Burgos und Briviesca zurückgezogen, um endlich am Ebro stehen zu bleiben. Bevor aber der englische General ihn weiter verfolgte, wollte er zuerst noch das feste Schloß nehmen, welches Burgos beherrschte, und ohne das der Besitz der Stadt keinen Werth hatte. Er unternahm also zu Ende September, das heißt, etwa zu der Zeit, wo Joseph sich anschickte, auf Madrid zu marschiren, die Belagerung desselben.

Das Schloß von Burgos war ein altes Gebäude aus den Zeiten der Mauren und krönte die Anhöhe, an der die Stadt Burgos liegt. Um die alten gothischen Mauern her waren noch zwei Linien mit Sturm- und Schanzpfählen, sowie mit starkem und zahlreichem Geschütz gespickt. Noch hatte man auf der sogenannten Michaelshöhe ein Hornwerk angebracht, welches die Position des Schlosses beherrschte. Diese improvisirte Festung hielt General Dubreton mit zweitausend Mann besetzt. An Lebensmitteln und Kriegsvorräthen jeder Art fehlte es ihm nicht, sowie er auch entschlossen war, sich tapfer zu vertheidigen.

Lord Wellington, eingedenk, daß seine Soldaten Ciudad-Rodrigo im Anlauf genommen, meinte daß das Hornwerk keinen langen Widerstand würde leisten können. Seine Truppen griffen also in der Nacht vom 19. auf den 20. September das Werk ohne Weiteres

an, wurden aber durch das Flintenfeuer eines Bataillons vom 34. Linienregiment am Fuße der Verschanzung aufgehalten. Eine englische Colonne indessen, die in der Dunkelheit um das angegriffene Werk sich herumgeschlichen hatte, drang, den Umstand, daß die Kehle nicht vollständig verpallisadirt war, nützend, in dasselbe ein. Jetzt zogen sich die Soldaten vom 34. Regiment über die Leiber der eingedrungenen Feinde hinweg auf das Fort selbst zurück. Sie hatten den Engländern über vierhundert Mann getödtet oder verwundet, selbst aber keine hundertfünfzig verloren.

Herren der Position von Sanct Michael, suchten die Engländer dort eine Batterie zu errichten, um die Schirmwerke des Schlosses zu Schanden zu schießen. Der Widerstand, den sie im Hornwerk gefunden, hatte ihnen gezeigt, daß dieses elende Nest sich nicht in einem ersten Anlaufe nehmen lasse. Nachdem sie also auf der Michaelshöhe eine Batterie errichtet, fingen sie an auf das Schloß zu feuern; doch bald mußte ihre Artillerie, da sie nur von geringem Kaliber war, vor der französischen schweigen. Sie hatten blos einige Sechzehnpfündner, welche die Guerilla-Banden von Alava und Biscaya von der englischen Flotte bekommen und mit vieler Mühe bis nach Burgos geschleppt hatten.

Als Lord Wellington einsah, daß es so gut wie unmöglich sei, mit dem ihm zu Gebot stehenden Geschütze Bresche zu schießen, wagte er in der Nacht vom 22. auf den 23. September einen neuen Sturm. Seine Colonnen wurden, als sie ihre Leitern anlegten, geworfen und verloren recht unnützer Weise viele Leute. Eine von diesen Colonnen, aus Portugiesen bestehend,

wurde durch das Gewehrfeuer zum Theil vernichtet, noch ehe sie hatte Sturmlaufen können.

Nun mußte man wiederum zu einer regelmäßigen Belagerung, und da man kein grobes Geschütz hatte, zu Minen seine Zuflucht nehmen. Eine erste ließ man in der Nacht vom 29. auf den 30. September springen, und gleich darauf wollte eine Colonne mit stürmender Hand das Werk nehmen, jedoch vergebens. Am 4. October ließ man eine zweite Mine springen. Eine weite Bresche war das Resultat dieser neuen Explosion, während die vom 29. durch die Artillerie noch erweitert worden war. Jetzt warfen sich die Belagerer wuthentbrannt auf die beiden Breschen und nahmen sie, aber die Garnison schlug eine der beiden Colonnen wieder zurück. In der andern Bresche hatten sich die Engländer festgesetzt, in der Hoffnung, auch die zweite Linie bald nehmen zu können. Aber am 8. machte die Garnison einen allgemeinen Ausfall, zerstörte die englischen Werke und trieb die Belagerer gänzlich hinaus, so daß die Sachen wieder ganz so wie zu Anfang der Belagerung standen. Die Bresche wurde alsbald durch eine nach hinten zu errichtete Verschanzung geschlossen, so daß außer dem Hornwerke nichts verloren war. Lord Wellington aber hatte jetzt zwanzig Tage und zweitausendfünfhundert Mann geopfert. Voller Aerger wollte er in der Nacht vom 19. October einen letzten Versuch wagen. Engländer, Spanier, Portugiesen stürzten sich, als die bei der Kirche zu Sanct Roman angelegte Mine gesprengt war, mit ihren Leitern auf die erste Linie los. Auch dießmal gelang es ihnen, sie zu nehmen, worauf sie auf die zweite zueilten. Allein jetzt drang die tapfere Gar-

nison in Masse aus ihrem bedeckten Wege hervor, machte einen ungestümen Bajonnetangriff, tödtete eine große Anzahl von Feinden und warf sie zum dritten Mal über die einen Augenblick genommene Linie zurück. Ein Gleiches geschah auf einem andern, dem ersten entgegengesetzten Punkte, wo Wellington es versucht hatte Bresche zu schießen. Die Belagerten schlossen die bei der Kirche zu Sanct Roman entstandene Bresche, zerstörten sogar die Kirche, die dem Feinde nützlich sein konnte und zeigten sich muthiger und furchtbarer denn je.

So hatten zweitausend, durch das Feuer und die Strapazen bis auf fünfzehnhundert verwundete Soldaten hinter einigen schlechten Werken fünfzigtausend Feinde volle vierunddreißig Tage durch ihren heldenmüthigen Widerstand aufgehalten und ihnen dreitausend Mann getödtet oder verwundet!

Indem die Garnison des Schlosses von Burgos solches gethan, hatte sie dem Marmont'schen Heere es möglich gemacht, eine Achtung gebietende Haltung wieder anzunehmen, dem Central= sowie dem andalusischen Heer, auf den Tajo zuzumarschiren, allen aber, zu Wellington's Erdrückung sich zu vereinigen. In der That, General Clausel hatte am Ebro die längs der Pyrenäen errichteten Depots, sowie kleine Grenzgarnisonen, etwa zehntausend Recruten, und endlich Pferde für seine Artillerie und seine Reiterei bekommen, wodurch seine Armee auf fünfunddreißigtausend Streitbare gebracht wurde. Was General Caffarelli betrifft, so fand auch er sich endlich bewogen, dem Marmont'schen Heer zehntausend Mann zu leihen, die, wenn sie vor der Schlacht von Salamanca eingetroffen wären, gar

vieles Unheil verhindert hätten. Leider hatte General Clausel in dem Augenblick, wo er sich an der Spitze dieser fünfundvierzigtausend Mann in Bewegung setzte, in Folge der Schmerzen, welche die jüngst erhaltene Wunde ihm verursachte, die Armee verlassen müssen. General Souchan, ein alter republicanischer Officier voller Erfahrung und Tapferkeit, hatte an seiner Stelle das Obercommando übernommen und kam nun der muthigen Garnison zu Hülfe, welche seit vollen vierunddreißig Tagen die armseligen Werke von Burgos vertheidigte.

Von dem von Norden herandringenden, und dem aus dem Süden sich auf ihn zubewegenden Central- und andalusischen Heer bedroht, befand Wellington sich in einer jener schwierigen Lagen, woraus General Bonaparte einst durch unerhörte Siege sich gerettet hatte. Wäre er minder vorsichtig und thätiger gewesen, so hätte er, mit der Raschheit des ehemaligen Generals der italienischen Armee sich concentrirend, bald diese, bald jene der gegen ihn heranziehenden Armeen vereinzelt schlagen können, um endlich Herr von Spanien zu bleiben. Allein es hat nun einmal jeder Mensch seinen eigenen Kopf, und wahrhaft lächerlich ist es, von Allen die gleichen Eigenschaften zu verlangen. Der kluge, besonnene, solide, langsame Wellington hatte Soldaten, die man nicht geschwind führte und leicht exaltirte; er war nicht der Mann, Spanien in einem einzigen Feldzuge zu erobern; wohl aber sollte er dieses Ziel in mehreren Feldzügen erreichen. Mehr bedurfte es nicht, um der Politik seines Vaterlandes zum Siege zu verhelfen, die französische Politik aber zu ruiniren.

Als Wellington das Marmont'sche Heer mit verstärkter Macht heranrücken sah, gab er voller Aerger die Belagerung des armseligen Schlosses auf, die ihm dreitausend Mann gekostet, seine Lorbeeren welk gemacht und ihm wahrscheinlich nun auch Madrid kosten sollte. Auf seinem Rückzuge hatte seine Nachhut mehrere heftige Kämpfe zu bestehen, wobei General Maucune — der nämliche, der in so tollkühner Weise den Anlaß zur Schlacht von Salamanca gegeben — derselben viele Leute tödtete, und nachdem er sich nun seinerseits hinter dem Duero geborgen, ließ er dem General Hill den Befehl zukommen, er solle zu Salamanca sich mit ihm vereinigen, wenn er Angesichts der auf Madrid marschirenden Armeen glaube, diese Hauptstadt nicht länger behaupten zu können.

Solcher Art waren die Ereignisse, welche Joseph unter Marschall Jourdan bei ihrer Ankunft am Tajo erfuhren. Nun hatte der greise Marschall die Genugthuung zu sehen, wie richtig er calculirt hatte; nun sollte auch Madrid dem neuen Königthum seine Thore wieder öffnen. In der That, am 30. October nahm das vereinigte Central- und andalusische Heer diese Tajo-Linie, an der man siebenzigtausend Spanier, Portugiesen und Engländer zu finden gefürchtet hatte und drangen, die Nachhut General Hill's niederwerfend, am 22. in Spaniens Hauptstadt ein, die über solch' raschen Glückswechsel natürlich höchlich erstaunt war. Joseph fand dort eine gute Aufnahme, denn die Einwohner von Madrid fingen, durch den englischen Stolz verletzt und der Ausschreitungen der Guerillas satt, an zu glauben, es könne das neue Königthum von einem sanften und besonnenen Fürsten repräsentirt, wohl

eben so viel werth sein als entartete, von Bandenführern umgebene Bourbonen. Doch Joseph verweilte nur achtundvierzig Stunden in Madrid, da er es am 4. bereits wieder verließ, um mit dem Marmont'schen Heere sich zu vereinigen und an der Spitze von achtzigtausend Mann Wellington zu verfolgen. Welche Resultate durfte man nicht von der Vereinigung einer so imposanten Truppenmacht erwarten! Welche Rache durfte man nicht für die Niederlage von Salamanca zu nehmen hoffen!

Mit Recht zählte Joseph darauf: er hoffte, daß eine große Schlacht alles bisherige Unglück wieder ausgleichen und die Engländer nach Portugal zurückführen würde. Wohl fing man an, das beharrliche Schweigen des Moniteur, der von der großen Armee in Rußland keine Bülletins mehr brachte, etwas befremdlich, ja unglückverkündend zu finden, doch war man weit entfernt, die ganze Wahrheit zu ahnen, und höchstens ging man so weit, von Schwierigkeiten zu sprechen, ähnlich denen, welche auf die Schlacht bei Eylau gefolgt, durch die Schlacht bei Friedland aber siegreich entschieden worden waren. Joseph war also auf keine schlimme Nachrichten aus Paris gefaßt und schmeichelte sich mit der Hoffnung, für das Unglück, das ihn bei Salamanca betroffen, in Salamanca's Umgegend auch wieder entschädigt zu werden.

Am 6. November jenseit des Guadarrama-Gebirgs mit seinem treuen Generalquartiermeister angekommen, hätte er links nach Peñaranda hin sich ausdehnen können, wodurch er Wellingtons Spuren gefunden hätte; allein er zog es vor, rechts nach Arevolo hin sich auszudehnen, um mit der Marmont'schen Armee sich zu

vereinigen und dann die Engländer mit seiner gesammten Streitmacht anzugreifen.

Was er wünschte, sollte bald in Erfüllung gehen; denn Lord Wellington dachte, indem er in aller Eile auf Salamanca sich zurückzog, nicht einmal daran, die Vereinigung der Nord- und Südarmee zu hindern. Bald traf die Vorhut der letzteren unweit des Duero auf einander, so daß der König nun neunzigtausend Mann mit hundertfünfzig wohlbespannten Feuerschlünden beisammen hatte. Diese Streitmacht wäre sogar noch beträchtlicher geworden, wenn General Caffarelli seine zehntausend Mann nicht schon nach einigen Tagen wieder zurückgerufen hätte, um mit den Banden von Mina, Longa, Merino, Porlier sich herumzuschlagen. Bei der Verfolgung Lord Wellingtons hatte das Marmont'sche Heer zwar von seinen fünfunddreißigtausend Mann eine gewisse Anzahl verloren; ebenso hatte das Central- und das andalusische Heer, ursprünglich sechsundfünfzigtausend Mann stark, unterwegs einige Leute eingebüßt und in Madrid ein Detaschement als Garnison zurückgelassen; doch waren es immerhin noch fünfundachtzigtausend Krieger, die schönsten Truppen, die es auf der Welt gab, von Kampflust brennend und voller Aerger, daß man von den Engländern sich hatte schlagen lassen.

Auf allen Gesichtern malte sich das in den Herzen brennende kriegerische Feuer, und Generale und Soldaten gelobten bei sich selbst, gleich eifrig bei dem gemeinsamen Rachewerk mitzuwirken. Wellington hatte, von der aus Spaniern bestehenden galicischen Armee getrennt, durch das Hill'sche Corps aber verstärkt, nach den erlittenen Verlusten nur noch sechzigtausend Mann,

darunter vierzigtausend Engländer, deren Stolz seit dem Tage von Salamanca sich bedeutend zu vermindern Gelegenheit gehabt hatte. Konnten diese fünfundachtzigtausend Franzosen die Spitze bieten, wenn letztere erträglich gut commandirt waren? Kein Mensch glaubte das, und die Engländer ebenso wenig als die Franzosen.

Die drei französischen Armeen marschirten also auf die Tormes zu, und zwar auf eben dem Wege, welchen Marschall Marmont eingeschlagen hatte, um bei den Arapilen sich schlagen zu lassen. Sie marschirten so, daß sie die Position von Salamanca umgehen und Wellington zu einer Schlacht zwingen konnten, indem sie sich auf seiner Verbindungslinie aufstellten. Am 11. November stand man in einiger Entfernung von der Tormes in Schlachtlinie, die andalusische Armee auf der Linken, das Centralheer in der Mitte, das Marmont'sche auf der Rechten. Marschall Jourdan ging mit Joseph bis an das Ufer der Tormes vor und sah von dort Lord Wellington bei den Arapilen. Der englische Obergeneral erwartete hier mit ziemlicher Ruhe die Franzosen, weil er, auf eine bereits bewährte Stellung vertrauend und jeder Zeit nach Ciudad-Rodrigo sich zurückziehen könnend, Herr aller seiner Bewegungen zu sein glaubte. Allein er hatte einen Fehler gemacht, der ihm hätte theuer zu stehen kommen können, und den Marschall Jourdan auch mit seinem geübten, wenn auch nicht eben scharfen Blicke auf der Stelle entdeckte.

Obgleich die Tormes zur Winterzeit ziemlich hoch anschwillt, so ließ sie sich in diesem Augenblicke doch an mehreren Stellen durchwaten. Vor den Franzosen

floß sie durch das zu ihrer Linken liegende Städtchen Alba de Tormes, um, einen Halbkreis beschreibend, rechts nach Salamanca hin sich abzusenken. Lord Wellington aber hatte, zu wenig darauf bedacht, vor den Unternehmungen des französischen Heeres sich zu sichern, General Hill bei Alba de Tormes stehen lassen und mit der Hauptmasse seiner Armee Salamanca besetzt. Zwischen beiden befand sich die Position von Calvarossa de Ariba, die er blos durch eine schwache Abtheilung hatte besetzen lassen. Volle drei Wegstunden trennten das Hill'sche Corps von dem Wellington'schen, und nichts lag daher näher als der Gedanke, sich zwischen die beiden zu stellen und wenigstens die fünfzehntausend Mann des General Hill gefangen zu nehmen.

Die einzige schwierige Frage war, ob man auch plötzlich über die Tormes gehen und dort sich entfalten könnte, bevor Lord Wellington Zeit gehabt, seinen gefährdeten rechten Flügel wieder an sich zu ziehen. Daß dieß möglich sein würde, litt nach den vorgenommenen Recognoscirungen zu urtheilen, keinen Zweifel. Zwischen Alba und Salamanca ließ die Tormes sich fast überall durchwaten; jenseit dehnte sich eine weite Ebene in sanfter Abdachung nach Calvarossa de Ariba hin, wo die Arapilen lagen. Die französischen Infanterie-Colonnen sollten, nachdem die ganze aus mehr denn zwölftausend Mann bestehende Reiterei vorangegangen, um den Uebergang zu decken, das Wasser durchwaten, über die Ebene sich ausbreiten, in Calvarossa eindringen und endlich auf Alba de Tormes losstürzen, um General Hill zu umgehen und einzuschließen. Dieser Plan, welcher in Gegenwart aller Generale auf dem Felde selbst dem Könige auseinan-

dergesetzt wurde, ward allgemein als so glücklich angesehen, daß Jedermann auf dessen alsbaldige Ausführung drang, um den Engländern keine Zeit zu lassen, ihre Stellung zu verbessern. Nur Marschall Soult allein war gegentheiliger Ansicht. Man dürfe, behauptete er, die Engländer nicht in der Fronte angreifen, was allerdings seine Richtigkeit hatte, wenn dieselben einmal ihre Schlachtstellung einnahmen, hier aber nicht paßte, da es sich darum handelte, sie auf ihrem Marsche zu überfallen und eines ihrer vereinzelten Corps abzuschneiden und gefangen zu nehmen. Er meinte ferner, es sei besser, oberhalb Alba über die Tormes zu gehen, um die Position von Salamanca zu umgehen und die Engländer so zu schleunigstem Aufbruche zu zwingen. Man antwortete ihm, eben das dürfe man nicht thun, denn gehe man zur Linken wieder an der Tormes hinauf, um oberhalb Alba sie zu passieren, so zwinge man General Hill, Alba zu verlassen, und auf Calvarossa de Ariba und endlich auf Salamanca sich zurückzuziehen; so aber erweise man den Engländern den Dienst, ihnen ihren Fehler zu zeigen, und sie bei Salamanca alle zusammenzuführen; zwinge man sie dadurch, daß man mit fünfundachtzigtausend Mann ihre Verbindungslinie bedrohe, zu einem eiligen Rückzuge, so sei das Resultat einer so glücklichen, aber kostspieligen Concentration von Streitkräften gar unbedeutend! Anstatt eines Sieges, dessen man so sehr bedürfe, habe man dann bloß die traurige Genugthuung, Wellington aus einer der schwierigsten Lagen, worin je ein General sich befunden, ohne allen Verlust sich retten zu sehen.

Der allzu bescheidene Marschall Jourdan, der sonst

nicht gern kategorisch aufzutreten pflegte, behauptete dieß Mal mit außergewöhnlicher Lebhaftigkeit, er wolle die Verantwortlichkeit für die von ihm vorgeschlagene Operation ganz allein übernehmen und verspreche, weder die Armee, noch seinen eigenen Ruhm dabei zu gefährden. Sämmtliche Generale, die gerade anwesend waren, Soucham, von Erlon und andere, theilten die Ansicht des alten Marschalls und unterstützten sie mit Blicken und Worten. In Anbetracht der Stellung und des Grads des Marschalls Soult aber sollte die Frage erst dann entschieden werden, wenn der obere Lauf der Tormes von Neuem erkundet sein würde.

An dem darauf folgenden Tage kam Marschall Soult wieder mit seinem Plane, links oberhalb Alba über die Tormes zu gehen, da man sie auch dort durchwatbar gefunden, und drang auf die Annahme desselben. Der König zog Marschall Jourdan zu Rath, und dieser rieth ihm mit einer Nachgiebigkeit, welche eine Folge seines Alters und Charakters war, in Soult's Verlangen zu willigen. Einen vom Befehlshaber der Hauptarmee mißbilligten und bekämpften Plan auszuführen, sei, meinte Jourdan, gar gefährlich; und obgleich die Engländer ihre Stellung noch nicht verbessert hätten, obgleich der entscheidende Schlag immer noch geführt werden könne, und obgleich die Versuchung stark sei, so scheine ihm doch der Soult'sche Plan minder gewagt als der andere.

Um nun auf Marschall Soult die ganze Verantwortlichkeit überzuwälzen, und ihn wenigstens zur gehörigen Ausführung seiner eigenen Idee zu zwingen, stellte man das Centralheer unter seine Befehle und den Grafen von Erlon an die Spitze der Marmont'schen

Armee. Noch am 13. ging man oberhalb Alba über die Tormes und rückte bis Nuestra Señora de Retiro vor. Die Engländer hatten Alba kaum verlassen und hatten sogar noch ein Detaschement dort stehen. Man sah, wie sie sich auf die Arapile zurückzogen und sich dort sammelten. Immerhin aber mußten sie noch im Angesichte von fünfundachtzigtausend Franzosen abziehen, und noch war es möglich, einen Theil ihrer langen Colonne abzuschneiden.

Marschall Soult hatte bereits fünfzigtausend Mann, namentlich die ganze Reiterei beisammen und konnte am nächsten Tag schon in aller Frühe vorwärtsgehen. Das Marmont'sche Corps, das die Nothwendigkeit, Alba zu besetzen, links zu defiliren zwang, um an der Tormes hinaufzugehen, sollte seine Bewegung beschleunigen. Aber am 14. war das Wetter abscheulich: das Glück, gleichsam von Leuten angeekelt, welche seiner Gunst so wenig sich theilhaftig zu machen verstanden, schien ihnen nicht zur Seite stehen zu wollen. Kaum daß man die Feinde vor sich sehen konnte, doch konnte man durch den Nebel hindurch die Engländer unterscheiden, die von rechts nach links defilirten, um Salamanca eiligst zu verlassen und auf Ciudad-Rodrigo zu ziehen. Mehrere Explosionen, die man von Salamanca her hörte, zeigten deutlich genug an, wie die Engländer selbst einen Theil ihrer Kriegsvorräthe zerstörten und auf dem Rückzuge begriffen waren. Jetzt verlangten Joseph und Jourdan, man solle wenigstens mit der Reiterei auf die englische Armee eindringen, um einen Theil derselben gefangen zu nehmen. Aber der übermäßig vorsichtige Soult schützte das trübe Wetter vor und wollte erst das ganze Marmont'sche Heer

beisammen haben; und als endlich die fünfundachtzigtausend Franzosen beisammen waren, fand er die Engländer außer seinem Bereich und in vollem Rückzug auf der Straße von Ciudad-Rodrigo.

Die Verwirrung, der Zorn bei den drei Armeen kannten keine Grenzen. Der Zustand der Atmosphäre, die Langsamkeit des Marmont'schen Corps, das, da es bis über Alba de Tormes hinaufgehen mußte, nicht geschwinder hatte herankommen können: das waren die Gründe, womit dieses klägliche Mißlingen eines so leicht auszuführenden Schlages zu entschuldigen versucht wurde. Man verfolgte die Engländer noch ein paar Tage und hatte von dieser furchtbaren Concentration von Streitkräften als alleiniges Resultat etwa dreitausend Gefangene, die man hinter einem Feinde her machte, welcher dieß Mal außergewöhnlich schnell zu marschiren sich gezwungen sah.

Joseph zog wieder in Madrid ein und ließ seine drei Armeen Cantonirungsquartiere beziehen: das Marmont'sche Corps in Castilien, das Centralheer in der Umgegend von Madrid, und endlich die andalusische Armee am Tajo, zwischen Aranjuez und Talavera.

Das war der spanische Feldzug vom Jahre 1812, der, nachdem die Franzosen zu Anfang Ciudad-Rodrigo und Badajoz verloren, weil sie dieselben unkluger Weise von Truppen entblößt hatten, theils um Valencia zu erobern, theils um Mannschaften nach Rußland schicken zu können, einen Augenblick unterbrochen ward, dann fortspielte, durch den Verlust der Schlacht von Salamanca berühmt wurde und mit dem Auszug aus Madrid, der Räumung Andalusiens und der Zusammenziehung

einer Truppenmacht endigte, welche, wenn auch verspätet, dennoch Lord Wellington für seine allzu leichten Erfolge schwer hätte büßen lassen können, wenn Joseph's und Jourdan's allzu große Nachgiebigkeit nicht eine neue letzte Schmach auf die Franzosen gehäuft hätte, die Schmach nämlich, daß sie, fünfundachtzigtausend Mann stark, eine Armee von vierzigtausend Engländern entkommen ließen, auf deren Verbindungslinie sie standen. In diesem Jahre 1812 hatten also die Engländer den Franzosen die zwei wichtigen Plätze Ciudad-Rodrigo und Badajoz genommen, eine entscheidende Schlacht gewonnen, um auf einen Augenblick in Madrid einzuziehen; ferner hatten die Franzosen Andalusien räumen, und sich bis nach Burgos verfolgen lassen müssen; dann hatten sie den Feind aus der gefährlichsten Lage, in der er sich immer befinden konnte, ohne allen Schaden sich befreien lassen und so die ganze Schwäche ihrer Herrschaft gezeigt — eine Schwäche, die mehrere beklagenswerthe Ursachen hatte und in letzter Instanz eine Folge der Nachlässigkeit Napoleons war, welcher, so groß er immer sein mochte, doch nicht die Gabe der Allgegenwart hatte und von Moskau aus noch weniger als von Paris aus commandiren konnte; der, als er sich endlich entschloß, seine Gewalt an seinen Bruder zu übertragen, aus Mißtrauen, aus Vorurtheil sie ihm nicht ganz hatte anvertrauen wollen! Alles auf einmal unternehmen, zu gleicher Zeit überall sein zu wollen, dann das zu vergessen, was man hatte versäumen müssen: das war das Geheimniß dieses spanischen Kriegs gewesen, und das war es noch! Nach dem Attentat, das zu dem Kriege geführt, konnte man sich nichts Jämmerlicheres

denken als die Nachlässigkeit, womit er fortgeführt wurde!

Uebrigens mußten so viele widrige und ungünstige Ereignisse, welche auf die Franzosen im Süden und im Norden einstürmten, in Europa eine ungeheure Aufregung hervorbringen. Welche Ueberraschung, welches Frohlocken unter den vielen Feinden, die sie sich allenthalben gemacht! England, das uneingedenk, daß es Madrid wieder verlassen, nur noch von der Ehre des Einzugs in die Hauptstadt sprach; das, nachdem es der Regierung von Cadix Sevilla zurückgegeben, sich schmeichelte, die Halbinsel von ihren Eroberern fast befreit zu haben; das, nachdem es den Kaiser Alexander mit aller Macht zu einem Widerstande ermuthigt, von dem es sich nur wenig versprach, — England konnte nicht genug staunen, als es erfuhr, daß einige spärliche Ueberreste der großen Armee besiegt am Njemen angekommen, und überließ sich einer an Wahnsinn grenzenden Freude! Trotz aller Leichtgläubigkeit, die dem Hasse eigen ist, wagte es an die Nachrichten, die sich in Europa verbreitet hatten, kaum zu glauben, und indem es durch die tausend Stimmen seiner Zeitungen das Unglück der Franzosen verkündete, konnte es sich nicht überzeugen, daß dasselbe so groß sei, wie es selbst sagte. Deutschland, ganz verblüfft von dem Schauspiel, das es vor Augen hatte, fing an, die Franzosen für besiegt, wagte es aber noch nicht, sie für vernichtet zu halten; dann ging es so weit, es zu hoffen, als es einzelne Soldaten der großen Armee erfroren und halb verhungert ankommen sah; endlich als das Skelet der großen Armee sich immer noch nicht zeigen wollte, fing es an zu glauben, es müsse

wohl wahr sein, was der Hochmuth der Russen verkündet, es müsse wohl dieses Skelet selbst nicht mehr existiren! Mit jedem Tage des Monats December sah Deutschland in seinem Innern die Hoffnung, mit der Hoffnung den Muth, mit dem Muth eine Art wahnsinnige Wuth wieder erwachen. In allen geheimen Gesellschaften, die sich in seinem Schooße gebildet hatten, gährte es gewaltig; denn alle bereiteten sich zu einer allgemeinen Erhebung vor. Noch aber war es zwischen Hoffnung und Furcht getheilt; noch wagte es sich nicht der ganzen Heftigkeit seiner Leidenschaften zu überlassen, noch sah es den Ereignissen mit brennender Neugierde entgegen. Während dieser Stimmung der Geister eilte Napoleon heimlich nach Paris, wo die sträfliche Schadenfreude gewisser Gegner seiner Regierung, die Niedergeschlagenheit seiner Schmeichler, der mit Staunen gemischte Schmerz der Ehrlichen, der keineswegs überraschte Schmerz der Besonnenen seiner warteten! Und doch konnten die Sieger in der Exaltation ihres Stolzes, die Feinde in der Blindheit ihres Hasses, die guten Bürger in der Tiefe ihrer Bekümmerniß die ganze Größe des Uebels nicht einmal sich denken! Bald, bald aber sollten sie dieselbe kennen lernen!